

JOHANNA
ROLSHOVEN

STADT- FORSCHUNG ALS GESELLSCHAFTS- FORSCHUNG

EINE EINFÜHRUNG IN
DIE KULTURANALYSE
DER STADT

[transcript] UrbanStudies

Johanna Rolshoven
Stadtforschung als Gesellschaftsforschung

Urban Studies

Johanna Rolshoven (Prof.ⁱⁿ i.R. Dr.ⁱⁿ) forscht und lehrt in den Bereichen Politische Anthropologie, Stadtforschung sowie Mobile Culture Studies und Cultural Studies in Architecture. Sie hat als Kulturanthropologin an den Universitäten Graz, Zürich, Basel, Fribourg, Marburg und an der ETH Zürich gearbeitet sowie als Gastprofessorin in Hamburg, Marburg und Innsbruck.

Johanna Rolshoven

Stadtforschung als Gesellschaftsforschung

Eine Einführung in die Kulturanalyse der Stadt

[transcript]



The EOSC Future project is co-funded by the European Union Horizon Programme call INFRAEOSC-03-2020, Grant Agreement number 101017536

Die freie Verfügbarkeit der E-Book-Ausgabe dieser Publikation wurde ermöglicht durch das Projekt EOSC Future.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution 4.0 Lizenz (BY). Diese Lizenz erlaubt unter Voraussetzung der Namensnennung des Urhebers die Bearbeitung, Vervielfältigung und Verbreitung des Materials in jedem Format oder Medium für beliebige Zwecke, auch kommerziell. (Lizenztext: <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>)

Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z.B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

Erschienen 2021 im transcript Verlag, Bielefeld

© **Johanna Rolshoven**

Umschlaggestaltung: Kordula Röckenhaus, Bielefeld

Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar

Print-ISBN 978-3-8376-5995-5

PDF-ISBN 978-3-8394-5995-9

<https://doi.org/10.14361/9783839459959>

Buchreihen-ISSN: 2747-3619

Buchreihen-eISSN: 2747-3635

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Besuchen Sie uns im Internet: <https://www.transcript-verlag.de>

Unsere aktuelle Vorschau finden Sie unter www.transcript-verlag.de/vorschau-download

Inhalt

Vorwort 7

Parcours der Erkenntnisinteressen:

Perspektivierungen von Stadt 11

Spätmoderne Stadterfahrung 12

Stadtforschung als Gesellschaftsanalyse 15

Kulturanalyse als Relativierungsarbeit 17

Stadtforschung als Beschreibung von Kulturdynamik 20

Die Macht der Zahlen: Urbanität in Größenordnungen 22

Doing City: Die Stadt aus der Perspektive des Alltagshandelns 27

Stadt – trialektisch – in Räumen denken 35

Stadttentakel und andere Metaphern 39

Stadtgeschichte:

Wurzeln und Episteme werden zu Rhizomen 45

Von der »Volkskunde« zur Kulturanalyse. 45

Kurze Geschichte einer disziplinspezifischen Stadtforschung 45

Urban Studies: Interdisziplinäre Schulen und Ansätze 64

Camouflage: Investigation und alltagsnahe kreative Methoden 72

Methoden der Stadterforschung 81

Wie Stadt erforschen? 81

Eine Spur verfolgen: Marseille-Algier 83

Kontextualisierung I:

Zeit und Raum 101

Zeitgenossenschaft 101

Gesellschaft 104

Kontextualisierung II:

Theoretische Grundbegriffe einer engagierten Stadtforschung	111
Offenheit als demokratisches Prinzip	113
Die Vielfalt des Städtischen: Pluralität und Stadtgerechtigkeit	125
Genderinformierte Stadtforschung	128
Historizität: die Geschichte der Gegenwart	141
Textur und Habitus einer Stadt	161
Atmosphäre, Wahrnehmung und Bewegung	172
Stadt als Ort der Bewegung: Die Rhetorik des Gehens	179
Urbanität und das Städtische	184
 Stadt und Gesellschaft in der Gegenwart	213
Mobilitäten	213
Zeit-Raum-Kompression	215
Die epistemischen Herausforderungen der Individualisierung	216
Raumrelativierungen durch Ortspolyzentrik und Multilokalität	218
Etappen ökonomischen Wandels: Fordismus, Postfordismus, Neoliberalismus, Gouvernamentalität	221
Gentrifizierung und Kulturalisierung	225
»Das unternehmerische Selbst« und die Befreiung aus der Überlagerungsmentalität	229
Die Eigenwilligkeit der Stadt Marseille	232
 »The whole way of conflict«:	
Die Stadt als Ort der Greifbarkeit gesellschaftlicher Konflikte	243
Kriminalität als Gefahr und Diskurs: Gesellschaftliche Verunsicherungen	246
Krise, Migration und Integration	254
 »People make cities, but cities make citizens.«	
Ausblicke: Stadtbürger_innenschaft	277
Die Debatte	278
Kosmopolitische Demokratie	281
Kosmopolitisch und multikulturell: zwischen Alltagsrealitäten und charismatischer Erzählung	283
Plurale Gesellschaften und ihre Gleichgewichtssysteme	286
 Bibliographie	293

Vorwort

»Il n'est peut-être pas d'autre objet que la ville pour se dérober autant à l'objectivité. Elle se présente comme une évidence et demeure une énigme. Sa connaissance est illusoire, fragmentaire, ou, devenue intime, s'évapore du champ de la conscience. Seul un citoyen peut en parler de son expérience.«

Colette Pétonnet 1987

Kultur- und Sozialwissenschaften müssen ihre Gegenstände, und damit sich selbst, in jeder Generation neu (über-)denken, übersetzen und zeitgenössisch relevante Prioritäten setzen. Die Stadtforschung unterliegt einer solchen Dynamik, denn sie hat es mit hochmobilen Situationen und Verhältnissen zu tun, die sich am Festen, Gebauten und Tradierten reiben. Ihre Methoden, Konzepte, Perspektiven und Deutungszusammenhänge erfordern, vor dem Hintergrund je zeiträumlicher Situierungen, eine Dynamisierung.

Der vorliegende Band versteht sich als Einführung in die kulturalistische Stadtforschung als Gesellschaftsanalyse. Er möchte Inspiration und Wegleitung für Stadtforscher_innen sein und mit Impulsen vor allem aus der deutsch- und französischsprachigen Stadtanthropologie anregen. Dabei werden Themen und Zugänge angeschnitten, die Fragen für künftige und vertiefte Analysen aufwerfen.

Der Stand der Forschung beschränkt sich auf eine Momentaufnahme im zweiten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts. Im Bewusstsein seiner eingeschränkten Reichweite wurde das Buch aus einer europäischen Stadtperspektivierung heraus verfasst. Sie steht erst am Anfang eines kritischen und weltoffenen Blicks auf eine plurale demokratische und gendergerechte Gesellschaft und einer postkolonialen Revision ihrer traditionellen thematischen, metho-

dischen und theoretischen Prämissen. Nicht nur für Stadtforscher_innen, sondern allgemein für Gesellschaftswissenschaftler_innen, die die Perspektive der Stadtbewohner_innen priorisieren, geht es darum, eine stadtpolitische Expertise zu vermitteln, die mit dem Verschiedenen, dem Konfliktuellen, der notwendigen Reibung, aus der alle Kultur entsteht, umgeht. Eine Expertise, die an Kenntnis und Aufmerksamkeit der individuellen Stadterfahrung anzusetzen vermag, einer Lebensweltbrille, die – wie Colette Pétonnet in obenstehendem Zitat treffend formuliert – sich allem Objektivitätsanspruch entzieht. Offenheit, Fragmentarisches, Flüchtiges, die Mobilisierung der Sinne und Aufmerksamkeiten erweisen sich als grundsätzliche Parameter in dem Prozess der schwebenden Stadtbetrachtung. Doch dazu später.

Die Stadtforschung, die sich seit Beginn des 20. Jahrhunderts zögerlich in die akademischen Disziplinen eingeschrieben hat, kann heute aus einer Vielzahl an differenzierten Werken schöpfen. Neuauflagen historischer Vorläuferinnen, Schriften bekannter Klassiker_innen der Stadtforschung wie Georg Simmel, Robert Ezra Park, Jane Jacobs, Henri Lefebvre, Ulf Hannerz oder weniger bekannte, dabei nicht minder zentrale wie Jane Addams, Maurice Halbwachs, Isaac Joseph, Colette Pétonnet oder Anne Raulin, sind heute greifbar und vielfach auch online verfügbar. Bedingt durch die hegemonialen wirtschaftlichen und politischen Entwicklungen der westlichen Moderne waren in diesem Feld mittelwest-europäische und nordamerikanische Ansätze und die Werke bürgerlicher, männlicher, weißer Autoren international diskursbestimmend. Wenige herausragende Ausnahmen im internationalen Kontext, wie Saskia Sassen, Setha M. Low, Sharon Zukin oder Elisabeth Wilson bestätigen die Regel. Diese mächtigen Referenzierungen müssen aufgebrochen werden, was online-Plattformen bereits tun, die Forschungen aus nahezu allen Teilen der Welt einer internationalen Rezeption zugänglich machen.

Die »wissenschaftliche Gemeinschaft« der Stadtanthropologie, aus deren Impulsen sich dieses Buch speist, ist häufig wenig über den Stand der Stadtforschung außerhalb bestimmter nationaler Referenzräume orientiert: Deutsche und angelsächsische Autor_innen wissen wenig über die griechische, türkische, portugiesische oder israelische, die südosteuropäische, postsowjetische, arabische, asiatische oder afrikanische Stadtforschung. Nur langsam, durch Mobilitäten, Vernetzungen und Grenzüberschreitungen, weichen wissenschaftliche Nationalismen und hegemoniale Attitüden auf.

Ebenso hat der Ausgleich von Genderzentrismen noch einen langen Weg vor sich: weiblich oder queer kodierte Autor_innen sind weniger präsent, werden weniger zitiert und in Kompendien und Sammelbänden seltener

zu Beiträgen eingeladen. Dass etwa Feminismus als politisch korrektes »Reservat« betrachtet wird und nicht als notwendige Relativierungsarbeit am Malestream der Stadtforschung, verengt selbstredend das Feld der methodischen und theoretischen Perspektiven.

Auch dieses Buch muss sich Blickverengungen eingestehen, seine Argumentation gibt den Horizont seiner Autorin wieder, der durch die Spezifik ihres wissenschaftlichen, generationsspezifischen Werdegangs, ihres Wissens, ihrer Erfahrung, ihrer Geschlechts- und Schichtzugehörigkeit und ihres Denkradius begrenzt ist. In diesem Bewußtsein orientiert sich die Autorin mit Martha C. Nussbaum an den *Critical Humanities*: »by searching critical thought, daring imagination, empathetic understanding of human experiences of many kinds, and understanding of the complexity of the world we live in«¹. Ihr zentrales Anliegen ist es, die Leser_innen neugierig zu machen auf Stadtforschung als Gesellschaftsforschung, die den Blick für das Verschiedene des Anderen und nicht Denkbaren sensibilisiert, zum Selber- und Weiterdenken ebenso einzuladen wie zu einer Hinterfragung geläufiger Annahmen, die der Gesellschaftswandel hat obsolet werden lassen. Unter den vielfältigen Formen, in das Thema Stadt und Stadtforschung einzuführen, werden im Folgenden – mit der notwendigen Redundanz eines solchen Vorgehens – unterschiedliche miteinander verknüpfbare Verständnisebenen von Stadt skizziert.

1 Martha C. Nussbaum: *Not for Profit. Why Democracy needs the Humanities*. Princeton, Oxford 2016: Princeton University Press, S. 7.

Parcours der Erkenntnisinteressen: Perspektivierungen von Stadt

Der schwedische Sozialanthropologe Ulf Hannerz hat in seinem Pionierwerk zur ethnologischen Stadtforschung in den 1980er Jahren in Anlehnung an Max Weber die Städte nach ihrem ökonomischen Grundcharakter klassifiziert: als *Courtstown* (Herrschafts-, bzw. Regierungs- und Verwaltungsstadt), *Commercetown* (Handels- und Finanzstadt) oder *Coketown* (Industrie- und Gewerbestadt)¹. Diese Klassifizierung mag ihre zentrale Bedeutung verloren haben, veranschaulicht jedoch die bis in die Gegenwart wirksame historische Prägung von Städten. Noch immer sind sie Regierungssitze, »Standorte« von Macht, Produktions- und Wirtschaftsräume, aber in der Gegenwart rücken ihre Eigenschaften als Lebens- und Arbeitsorte und als touristische Destinationen in den Vordergrund der Rede über eine Stadt. Diese Akzentverschiebung hat einen politischen Charakter. Sie gibt Auskunft über Ethos und Struktur einer hochmobilen Gegenwartsgesellschaft – bis zum einstweilen »rasenden Stillstand« der Covid-2019-Epidemie. Die Mobilitäten und Hypermobilitäten der späten Moderne erweisen sich weder, wie vielfach behauptet, als Gegensatz zu verlässlichen Strukturen des Sozialen und des Kollektivs noch zu Prozessen der Vergemeinschaftung. Vielmehr gilt es hier gerade für eine Stadtforschung, die sich als Gesellschaftsforschung versteht, neue Konstellationen, Orte und Situierungen des Sozialen in den Blick zu nehmen. Arjun Appadurai, George Marcus und Gisela Welz hatten in den Anfängen der sich beschleunigenden und digitalisierenden Weltgesellschaft in den 1990er Jahren nachdrücklich auf die Notwendigkeit von Forschungsmethodologien

1 Ulf Hannerz: Exploring the City. Inquiries toward an Urban Anthropology. New York 1980: Columbia University Press, S. 98f. in Referenz auf Max Weber: Die nichtlegitime Herrschaft (Typologie der Städte). In: Ders.: Wirtschaft und Gesellschaft. Zweiter Halbband. Tübingen 1958, S. 735-822.

verwiesen, die den zunehmend multilokalen und multivokalen Lebenswelten gerecht werden.²

Spätmoderne Stadterfahrung

In der westlichen Welt »sammeln« Menschen aus der wohlhabenden Mitte der Gesellschaft Städtetrips. Wer wo überall bereits gewesen ist, ist Gegenstand der Alltagskommunikation, der sozialen Positionierung und symbolischen Kapitalbildung, der Lebensstilformierung und der Manifestation von Gruppenzugehörigkeit. Man verbringt ein paar Tage in Paris, London, Berlin, Barcelona, Lissabon, Rom, Edinburgh, Riga, Brüssel oder Amsterdam und kann zuhause davon berichten. Fotos und Schilderungen werden in den *Social Media* gepostet und nähren Netzwerke und in ihnen verankerte Subjektpositionen. Diese – ressourcenintensive – internationale Praxis stiftet und erhält Kontakte, öffnet Blicke und stellt transnationale Kommunikationszusammenhänge her. Und sie verdichtet nicht zuletzt Ruf und Strahlkraft einzelner Städte weit über die Grenzen des eigenen Landes oder Kontinentes hinaus, wo sie zu Sehnsuchtsorten werden, die transnationale Flüchtlingsbewegungen mitsteuern, deren Imagination einer gelungenen Existenz in der Stadt lokalisiert wird. Vorstellungen und Praktiken von Arbeitspendeln, von Migration und von Tourismus greifen hier in einer Weise ineins, die ein theoretisches Zusammendenken dieser Forschungs- und Praxisbereiche erforderlich machen.³ Diesen zeitgenössisch neuen Formen einer multiversen Raumproduktion,⁴ die der große Stadttheoretiker Henri Lefebvre theoretisch auf den Weg gebracht hat, muss die Stadtforschung über vielfältige Horizont-erweiterungen Rechnung tragen und damit zukünftige Forschungsaufgaben alimentieren.

-
- 2 Vgl. Arjun Appadurai: Disjuncture and Difference in the Global Economy. In: *Theory, Culture & Society* 7 (1990), S. 295-310; George Marcus: Ethnography in/of the World System: The Emergence of Multi-Sited Ethnography. In: *Annual Review of Anthropology* vol. 24 (1995), S. 95-117; Gisela Welz: Moving Targets. Feldforschung unter Mobilitätsdruck. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 94, II (1998), S. 177-194.
 - 3 Vgl. Johanna Rolshoven et al. (Hg.): *Mobilitäten! (=Voyage. Jahrbuch für Reise- und Tourismusforschung)*. Berlin 2014; Regina Römhild, Johanna Rolshoven (Hg.): *Mobilitäten_Regime (=movements. Journal for Critical Migration and Border Regime Studies)*. Erscheint im Herbst 2021.
 - 4 Henri Lefebvre: *La production de l'espace*. Paris 2000 [1988]: Anthropos.

In verschiedenen Alters- und Lebensphasen werden die Stadtzentren von Megacities, von Großstädten und auch von Mittelstädten als Besuchsorte aufgesucht, um dann manchmal zu Lebensorten zu werden⁵. Eine transnational effiziente Imaginationsindustrie, die alte und neue kulturelle Repräsentationen von Städten amalgamiert, bildet den Antrieb und Impuls, während verkehrstechnisch etwa *low cost*-Städteflüge, günstige Euro-Buslinien, Mitfahrgelegenheiten und Spartickets der Eisenbahnen diese vielfältigen Mobilitäten und Pendelbewegungen bahnen. In der späten Moderne hat die politische und ökonomische Erschwinglichkeit des Reisens durch historisch neue politische Dispositive des Transnationalen eine Entgrenzung erfahren. Diese manifestieren sich etwa in der Europäisierung der Grenzformalitäten, der nationalen Währungen, der Geldtransaktionen und Beschäftigungsverträge, der Anrechnungen von Rentenleistungen oder auch der Roamingtelephonie. Via Internet zugängliche Buchungs- und Informationsmöglichkeiten zu Reisezielen und Unterakunftsnetzwerken für unterschiedlich große Geldbeutel verringern die Schwellen für das Reisen. Reisen hat sich im Zuge der Moderne zu einer Alltagskompetenz und zu einer zeitgenössisch denkbaren und für viele geläufig gewordenen sozialen Praxis entwickelt. In diese wird man hinein sozialisiert und man schreibt sie selbst fort.

Tourismus liefert vielfältige Markimpulse, während gleichzeitig die Europäisierung der Aufenthaltsregime Hand in Hand mit Immobilienspekulationen geht, die das Kaufkraftgefälle zwischen den Ländern nutzen. Städtische Zweitwohnsitze haben in den letzten beiden Jahrzehnten einen beträchtlichen Zuwachs erfahren. Wenn englische Staatsbürger_innen Zweitwohnsitze in Paris⁶ oder Sofia erwerben, Schweizer_innen in Marrakech, Tel Aviv oder New York, französische Staatsbürger_innen in Berlin, Vilnius oder Tanger, deutsche in Warschau, Sevilla oder Salzburg, dann schreiben sie sich mit diesen zeitgenössischen Investitionspraxen in historisch vorlaufende, klassenspezifische Gewohnheiten der Raumnahme ein.⁷

Die ökologisch bedenklichen, kulturell aufregenden und bisweilen paradoxen Blüten der seit den 1990er Jahren durch die von Billigfluglinien

5 Ich beziehe mich hier auf die phänomenologische Differenzierung in Herkunftsort, Aufenthaltsort und Lebensort, die Bernhard Waldenfelds vorgenommen hat in: Ders.: In den Netzen der Lebenswelt. Frankfurt/M. 1994, S. 198.

6 Vgl. Sophie Chevalier, Emanuelle Lallement, Sophie Corbillé: Paris, résidence secondaire. Enquête chez les habitants d'un nouveau genre. Paris 2013: Belin.

7 Vgl. Johanna Rolshoven: Multilokalität als Lebensweise in der Spätmoderne. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde II (2007), S. 157-179.

geschaffenen Möglichkeiten des »low cost urbanism«⁸, beschreibt Sabine Zinn-Thomas in ihrer außergewöhnlichen Ethnografie der Hunsrücker Ortschaft Hahn. Sie schildert die spektakuläre Transformation einer durch die Moderne deprivierten Hinterlandregion in Deutschland. Die Ortschaft in geografischer Randlage wurde nach 1945 zu einer über Jahrzehnte geheimen, kartographisch inexistenten amerikanischen Luftwaffenbasis und schließlich, nach dem Ende des Kalten Krieges, zu einer Außenstelle des Frankfurter Flughafens. Die Ortsbevölkerung fuhr in der zweiten Hälfte der 1990er Jahre bisweilen samstags für fünf Euro-Tickets nach Rimini ins Strandbad. Klassenfahrten und Shopping-Weekends nach Mailand, so ein örtlicher Lehrer, kamen günstiger als der sonst übliche Ausflug nach Frankfurt.⁹

Solche *Facilities* einer wohlhabenden Gegenwart tragen dazu bei, dass Tourismus, der mit ihm verknüpfte Dienstleistungssektor und der Warenmarkt für viele Städte zu einer Haupteinnahmequelle geworden sind. So sehr, dass Stadtpolitik und Stadtgestaltung dem urbanistisch entgegenkommen, deutlich zu Lasten der Sozialpolitik, einer einkommensgerechten lokalen Wohnungspolitik und einer bewohner_innengerechten Verkehrspolitik. Covid-19 hat das schmerzhaft aufgedeckt.

Doch Tourismus allein ist nicht die Ursache, sondern – dem Verständnis von Martin Scharfe folgend – ein »Symptom«¹⁰ für die gesellschaftliche Konjunktur, für die Bedeutung und die Möglichkeiten von Städten als wirtschaftlich und symbolisch zentrale Orte¹¹. Es verweist auf die historische Grundbedingung von Stadt, sich allein durch Zuwanderung zu entwickeln.¹² Denn in der Geschichte der Menschheit hat die Stadt sich nie demografisch selbst

-
- 8 Hierzu grundsätzlich Alexa Färber: *Competing Desires for Mobility. Low-Cost Airlines and the Transformation of European Cities*. In: 도시연구: 역사·사회·문화 5호 6 (2011), S. 147-170; Kerstin Schaefer: *Zwischen Departure und Arrival. Eine Ethnographie des aeromobilien Unterwegsseins*. Göttingen 2017.
 - 9 Vgl. Sabine Zinn-Thomas: *Fremde vor Ort. Selbstbild und regionale Identität in Integrationsprozessen. Eine Studie im Hunsrück*. Bielefeld 2010, S. 97.
 - 10 Vgl. Martin Scharfe: *Signaturen der Kultur. Studien zum Alltag und zu seiner Erforschung*. Marburg 2011, S. 11.
 - 11 Vgl. Heinrich Blotevogel: *Zentrale Orte. Zur Karriere und Krise eines Konzepts in der Regionalforschung und Raumordnungspraxis*. In: *Informationen zur Raumentwicklung* 10 (1996), S. 617-629.
 - 12 Vgl. Erol Yildiz: *Stadt ist Migration*. In: Malte Bergmann, Bastian Lange (Hg.), *Eigensinnige Geographien: Städtische Raumaneignungen als Ausdruck gesellschaftlicher Teilhabe*. Wiesbaden 2011, S. 71-80.

erhalten. Die politische Aufgabe, Möglichkeit und Fähigkeit, Fremdes aufzunehmen und in einen ökonomisch und kulturell diversifizierten Lebensraum einreisen und sich einfinden zu lassen, ist die *conditio sine qua non* der europäischen wie der orientalischen, der asiatischen wie der afrikanischen Stadt. Sie macht letztlich das Schillernde ihrer Geschichte aus, das sie heute zu touristischen Destinationen, zu »Weltkulturerbe« macht, zu »Kulturhauptstadt« oder mit anderen Adelsprädikaten versieht. In der »Stadtfabrik« entsteht Gesellschaft, aus ihr heraus haben sich Nationalstaaten entwickelt und nicht umgekehrt. Die Stadt ist nicht – was Umkehrung der Geschichte wäre – ein Produkt des Nationalstaates. Auch um diesen wichtigen Grundgedanken soll es in diesem Buch gehen.

Stadtforschung als Gesellschaftsanalyse

Leitgedanke der vorliegenden kulturalanalytischen Annäherung an Stadt und Stadtforschung ist, dass Stadtforschung stets Gesellschaftsforschung ist. Gesellschaft als Miteinander von Menschen mit dem Ziel der sozialen Organisation eines Gemeinwesens wird in städtischen Situationen greifbar, erforschbar und verstehbar. Die Stadt lehrt Gemeinwesen: Sie ist, wie Murray Bookchin schreibt, eine »arena for the emergence of a common humanity«¹³. Sie sozialisiert in einen dynamischen Zusammenhang, der sich in gesellschaftlichen Entwicklungs- und Transformationsprozessen äußert. Sie ist ein politisches Gebilde, das Menschen durch Handlung und Kommunikation im Alltag, durch ihre Arbeit und im Zusammenspiel mit den institutionalisierten Verwaltungsbereichen einer Regierung gestalten. Stadtleben und Stadtkultur stehen zum einen in einem nationalstaatlich geprägten Austausch und Einflussbereich. Zum anderen sind sie weit über das nationalstaatliche Dispositiv hinaus nicht nur transnational, sondern durch einen Weltzusammenhang geprägt, den sie paradigmatisch verkörpern. Die größeren europäischen Städte, ebenso wie Hafen- und Hansestädte blicken auf eine Geschichte als zentrale Orte mit großer politischer und wirtschaftlicher Eigenständigkeit zurück. In vor-nationalstaatlichen Herrschaftsgefügen waren sie als Regierungs- oder Bischofssitze mit eigenem Grundbesitz von einer Unabhängigkeit geprägt,

13 Murray Bookchin: *The limits of the city* 1986, zitiert nach Malcolm Miles, Tim Hall, Iain Borden (eds.), *The City Cultures Reader*. London 2000: Routledge, S. 48.

die sie historisch, wie später noch zu zeigen sein wird, weniger zu Untertanen als zu *Counterparts* der Nationalstaaten gemacht haben. Im 20. und 21. Jahrhundert transnationalisieren sich die europäischen Städte zunehmend, indem sie – wie lange vor ihnen die ersten antiken und vorantiken Stadtstaaten – von den »Manifestationen der Globalisierung berührt werden«¹⁴. Darin liegt ihre zukunftsweisende postnationale Bedeutung.

Die gesellschaftliche und wirtschaftliche Bedeutung der Städte als Lebens- und Arbeitsorte in der Gegenwart lässt sich mit biographischen und ethnographischen Lebensweltbeschreibungen, sozial- und politikwissenschaftlichen Diagnosen, philosophischen Grundierungen fassen, sie kann in sentimentalisierten Situationsdarstellungen literarisiert und visualisiert und in Zahlen ausgedrückt werden. Städte lassen sich über Strukturen, Materialitäten und Funktionen darstellen und über Repräsentationen als historisch gewachsene dichte Bilder. Die wissenschaftlichen Zugänge zur Stadtforschung sind ihren Erkenntnisinteressen entsprechend unterschiedlich, und es ist aufschlussreich, diese Verschiedenheit in ihren Auffassungen von und Perspektivierungen auf Gesellschaft zu betrachten. Die Relativierung differenziert den Blick auf die Stadt als Lebensraum und ermöglicht, die sich in Städten zeigenden gesellschaftlichen Konflikte auf unterschiedlichen Ebenen in den sie bedingenden Kontexten zu verorten. Der kulturanalytische Anspruch der Stadtforschung als Gesellschaftsforschung will der Komplexität der Betrachtungsebenen entsprechend der Komplexität des Alltagslebens, seiner Akteur_innen und Subjektpositionen Rechnung zu tragen.

Wer sich heute – im ersten Viertel des 21. Jahrhunderts – in diesem Feld bewegt, kann aus interdisziplinär, transversal und *queer* gewonnenen Ansätzen und Erkenntnissen schöpfen. Kriminalitätsdiskurse, um ein Beispiel zu nennen, die häufig einzelne Stadträume (der Grazer Stadtpark...), Stadtviertel (die nördlichen Vororte von Marseille...) oder sogar ganze Städte (New York...) stigmatisier(t)en, erhalten aus der multiperspektivischen Betrachtung statistischer, ökonomischer, literarischer, philosophischer, kriminologischer und soziologischer Schriften einen hohen Grad an Differenzierung. Dieser entzieht sich dezidiert dem Ursache-Wirkungsdenken, wie es aller Ideologie zugrundeliegt.¹⁵ Ein reduktionistisches Denken wohnt etwa der prominent gewordenen *Broken-Windows*-»Theorie« inne, einer stets verkürzt rezipierten wissenschaftlichen Studie, die an der oberflächlichen Beobachtung

14 Vgl. P. Niedermüller: Stadt, Kultur(en) und Macht, S. 284.

15 Vgl. Michael Zinganel: Real Crime. Architektur, Stadt und Verbrechen. Wien 2003.

ansetzt, dass vernachlässigte Stadtteile auch höhere Kriminalitätsraten aufwiesen, Müll und Unordnung etwa Verbrechen oder Vergehen triggerten. Einer plausiblen, dem Alltagsverstand einleuchtenden, politisch vereinnahmbaren Sicht, die Kriminalität in einer wechselwirkenden Stigmatisierung von Stadtraum und Bewohner_innen festschreibt, muss eine entschieden differenzierende Argumentation entgegengesetzt werden, die stets Komplexität und Gemengelage sozialer Entwicklungen und sie bedingender Einflussgrößen aufzeigt.¹⁶

Kulturanalyse als Relativierungsarbeit

Die einst paradigmatische Scheidung in eine *Ethnologie in der Stadt* versus eine *Ethnologie der Stadt* können wir mehr als ein Vierteljahrhundert nach ihrer Formulierung durch Ulf Hannerz¹⁷ hinter uns lassen. Wir müssen mit interdisziplinären Verknüpfungen, durch Queerdenken, in Überschneidungen und mit den Wagnissen ungesicherten Denkens argumentieren, um in Interpretation und Darstellung dem an der Oberfläche der Phänomene oft rasch erscheinenden gesellschaftlichen Wandel gerecht zu werden.

Diesem Anspruch kommt am Anfang des 21. Jahrhunderts die Kulturanalyse als theoretisch elaborierter und methodisch mit komplexen Verhältnissen umgehender inter- und transnationaler Zugang am nächsten. Mit ihr soll hier an ein Verständnis von Kritischer Wissenschaft angeknüpft werden, dem mit dem Blick auf die ideologisch überformten Lebenswelten des Alltags der Zweifel des kritischen Humanismus¹⁸ anhaftet. Kulturanalyse wird zu einer Form von Kritik, die sich nicht allein als »critical study of issues of public interest«¹⁹ versteht, sondern als ein reflexives und damit relationales Unternehmen, mit

16 Eine sachliche Darstellung von Postulat und Rezeption der »Broken-Windows«-Annahme findet sich auf <https://soztheo.de/kriminalitaetstheorien/soziale-desorganisation/broken-windows-wilson-kelling/> (08.04.2020).

17 U. Hannerz: *Exploring the City*, S. 3; P. Niedermüller: *Stadt, Kultur(en), Macht*, S. 280; Alain Hayot: *Pour une anthropologie de la ville et dans la ville: questions de méthodes*. In: *Revue européenne des migrations internationales* 18, 3 (2002), S. 2-11.

18 Vgl. Henri Lefebvre: *Die Revolution der Städte*. Frankfurt/M. 1990 [Paris 1970], S. 81; Martha C. Nussbaum: *Cultivating Humanity: A Classical Defense of Reform in Liberal Education*. Cambridge, Mass. 1997: Harvard University Press.

19 Jim Mc Guigan: *Cultural Analysis*. London 2010: Sage, S. 7.

den Worten Raymond Williams, »by which the nature of the thought and experience, the details of the language, form and convention in which these are active, are described and valued«.²⁰

Alles Stadtgeschehen ist komplex. Gleichzeitige wie ungleichzeitige Ereignisebenen unterschiedlicher Maßstäbe und Rhythmen überlagern einander. Dies drückt sich auch in den geografischen, historischen und geopolitischen Relationen einer Stadt aus. Diese komplexe Relationalität muss methodologisch durch ein hohes Maß an kognitiver Beweglichkeit, an Offenheit, Kritik und Reflexivität begegnet werden. Lebensstil, Handlungsethik und Alltagsauffassungen, Begriffe von »richtig« und »falsch«, Anspruchsdenken und Bedürfnislagen ändern die Möglichkeiten, Bedeutungen und Legitimierungen urbanen Handelns²¹. Sie tun dies nicht nur mit wechselnder sozialer und geschlechtsspezifischer Position im Raum, sondern auch mit den Schwingungen und Turbulenzen der historisch-politischen Kontexte, einem Feld von Konstellationen, in das sich die wissenschaftlich fokussierte Ereignisebene eingeflochten findet.

Relativierungsvermögen ist nicht eine nur akademische, sondern eine grundlegende zivilgesellschaftliche Kompetenz der Dezentrierung. Diese befasst sich mit Begriffen, mit denen politisch-ideologische Setzungen vorgenommen werden und die die Gesellschaft ebenso kitten wie spalten können: etwa »Identität«, »Kultur«, »Geschichte«. In einschlägigen Kontexten auf verkürzte Formeln gebracht, bewirken diese das Gegenteil ihrer historisch gewachsenen Semantiken und Intentionen. Sie müssen und können pluralisiert, das heißt in die Mehrzahl der Identitäts-, Kultur-, und Geschichtsauffassungen übersetzt werden. Mit einer solchen Arbeit am Denken selbst nähern wir uns der Zukunftsaufgabe, die Ver_Sicherungen oder Ver_Ankerungen des/der Einzelnen, wie sie vor allem als ideologisch-räumliche Fixierungen des Unter-Sich-Bleibens gedacht werden, durch relationale Bezugsetzungen aufzubrechen. Sie ermöglichen es, den eigenen Ort als menschliches, mit Alltagsverstand und Mitgefühl ausgestattetes »Kompetenzzentrum« einer vielstimmigen Gesellschaft zu finden und denkbar zu machen.

20 Raymond Williams: *The Analysis of Culture*. In: Ders., *The Long Revolution*. London 1961, S. 57-70, reprint in: John Storey (Hg.), *Cultural Theory and Popular Culture*. Athens 1994: The University of Georgia Press, S. 48-56, hier: S. 48

21 Zum Themenfeld der urbanen Ethiken vgl. Moritz Ege: *Urbane Ethiken und das Normative der Urbanität – ein Diskussionsbeitrag*. In: Brigitta Schmidt-Lauber (Hg.), *Andere Urbanitäten. Zur Pluralität des Städtischen*. Wien u.a. 2018, S. 169-192.

Relativierung setzt Kontextualisierung und Konstellationsanalyse voraus als kulturanalytische Verfahren der Sichtbarmachung von Bedeutung und vor allem Bedeutungszusammenhängen. Hierzu zählt auch die von Jeremy Gilbert vorgeschlagene Kartierung von »Machtbeziehungen und -verhältnisse(n) innerhalb gesellschaftlicher Felder« mit dem Ziel, die Orte möglicher Intervention herauszustellen.²² Sie ermöglicht es, die Bedingtheiten der Phänomene, Situationen und Ereignisse aufzuzeigen und ist damit eine einfache und alltagstaugliche Form von de-ideologisierender Diskursanalyse. Sie zeigt die Bedeutsamkeit von Geschichte auf, den Weg, auf dem alltägliche Selbstverständlichkeiten historisch prozesshaft entstanden sind und die Lebensweise durchdringen. Alles, was in »meinem« Raum in der Vergangenheit geschehen ist, prägt »mein« raum-zeitliches Agieren, »meinen« Rhythmus. Und das Wichtigste: Ich selbst kann an diesem Rhythmus verändernd mitwirken.

Eine kulturanalytisch motivierte Stadtforschung ist heute an dem sozialen und kulturellen Herstellungsprozess von Stadt interessiert und nimmt das wechselseitige Verhältnis zwischen Struktur und Handlung in den Blick. Die Stadt ist »eine von Menschen geschaffene, gestaltete Umwelt, die ihrerseits auf die Menschen, die sie bewohnen, »charakter«-formend einwirkt.«²³ Als »Menschenwerkstatt«²⁴ nimmt sie Einfluss auf Lebensweise, Lebensstil und Mentalität der Stadtbewohnerin und des Stadtbewohners. Deren Handeln ist von Strukturen durchwirkt, die beeinflussen und rahmen. Dieser komplexe Prozess des Interagierens lässt sich nicht in Begriffen eines Ursache-Wirkungsverhältnisses beschreiben. Louis Wirth hatte ihn als »urbanism« bezeichnet, Gottfried Korff als innere Urbanisierung, Martina Löw spricht von dem »Vergesellschaftungskontext einer Stadt«²⁵, Bernd-Jürgen Warneken von »Sozialverortung«²⁶.

-
- 22 Jeremy Gilbert: Das Kulturelle in politischen Konjunkturen. In: Zeitschrift für Kulturwissenschaften 2 (2019): Kultur und Bildung – kulturelle Bildung?, S. 104-114, hier: S. 104, 112.
 - 23 Joachim Schlör: Das Ich der Stadt. Debatten über Judentum und Urbanität, 1822-1938. Göttingen 2005, S. 39.
 - 24 Heinrich Mann: Berlin (1921). In: Christian Jäger, Erhard Schütz (Hg.), Glänzender Asphalt. Berlin im Feuilleton der Weimarer Republik. Berlin 1994, S. 13-19.
 - 25 Vgl. Martina Löw: Eigenlogische Strukturen – Differenzen zwischen Städten als konzeptuelle Herausforderung. In: Helmuth Berking, dies. (Hg.), Die Eigenlogik der Städte. Frankfurt/M. 2011, S. 33-53, hier: S. 41.
 - 26 Vgl. Bernd-Jürgen Warneken 2006, S. 204, zitiert nach M. Ege: Urbane Ethiken.

Für die Kultur- und Gesellschaftsanalyse ist der Begriff der Struktur fundamental. In einer weiter gefassten Bedeutung lässt sich Struktur als Bedingungs- oder -gefüge des Alltagshandelns bezeichnen. Zu den Strukturen zählen wirtschaftliche Rahmenbedingungen, das politische System, die staatlichen Institutionen, die soziale Differenzierung und Repräsentation von Status und Geschlechtsrollenzuweisungen sowie die Geschichte, die die Gegenwart formt. Strukturen drücken sich in ideologischen, in räumlichen und materialen sowie in zeitlichen Handlungsbedingungen aus. Sie können sich greifbar zeigen oder auch subkutan wirken. Eine sichtbare Manifestation von Struktur im Stadtbild ist grundsätzlich das Gebaute, die materiale Infrastruktur einer Gesellschaft; eine weniger sichtbare Manifestation von Struktur ist das übergeordnete Zeitregime, das sich in ortsspezifischen Arbeitszeitmodellen, in Fahrplänen oder verinnerlichten kulturellen Zeitregimen äußert. Anthony Giddens zufolge entsprechen unsichtbare Strukturen »Regeln und Ressourcen«, die sich auf die »Konstitution von Sinn oder auf die Sanktionierung von Handeln« beziehen.²⁷ Beide dienen der »Systemreproduktion«²⁸, dem Aufrechterhalten einer bestimmten Gesellschaftsordnung.

Stadtforschung als Beschreibung von Kulturdynamik

Michi Knecht und Péter Niedermüller schreiben, dass Städte »privilegierte Orte für die Wahrnehmung und Erforschung von Transformationsprozessen sind, weil sich in ihnen und im urbanen Prozess das Ineinanderwirken von Makro- und Mikroebenen, die Artikulation von strukturellen Veränderungen mit alltäglichen Lebensformen und -erfahrungen, die Überlappungen zwischen lokalen und globalen Entwicklungen besonders intensiv verdichten und zum Teil beschleunigt abspielen und zeigen.«²⁹ Thomas Hengartner ergänzt: »So verstanden fungieren Städte als Verdichtungsraum sozialer Prozesse und

27 Zitiert nach M. Löw: Eigenlogische Strukturen, S. 40.

28 Ebd., S. 41

29 Vgl. Michi Knecht, Péter Niedermüller: Stadtnethnologie und die Transformationen des Städtischen. Eine Einleitung. In: Berliner Blätter 17 (1998): Transformationen des Städtischen. Stadtnethnologie in Europa, S. 3-13, Formulierung in Anlehnung an Setha M. Low: The Anthropology of Cities: Imagining and Theorizing the City. In: Annual Review of Anthropology 25 (1996), S. 383-409.

kultureller Entwicklungen und machen diese gleichsam in einem verschärften und vergrößerten Ausschnitt sichtbar«. ³⁰

Setzt man mit dem Vergrößerungsglas an städtischen Orten und Plätzen an, sieht man im Kleinen sich abzeichnen oder angedeutet, wie die gesellschaftlichen Verhältnisse sich im Großen entwickeln. Ökonomische, politische und soziale Strukturen und Bedingungen werden in Situationen und Konstellationen menschlichen Handelns und Interagierens emergent und empirisch greifbar. Im Zentrum der kulturalistischen Stadtforschung steht dabei keineswegs der Umkehrschluss von Mikrosituation auf Makrostruktur und umgekehrt, sondern das Veränderliche und Transitorische in einer Gesellschaft, das sich in der Transformation von individuellen Rollen, Identitäten, Netzwerken und Beziehungen zeigt. Um Aufschluss über Kulturdynamik zu geben, erfordert solche Prozesshaftigkeit ein methodologisch mehrspuriges Vorgehen. Die Auswirkungen von gesellschaftlichen Veränderungsprozessen manifestieren sich in den sozialen Praktiken der städtischen Akteur_innen, in ihren Vorstellungen und raumbildenden Handlungs- und Kommunikationspraxen, aber auch in den »Bedeutungen, die sie den physischen Qualitäten des städtischen Raumes zuschreiben«. ³¹ »Einerseits,« schreibt Rolf Lindner, »fragen wir danach, wie das Gebilde Stadt den Menschen formt, das heißt wir fragen nach der Stadt als Menschenwerkstatt (...). Andererseits richtet sich unser Augenmerk auf die Frage, wie die Menschen das Gebilde Stadt formen, wohlwissend, dass die Stadt in letzter Instanz nichts anderes sein kann als das Gesamt ihrer Bewohner (...).« ³² Mobile Lebensweise, Dynamik des Stadtlebens, Erfahrung und Erleben von Geschwindigkeiten in Maßen von Zeit und Raum erfordern eine Mobilisierung theoretischer Konzepte und Methoden der Stadterforschung.

»Urbane Identität« »schließt heute (...) Aushandlungsprozesse ein, die beständig in Bewegung sind.« ³³ Dieses beständig in Bewegung-Sein bietet Möglichkeitsräume der individuellen und kollektiven Entwicklung, zum Beispiel

30 Thomas Hengartner: Zur Kulturalanalyse der Stadtforschung. In: Beate Binder et al. (Hg.), *Ort. Arbeit. Körper. Ethnografie Europäischer Modernen*. Berlin 2005, S. 67-80, hier: S. 70.

31 Ebd., S. 76.

32 Rolf Lindner: Vorüberlegungen zu einer Anthropologie der Stadt. In: *Volkskunde in Sachsen* 16 (2004), S. 177-188, hier: S. 177.

33 Wolfgang Kaschuba: Urbane Identität: Einheit der Widersprüche? In: Vittorio Magnago Lampugnani (Hg.), *Urbanität und Identität zeitgenössischer europäischer Städte*. Ludwigsburg 2005, S. 8-28, hier S. 19.

der persönlichen Emanzipation oder der Mitgestaltung und Veränderung von Lebensformen, der Mitwirkung an sozialen Bewegungen und Initiativen. In der Stadt, schreibt Wolfgang Kaschuba, werde »sozialer Zugang und kulturelle Teilhabe am gesellschaftlich Neuen letztlich möglich. Nur dort kann intensiv um gesellschaftliche Anerkennung und Identität gerungen werden – politisch, symbolisch und medial. Nur dort, gleichsam auf der Straße, finden die entscheidenden Verhandlungen über die Legitimität und Attraktivität sozialer, ethnischer, religiöser oder lebensstilbezogener Identitätsmuster statt.«³⁴ Als »zentrale und umkämpfte Bühne der Gesellschaften«³⁵ zwingt der urbane Raum jedoch auch zu schmerzhaften Prozessen, zu Degradierungen, Rückschritten, Erfahrungen des Scheiterns, des sozialen Abstiegs oder Ausschlusses. Um Konflikte zu gelingenden Mechanismen der Integration³⁶ werden zu lassen, bedarf es, wie noch zu zeigen sein wird, bestimmter politischer Rahmungen und städtisch-bürgerschaftlicher Grundlagen.

Die Macht der Zahlen: Urbanität in Größenordnungen

Der Zuzug von Menschen in die Städte nimmt ab der Mitte des 19. Jahrhunderts sowohl in Europa als auch international stetig zu. Der raschen Orientierung dient das statistische Wissen der Weltbank, die das Phänomen Verstädterung mit dem sogenannten Verstädterungsgrad ausdrückt: Damit wird in Prozent der Gesamtbevölkerung eines Staates der Anteil der Bevölkerung bezeichnet, der in als Städte definierten Siedlungen lebt. Die Zahlen sind global einigermaßen vergleichbar.³⁷ Den höchsten Verstädterungsgrad Europas weist 2018 Belgien mit 98 Prozent auf, dicht gefolgt vom Inselstaat Malta (94,6%), den bei weitem geringsten Liechtenstein (14,3%); das EU-Mittel betrug 75,7%.³⁸ 2018 lebten in Österreich etwas über die Hälfte (58,3%), in Deutschland drei Viertel (77,3%) und in Frankreich vier Fünftel (80,7%) der

34 Ebd., S. 19.

35 Ebd., S. 19.

36 Vgl. Walter Siebel: Die Kultur der Stadt. Berlin 2015, S. 377 (in Anlehnung an Ralf Dahrendorf).

37 World Bank, World Development Indicators, <https://databank.worldbank.org/reports.aspx?source=2&series=SP.URB.GROW> (29.03.2020).

38 Vgl. statista 2018: Europäische Union: Urbanisierungsgrad in den Mitgliedsstaaten im Jahr 2013 <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/249029/umfrage/urbanisierung-in-den-eu-laendern/> (10.06.2020).

Menschen in einer Stadt³⁹. In Finnland betrug 2018 der Verstädterungsgrad 85,4 Prozent; er verweist auf den wachsenden Zulauf im Norden und die tendenzielle Schrumpfung im Süden⁴⁰. Zentraleuropa und »Baltikum« (eine, man könnte sagen koloniale Kategorie der Weltbank) zeigen, dass die gemittelte Verstädterung in dieser »kerneuropäischen« Region in dem halben Jahrhundert seit 1960 von 44,5 Prozent auf »nur« 62,4 Prozent 2016 zugenommen hat.

Der Anteil der Stadtbewohner_innen an der Gesamtbevölkerung lässt mit einer einfachen Subtraktion sein Gegenstück berechnen, den Anteil der in nichtstädtischen Siedlungen lebenden Menschen. Das »alte«, mit der Moderne symbolisch aufgeladene Gegensatzpaar Stadt-Land⁴¹ verdient eine Neubewertung seiner Konstitution, Funktion und Sachdienlichkeit. Denn zu Beginn des 21. Jahrhunderts, in einer Gesellschaft der Ortsveränderung, die Jean Viard analysiert⁴², hat das Urbane – »l'urbain généralisé« (Jean-Paul Dollé)⁴³ – begonnen, wie eine Textur Land und Stadt zu überziehen. So einfach komplementär ist es allerdings nicht. Das »Land« als ein »Ländliches« ist eine wissenschaftlich schlecht definierte Repräsentation geblieben⁴⁴ und dank der vielfältigen kulturellen Mobilitäten wesentlich schwieriger von der Stadt abzugrenzen. Das Stadtleben stand und steht in steter struktureller und emo-

39 Vgl. <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/662560/umfrage/urbanisierung-in-deutschland/> (29.03.2020). Deutschland zählt 82 Millionen Einwohner. Davon sind fast 42 Millionen Frauen. 89 Prozent der Bevölkerung leben in Städten und Ballungszentren. In Deutschland gibt es 81 Großstädte mit mehr als 100.000 Einwohnern, <http://www.zdf.de/terra-x/terra-x-deutsche-staedte-von-oben-5444482.html>.

40 Vgl. <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/217716/umfrage/urbanisierung-in-osterreich/>, http://www.voyagesphotosmanu.com/osterreichische_bevoelkerung.html; <http://de.statista.com/statistik/daten/studie/152879/umfrage/in-staedten-lebende-bevoelkerung-in-deutschland-und-weltweit/>.

41 Vgl. u.a. Raymond Williams: *The Country and the City*. London: Chatto 2011 [1973]; J. Rolshoven: *Town-Country-Flow / Stadt-Land-Fluss*. Second Home-Scapes as New Social Spaces and Strongholds of Urban Rurality. In: *Ethnologia Fennica* 30 (2003), S. 5-13; Manuel Trummer, Anja Decker (Hg.): *Das Ländliche als kulturelle Kategorie*. Aktuelle kulturwissenschaftliche Perspektiven auf Stadt-Land-Beziehungen. Bielefeld 2020.

42 Vgl. Jean Viard: *Éloge de la mobilité*. Essai sur le capital temps libre et la valeur travail. La Tour d'Aigues 2006: Édition de l'Aube.

43 Zit. n. Marc Augé: *Pour une anthropologie des mondes contemporaines*. Paris: Flammarion 1994, S. 166.

44 Vgl. R. Williams: *The Country and the City*, S. 1; Sarah Whatmore: *On doing rural research (or breaking the boundaries)*. In: *Environment and Planning A* 25,5 (1993), S. 605-607, hier: S. 605.

tionaler Wechselbeziehung zum Landleben. Dieser Umstand betrifft zum einen kulturelle und wirtschaftliche Stoffwechsel von einem Raum in den anderen. Diese vollziehen sich über Körper- und Verkehrsbewegungen, über Finanztransfers und Kommunikationstechnologien, und über die emotional bestimmten Bewegungen von Ideen und Vorstellungen. Zum anderen benötigen die diskursiven Zuschreibungen von »Land« und »Stadt« einander als eine Art Spiegelrepräsentation, die die zeiträumliche Positionierung an dem je eigenen Ort, aber auch Regierungsstrategien festigen: die Regierung hat ihren Sitz in der Stadt, aber ihre Ideologie auf dem Land.⁴⁵

Die nationalen Erhebungen zu den städtischen Bevölkerungsanteilen sind – wie alle Statistiken – nützliche Rahmeninformationen, die Größenordnungen, Veränderungen, und Probleme veranschaulichen. Die abgelesenen Relationen hingegen sind konstruiert. Aus diesem Grund und auch ihres nationalen Inselcharakters wegen sind sie trügerisch und bedürfen der kritischen Reflexion ihrer Reichweite, ihres Konstruktionscharakters und ihrer ideologischen staatstragenden Funktionen in Bezug auf die gouvernementalen Bereiche, die sich auf sie stützen. Was bedeutet es beispielsweise, wenn der Verstädterungsgrad von Stadtstaaten wie Monaco oder Singapur seit Jahrzehnten 100% beträgt?⁴⁶ Dass sozialwissenschaftliche Statistiken als Planungsgrundlage zum Fundament des Regierens gehören, macht ihr Credo aus, ihre Glaubhaftigkeit, die zumeist als »Objektivität« und damit eine Form von »Wahrheit« ausgegeben wird. Für diesen Vorgang hatte Roland Barthes eine Zurechtweisung bereit: Das Argument der Objektivität, schrieb er 1967, verwische und zensiere Bedeutung. Objektivität sei dabei nur »eine Form des Imaginären unter anderen«⁴⁷.

45 Der von Pierre Bourdieu und Margarethe Steinrück herausgegebenen Studienband: *Der Einzige und sein Eigenheim*. Bielefeld 2002, hat die volkswirtschaftlichen und soziologischen Dimensionen dieser machtvollen Stadt-Land-Repräsentation der Nachkriegsmoderne eindrücklich dargelegt.

46 Solche Zahlen belegen etwas karikatural den Inselcharakter von nationalen Statistiken. Marcel Hénaff hat darauf hingewiesen, dass die restlose Verstädterung der Welt den Begriff von Stadt vernichten würde: *Toward the Global City: Monument, Machine, and Network*. In: *Journal of the Institute for the Humanities at Simon Fraser University IV* (2009), S. 22-33, hier: S. 23: <http://journals.sfu.ca/humanitas/index.php/humanities/article/view/4/6> (10.06.2020).

47 Roland Barthes: *Semiotik und Urbanismus* (1967). In: Susanne Hauser, Christa Kamleithner, Roland Meyer (Hg.), *Architekturwissen*. Bielefeld 2011, S. 287-294, hier: S. 287.

Mit Zahlenwerk argumentieren Lehrmittel, Stadtentwicklungsdossiers, Medienberichte, Wissenschaft ebenso wie Politik. Zahlen bedürfen daher stets kritischer Einbettung, wenn sie als politische Argumentarien zur Veranschaulichung von Entwicklungen und zur Begründung von Maßnahmen herangezogen werden. Ein kleines Beispiel zu den Lesarten von Statistiken veranschaulicht die Notwendigkeit, hier zwischen Laienwissen und Expert_innenwissen zu unterscheiden.

Vom Winter 2018 bis in den Sommer 2019 hinein fanden in Frankreich die zivilgesellschaftlichen Demonstrationen der sogenannten »Gelbwesten« statt. Sie richteten sich gegen wirtschaftliche und soziale Fehlentwicklungen, die sich seit Amtsantritt der Regierung Macron weiter verstärkt hatten. Ich konnte die Bewegung parallel zu der Berichterstattung über sie verfolgen. In den international über die Presseagenturen verbreiteten Nachrichten stand seit Frühjahr/Sommer 2019 ihre behauptete Gewaltbereitschaft stark im Vordergrund. Dies hat zwei Journalist_innen veranlasst, die statistischen Grundlagen dieser Argumentation anhand einer Fallanalyse zu überprüfen. Die Auswertung der Zahl von 2948 anlässlich der sog. Gelbwesten-Demonstrationen in Paris zwischen 17. November 2018 und dem 22. Juni 2019 verhafteten Personen ergab 1963, d.h. zwei Drittel Freigesprochene, 47 (1,6%) Schuldsprüche sowie eine Restziffer von nicht weiter verfolgbaren Vergehensvorwürfen. Die zahlreichen Verhaftungen, so der Kommentar eines Juristen, diente vor allem dazu, die Menschen vor dem Demonstrieren abzuschrecken.⁴⁸ Der von den Medien unhinterfragt kolportierte Schluss auf die Gewaltbereitschaft der »Gelbwesten«, die nur für eine kleine Minderheit ausgemacht werden konnte, erweist sich als Konstruktion und damit als Instrument der Kriminalisierung einer politisch unerwünschten sozialen Bewegung.

Weltweit leben seit 2008 erstmals mehr Menschen in Städten als auf dem Land – ein immer größerer Teil davon lebt in den sogenannten Megacities des globalen Südens⁴⁹. Das statistische Ballett der größten Städte – unter weitgehender Aussparung der afrikanischen Megacities – dreht sich nicht erst seit diesem Datum immer schneller. Die Zahl der Städte mit mehr als fünf Millionen Einwohner_innen betrug im Jahr 1940 noch vier – Tokio, New York, Lon-

48 Vgl. Jean-Baptiste Jacquin, Aline Leclerc: »Gilets jaunes«: bilan hors norme pour la justice. In: Le Monde, jeudi 18 juillet 2019, S. 10.

49 Einen guten Überblick bietet die Interpretation der Bundeszentrale für politische Bildung zur Zahlenlage der Millionenstädte weltweit (2017), <https://www.bpb.de/nachschlagen/zahlen-und-fakten/globalisierung/52720/megacitys> (04.04.2020).

don und Paris – und erreichte zu Beginn der 1990er Jahre 36⁵⁰; 2019 standen Tokio, New Delhi und Shanghai auf den ersten drei Plätzen⁵¹. Europäische Städte wie Paris und London mit immerhin fast 11 Mio. Einwohner_innen in der Metropolitanregion befinden sich in der Liste der größten Städte auf den Plätzen 33 und 35, hinter Moskau mit fast 16,5 Mio. EW (Platz 16), und Istanbul mit 13,8 Mio. EW (Platz 23).⁵² Dem Argumentieren mit Größenordnungen haften Konnotationen des Aufwertenden an, des Nationalstolzes, aber auch der politischen und wirtschaftlichen Potenz und Konkurrenz zwischen Ländern, Regionen und Standorten. Im Gegensatz zu dem formlos wirkenden fulminanten Wachstum der Megacities in den noch immer so genannten »Entwicklungsstaaten« haben sich die europäische, die orientalische ottomatische, mediterrane oder afrikanische Stadt⁵³ auf dem Weg von der frühen

50 Vgl. Boris Michel: Stadt und Gouvernamentalität. Münster 2005, S. 21.

51 Vgl. Sophie von Wirth, Gero Berndt: Ranking 2019: die zehn größten Städte der Welt. In: Handelsblatt vom 18.06.2019, <https://www.handelsblatt.com/politik/deutschland/ranking-2019-die-zehn-groessten-staedte-der-welt-/24418560.html?ticket=ST-1029385-ZukG02Azj5RAfiQZInRV-ap4> (29.03.2020).

52 Vgl. https://www.de.wikipedia.org/wiki/Liste_der_gr%C3%B6%C3%9Ften_Metropolregionen_der_Welt (01.04.2020). Da es sich nicht um konsolidierte Statistiken handelt, widersprechen die in Wikipedia zu findenden Zahlen einander.

53 Vgl. zu den jeweiligen städtischen Formen Max Weber: Die nicht-legitime Herrschaft (Typologie der Städte). In: Ders.: Wirtschaft und Gesellschaft. Köln, Berlin 1964, S. 923-1033; Walter Siebel (Hg.): Die europäische Stadt. Frankfurt/M. 2004; Edith Ennen: Die europäische Stadt des Mittelalters. Göttingen 1972; Fritz König: Die europäische Stadt und die Kultur des Bürgertums im Mittelalter. Göttingen 1955; Albert H. Hourani, Samuel Miklós Stern (Hg.): The Islamic City: A Colloquium. Philadelphia 1970: University of Pennsylvania Press; Janet Abu-Lughod: The Islamic City – Historic Myth, Islamic Essence, and Contemporary Relevance. In: International Journal of Middle East Studies 19 (1987), S. 155-176; Dan Rabinowitz, Daniel Monesescu: Reconfiguring the »Mixed Town«: Urban Transformations of ethnonational Relations in Palestine and Israel. In: International Journal of Middle East Studies 40 (2008), S. 195-226; Robert Ilbert: De Beyrouth à Alger: la fin d'un ordre urbain. In: Vingtième Siècle. Revue d'Histoire 32, S. 10-11 (1991): La Méditerranée. Affrontements et dialogues, S. 15-24; Leïla Fawaz: The changing Balance of forces between Beirut and Damascus in the nineteenth and twentieth centuries. In: Revue du monde musulman et de la Méditerranée, n°55-56 (1990): Villes au Levant, S. 208-214; Henk Driessen: Mediterranean Port Cities Cosmopolitanism reconsidered. In: History and Anthropology 16, 1 (2005), S. 129-141; Till Förster: Envisioning the City in Africa: Anthropology, Creativity and Urban Culture. In: Vlad Glăveanu (Hg.), The Palgrave Handbook of Creativity and Culture Research. London 2016: Palgrave Macmillan, S. 449-471.

Neuzeit zur Moderne in einem langsamen historischen Prozess als spezifische Siedlungstypen herausgebildet. Eine ähnlich enorme Dynamik des Bevölkerungswachstums der Städte, wie die, die uns heute fasziniert, wurde im 19. Jahrhundert bereits beobachtet: Um 1800 war die Millionenstadt London die größte Stadt der Welt. Sie überholte Paris, das ein Jahrhundert zuvor mit etwa 500'000 Einwohner_innen diese Position eingenommen hatte. Um 1910 zählte London bereits sieben Millionen EW, während Paris sich in jenem Jahr mit 2,8 Mio. an fünfter Stelle der Weltstädte befand. Wien stand damals mit zwei Millionen vor Berlin an fünfter Stelle der größten Städte der Welt⁵⁴ – eine Ziffer, der sich die Stadt nach ihrem kriegs- und völkermord-bedingten Schrumpfungsprozess im Zuge des Zweiten Weltkriegs seit 1989 wieder annähert.

Nur am Rande erwähnt und der historischen Relativierungsarbeit geschuldet ist die Tatsache, dass es bereits in anderen Epochen und anderen Erdteilen zu enormen Wachstums- und Schrumpfungsprozessen gekommen war. So in den antiken Städten Alexandria, Athen, Babylon, Bagdad, Byblos, Damaskus, Isfahan, Karthago, Theben oder Rom. Diese Prozesse erlauben es, die Stadtgeschichte in Episoden von regionalen und nationalen wirtschaftlichen und politischen Konjunkturen zu gliedern, die sich globalen Prozessen verdanken, von denen kriegserische Eroberungen, Zerstörung, rassistische Verfolgung und Tötung substanzieller Teil sind. Warschau zum Beispiel zählte 1939, vor Kriegsbeginn, 1,6 Mio. Einwohner_innen und verzeichnete 1945 den Verlust von 700'000 Menschen: Ermordeten, Gefallenen und im Bombenkrieg Umgekommenen⁵⁵. Das Wachsen und Schrumpfen der Städte, die die historische und die aktuelle Demografie veranschaulicht, weist auf die Herausforderungen für eine global informierte Stadtforschung hin.

Doing City: Die Stadt aus der Perspektive des Alltagshandelns

Die kulturalanalytische Stadtforschung ist keine Zahlen- oder Planungswissenschaft. Ihre Komplexitätsorientierung zielt auf multidisziplinär fundier-

54 Ramon Bauer und Klemens Himpele: Auf dem Weg zurück zur Zwei-Millionen-Stadt – die Entwicklung der Wiener Bevölkerung: <https://wien1x1.at/site/bev-entwicklung-1/> (20.06.2020)

55 Vgl. Roland Tusch: Städtebauliche Strukturen In Warschau. Ein Bild der polnischen Hauptstadt am Beginn des 21. Jahrhunderts. In: *dérive* 43, 4-6 (2011), S. 9-14, hier: S. 10.

te Kontextualisierungen von empirischen Erkenntnissen und wissenschaftlichem Wissen. Hieraus erwachsen Ideen, Impulse, Einbettungen und Kritiken. Die kulturalanalytische und die planungspraktische Form der Denk- und Handlungslogik haben ihre je eigenen Berechtigungen, ihren eigenen Ort und ihre Algorithmen. Um mit kulturalanalytischen Impulsen in die Stadtplanung und Stadtpolitik wirken zu können, sind Strukturdaten wichtig. Sie müssen aber an qualitativen Befunden gerieben werden. Letztlich ist es eine Sache der Fragestellung und Problemlage, ohne die die gegenseitige Übersetzung der Beiträge von Planungsverantwortlichen, Politiker_innen und Kulturalanalytiker_innen ins Leere läuft.

Für die kulturalanalytische Stadtforschung selbst sind Größenordnungen ›nur‹ Strukturdaten im Hintergrund der Lebenswelten und ihrer zentralen Momente, welche die Seinsweisen und Handlungsvoraussetzungen im Alltag bestimmen: materielle Bedingungen, hieraus erwachsende Zwänge und Notwendigkeiten ebenso wie Motivationen und Ermächtigungen zum einen; subjektive Wahrnehmung und Erfahrung, Körperlichkeit und Befindlichkeit zum anderen; sowie schließlich soziale Strukturierungen, die Zugehörigkeit, kulturelle Situierungen und hieraus erwachsene Prägungen und Subjektivierungen bestimmen.

Die Stadt als politische Struktur, als Gesellschaftsform, als Repräsentation und als gebauter Raum ›formatiert‹ Lebensweisen und Handlungsformen entlang ihrer zeitgenössischen räumlichen und sozialen Verschiedenheiten, ihres jeweiligen Gepräges. Der kulturalanalytische Zugang mit seiner humanistischen, kritischen und relationalen Perspektive sucht nicht (nur) substanzialisierbare Fakten, sondern ebenso Absenzen, Kehrseiten, Ambivalenzen, Paradoxien und Zufälle auf. Übliche Zuschreibungen – ob in Alltags- oder Wissenschaftsdiskursen – übernimmt er nicht ungeprüft. Modell und Zuschreibung etwa der »Europäischen Stadt«, der die deutschsprachige Stadtforschung mehrere Jahrzehnte fraglos gefolgt ist, liest sie weniger als Folgerung aus ihrer historischen Genese oder als idealistischen Adelstitel, der die Ästhetik des gebauten Raumes im Auge hat und Stadt als einen Ort der Demokratie westlich geprägter Staatsform ausweist⁵⁶. Vielmehr liest sie »Europäische Stadt« als den ambivalenten Ort gesellschaftlicher Machtkonzentration und -ausübung, wo Kapitalismus, Industrialisierung, Ausbeutung der Kolonien sowie die wachsende Politisierung und Individualisierung der breiten Bevölkerung sich kreuzen. Die Stadtentwicklungsprozesse der Moderne –

56 Vgl. Walter Siebel (Hg.): Die europäische Stadt. Frankfurt/M. 2004.

das darf nicht unterschlagen werden – sind ebenso Manifestationen von Ungleichheit, Schauplatz von Krieg, Destruktion und Ausbeutung, wie sie Herde gesellschaftlicher Revolutionen sind⁵⁷.

Das Europa als Referenzraum der hier diskutierten Stadtforschung ist nicht das der wandelbaren geografischen Räume, sondern, Péter Niedermüller folgend, historischer Denkhorizont und sozialer Raum, »innerhalb dessen die verschiedenen sozialen Gruppen und Klassen, die einzelnen Gesellschaften und Nationen ihre je individuellen und differenten Erfahrungen gemacht haben«⁵⁸. Ein Europa in diesen Horizonten ist global situiert, mit seiner kolonialen Vergangenheit und Verantwortung, der Folgen der Shoah bewusst und kritisch gegenüber den Repräsentationen dessen, was jeweils als »Europa« und politisch exkludierend »nicht-Europa« tituliert wird.

Der Begriff des Alltagshandelns: ein Exkurs

Um städtische Lebenswelten als Orte, vielmehr Zeit-Räume des Alltagshandeln theoretisch fassen zu können, sei an dieser Stelle ein Exkurs zu zentralen Aspekten des Alltagsbegriffes gestattet.

Was kennzeichnet den städtischen Alltag oder anders gesprochen: Inwieweit ist die Kategorie des Alltags nützlich für die Erforschung städtischer Lebenswelten? Hierzu sei vorausgesetzt, dass zwischen dem methodischen Zugang einer Kulturanalyse, die vom handelnden Subjekt ausgeht, und der Erforschung des Alltagslebens, der Alltagskultur, ein erkenntnistheoretischer Zusammenhang besteht. Dieser begründet sich damit, dass Struktur und Handlung miteinander verknüpft sind. Es geht, in den Worten Norbert Elias', um die »Erforschung des Sinnes, in dem die beteiligten Menschen selbst die verschiedenen Aspekte ihres Zusammenlebens erfahren« und »die Erforschung von Strukturen des gesellschaftlichen Zusammenlebens«⁵⁹.

57 Vgl. David Harvey: Paris, capital of modernity. New York, London 2003: Routledge.

58 Péter Niedermüller: Europäische Ethnologie. Deutungen, Optionen, Alternativen. In: Konrad Köstlin et al. (Hg.), Die Wende als Wende? Orientierungen europäischer Ethnologien nach 1989. Wien 2002, S. 27-62, hier: S. 56f., sowie ders.: Ethnographie Osteuropas: Wissen, Repräsentation, Imagination. In: Konrad Köstlin, Herbert Nikitsch (Hg.), Ethnographisches Wissen. Zu einer Kulturtechnik der Moderne, Wien 1999, S. 42-67, hier: S. 45.

59 Norbert Elias: Zum Begriff des Alltags. In: Kurt Hammerich, Michael Klein (Hg.), Materialien zur Soziologie des Alltags (=Sonderheft der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, H. 20). Opladen 1978, S. 22-29, hier: S. 23.

Elias illustriert dies am Beispiel der Schichtspezifik städtischer Wohnweisen: »Wenn man das Zusammenwohnen von Menschen als Aspekt ihres Alltags versteht, dann zeigt sich (...) hier mit besonderer Deutlichkeit, daß die Struktur des Alltags nicht den Charakter einer mehr oder weniger autonomen Sonderstruktur besitzt, sondern den eines integralen Bestandteils der Struktur dieser Gesellschaftsschicht und, da diese ja nicht isoliert werden kann, der gesamtgesellschaftlichen Machtstrukturen.«⁶⁰

Dieses Beziehungsverhältnis lässt zum einen Alltag als eine heuristische Kategorie⁶¹ hervortreten und begründet damit das Erkenntnisinteresse, kulturelle Handlungen aus dem Sinnhorizont des Alltags heraus zu verstehen, um den »Regelsinn der Kultur«⁶² zu erfassen. Zum anderen offenbart die Dialektik von Struktur und Handlung die politische Dimension des Alltags, seine Kritik. Lefebvre fasst den Kritikbegriff in einem aufschlussreichen doppelten Sinne. Zum einen bezeichnet er damit die ideologische, bürgerlich-hegemoniale Abwertung des Alltags zum Unbedeutenden, sogar Vulgären oder Mittelmäßigen der breiten Schichten, in Abgrenzung von den gesellschaftlich anerkannten »hochspezialisierten Tätigkeiten« etwa Politik, Kultur, Kunst. Zum anderen weist er mit Marx das Alltagsleben als den Ort schlechthin der Kritik der politischen Verhältnisse aus, als Ort der Bedeutung, der Handlung und des Bewusstseins, den es für die Menschen aus der Entfremdung heraus zurückzugewinnen und wiederanzueignen gelte.⁶³ Der Alltag, so auch Hermann Bausinger, enthält »immer schon die provokativen Möglichkeiten sei-

60 Ebd., S. 24.

61 Vgl. Hans-Georg Soeffner: *Auslegung des Alltags – der Alltag der Auslegung. Zur wissenschaftssoziologischen Hermeneutik.* Frankfurt/M. 1989.

62 Vgl. Heinz Bude: *Die Rekonstruktion kultureller Sinnsysteme.* In: Uwe Flick u.a. (Hg.), *Handbuch qualitative Forschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen.* München 1991, S. 101–112, hier: S. 101.

63 Vgl. H. Lefebvre: *Kritik des Alltagslebens.* Bd. 2, München 1974, S. 91–105. – Hierzu ein von Lefebvre angeführtes Zitat von Karl Marx: »Erst wenn der wirkliche individuelle Mensch den abstrakten Staatsbürger in sich zurücknimmt und als individueller Mensch in seinem empirischen Leben, in seiner individuellen Arbeit, in seinen individuellen Verhältnissen Gattungswesen geworden ist, erst wenn der Mensch seine ›forces propres‹ als gesellschaftliche Kräfte erkannt und organisiert hat und daher die gesellschaftliche Kraft nicht mehr in Gestalt der politischen Kraft von sich trennt, erst dann ist die menschliche Emanzipation vollbracht.« (MEW 1, S. 370), ebd. S. 97.

ner Überwindung.«⁶⁴ Hier erschließt sich das fundamentale Anliegen Henri Lefebvres, »das Wirkliche mit dem Möglichen« zu vergleichen.⁶⁵

Alltag kann als Basiskategorie der Stadt-Raum-Kulturanalyse bezeichnet werden. Ihr liegt der Gedanke zugrunde, dass der unspektakulären alltäglichen Lebensweise der Menschen, der »stillen Kontinuität«⁶⁶ der Dinge, die Funktion einer kulturellen Existenzsicherung zukommt. Alltag ist der gesellschaftliche Ort, an dem Kultur entsteht, an dem sie aber auch kritisiert und verändert werden kann. Diese Grundsätzlichkeit des Alltagsbegriffes legt seine Präsenz und Ausdifferenzierung in unterschiedlichen geisteswissenschaftlichen Varianten nahe, die sich mit den sozialen Ausformulierungen des menschlichen Lebens, seiner Bedingungen und Möglichkeiten, befassen und die hier lediglich angedeutet werden können. Hierzu zählen etwa der handlungstheoretische phänomenologische »Lebenswelt«-Begriff nach Alfred Schütz⁶⁷, der Begriff der »Lebensweise« in der marxistischen Volkskunde der DDR⁶⁸ oder auch der »Lebensform«-Begriff nach dem dänischen Ethnologen Thomas Højrup⁶⁹. Auch der prominente soziologische Begriff des »Lebensstils« reiht sich hier ein, der die distinktive, gruppenspezifische Artikulation einer Lebensweise bezeichnet und vor allem durch das Werk des französischen Soziologen Pierre Bourdieu bekannt wurde⁷⁰.

64 Hermann Bausinger: Alltag und Utopie. In: Wolfgang Kaschuba et al (Hg.), Alltagskultur im Umbruch. Weimar u.a. 1996, S. 31-48, hier: S. 39.

65 H. Lefebvre: Revolution der Städte, S. 150.

66 Vgl. Marguerite Duras: Das tägliche Leben. Frankfurt/M. 1988 [frz. La vie matérielle. Paris 1987], S. 54.

67 Alfred Schütz: Strukturen der Lebenswelt. In: Ders., Gesammelte Aufsätze. Bd. 3: Studien zur phänomenologischen Philosophie. Den Haag 1971, S. 153-170. – Schütz geht von der »Annahme der Konstanz der Weltstruktur (aus), der Konstanz der Gültigkeit unserer Erfahrung von der Welt und der Konstanz unserer Vermöglichkeit, auf die Welt und in ihr zu wirken«. Vgl. ebd., S. 153.

68 Vgl. Wolfgang Jacobeit, Ute Mohrmann (Hg.): Kultur und Lebensweise des Proletariats. Kulturhistorisch-volkskundliche Studien und Materialien. Berlin 1974; Bernhard Weißel, Hermann Strobach, Wolfgang Jacobeit (Hg): Zur Geschichte der Kultur und Lebensweise der werktätigen Klassen und Schichten des deutschen Volkes vom 11. Jahrhundert bis 1945. Ein Abriß. Berlin 1972.

69 Vgl. hierzu Klaus Schriewer: Die strukturelle Lebensformanalyse. Ein Beitrag zur volkskundlichen Theoriediskussion. Marburg 1993; Thomas Højrup: Det glemte folk. Livsformer og centraldirigeret. Kopenhagen 1983; Institut for Europæisk Folkelivsforskning, Statens Byggeforskningsinstitut.

70 Vgl. Pierre Bourdieu: La distinction. Critique sociale du jugement. Paris 1979 (dtsch. Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt/M. 1982).

Ágnes Heller und Henri Lefebvre haben die politische Dimension der gesellschaftlichen Praxis anvisiert⁷¹ und mit ihren kritischen philosophischen Schriften einen Alltagsbegriff geschaffen, der in den 1970er Jahren zu einem grundlegenden Epistem der Empirischen Kulturwissenschaft geworden ist. Zwei seiner wichtigsten Repräsentant_innen haben die erste grundsätzliche Begriffsdiskussion angestoßen, die bis heute geführt wird⁷²: die Frankfurter Kulturanthropologin Ina-Maria Greverus und der Tübinger Kulturwissenschaftler Utz Jeggle⁷³. Der Alltag ist ein »Entlastungsmedium«⁷⁴, das »jene unbefragten Selbstverständlichkeiten« – reproduktive Routinen – umfasst, die das Leben begründen, »erträglich und aushaltbar« machen.⁷⁵ In einem Netz von Selbstverständlichkeiten wird unreflektiertes, d.h. entlastetes »kommunikatives Handeln«⁷⁶ möglich. »Die Fraglosigkeit der Lebensvollzüge«⁷⁷, so Konrad Köstlin in Anlehnung an Schütz, biete Verhaltenssicherheit sowie »Handlungsräume des persönlichen Ausdrucks, der Kreativität«⁷⁸, welche wiederum Fundament jeder Identitätsentwicklung seien.

Stadtbewohner_innen gestalten ihre Alltags- und Lebenswelten unter den gesellschaftlichen, raum-zeitlichen Bedingungen ihrer Gegenwart und Epo-

-
- 71 Vgl. H. Lefebvre: Kritik des Alltagslebens; Ágnes Heller: Das Alltagsleben. Versuch einer Erklärung der individuellen Reproduktion. Frankfurt/M. 1978 [Budapest 1970].
- 72 Vgl. u.a. Carola Lipp: Alltagsforschung im Grenzbereich von Volkskunde, Soziologie und Geschichte. In: Zeitschrift für Volkskunde 1 (1993), S. 1-33; Bernhard Tschöfen: Vom Alltag. Schicksale des Selbstverständlichen in der Europäischen Ethnologie. In: Olaf Bockhorn et al (Hg.), Alltagskulturen. Forschungen und Dokumentationen zu österreichischen Alltagen seit 1945. Wien 2006, S. 91-102; Brigitta Schmidt-Lauber: Der Alltag und die Alltagskulturwissenschaft. Einige Gedanken über einen Begriff und ein Fach. In: Michaela Fenske (Hg.), Alltag als Politik – Politik im Alltag. Dimensionen des Politischen in Vergangenheit und Gegenwart. Ein Lesebuch für Carola Lipp. Berlin 2010, S. 45-61.
- 73 Vgl. Ina-Maria Greverus: Kultur und Alltagswelt. Eine Einführung in Fragen der Kulturanthropologie. Frankfurt/M. 1978; Utz Jeggle: Alltag. In: Hermann Bausinger et al., Grundzüge der Volkskunde. Darmstadt 1978, S. 81-203.
- 74 Vgl. Jürgen Habermas: Vorbereitende Bemerkungen zu einer Theorie der kommunikativen Kompetenz. In: Ders., Niklas Luhmann, Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie. Was leistet die Systemforschung? Frankfurt/M. 1971, S. 115.
- 75 Konrad Köstlin: Der Alltag als Thema der Europäischen Ethnologie. In: Olaf Bockhorn et al. (Hg.), Alltagskulturen. Forschungen und Dokumentationen zu österreichischen Alltagen seit 1945. Wien 2006, S. 19-33, hier: S. 21.
- 76 Vgl. J. Habermas: Theorie der kommunikativen Kompetenz, S. 115.
- 77 K. Köstlin: Der Alltag, S. 23.
- 78 Ebd., S. 24.

che und stellen damit sinnhafte Zusammenhänge her: Bedeutung. Dieses Kultur-Schaffen⁷⁹ produziert Gesellschaft in einem historischen Prozess: das ungleich strukturierte Soziale ebenso wie Natur, Wirtschaft, Wissenschaft, Religion und Politik, Kunst und Architektur. Die grundsätzliche Fähigkeit des Individuums zu handeln ist eine theoretische Grundannahme des erweiterten, dynamischen Kulturbegriffes, der in den Cultural Studies sowie in den europäischen Ethnologien in Großbritannien, Deutschland und Schweden seit den 1950er Jahren postuliert wurde, um »Kultur« aus der Starre und Enge des bürgerlich-hegemonialen Verständnisses einer Elitenkultur zu befreien⁸⁰. Lena Gerholm misst »Kultur« – ähnlich Pierre Bourdieus Perspektivierung des Sozialen – die Funktion zugleich einer Struktur wie eines Strukturierenden bei: »And culture – that is, meanings, values, ideologies – is always expressed in the thoughts and actions of individuals. We live in the world, at the same time as the world lives in us.«⁸¹ Theo de Boer veranschaulicht den Einbezug der Gedankenwelt in diesen Mechanismus von Kultur, indem er die menschliche *ratio* als *agency*, als handlungsermächtigende Kraft, ausweist.⁸² Eva Kimminich verwendet den Begriff der »Agentivität«: Die Kultur schafft uns, wir schaffen die Kultur.⁸³

Die Begriffe Handlung, Erfahrung und Agency in der Stadtforschung führen von der pessimistisch gefärbten Sicht Lewis Mumfords von Stadt als »sozialer Maschine« zu einem Verständnis von Stadt als »Menschenwerkstatt«⁸⁴: Diesen Begriff kann man sowohl im Sinne der menschlichen

79 Vgl. Martin Scharfe: Menschenwerk. Erkundungen über Kultur. Köln 2002.

80 Vgl. Raymond Williams: Culture is ordinary. In: Resources of Hope: Culture, Democracy, Socialism. London 1986 [1958]: Verso, S. 3-14; H. Bausinger et al.: Grundzüge der Volkskunde; Orvar Löfgren: On the Anatomy of Culture. In: Ethnologia Europaea XII, 1 (1981), S. 26-46.

81 Vgl. Lena Gerholm: The Dynamics of Culture. In: Ethnologia Scandinavica 23 (1993), S. 13-24, hier: S. 17.

82 Theo de Boer: Desire, Distance, and Insight. In: Mieke Bal (Hg.), The Practise of Cultural Analysis. Exposing Interdisciplinary Interpretation. Stanford 1999, S. 268-286, hier: S. 270.

83 Eva Kimminich: Vorwort. In: dies. et al. (Hg.), expressyourself! Europas kulturelle Identität zwischen Markt und Underground. Bielefeld 2007, S. 1-19, hier: S. 13

84 Vgl. Lewis Mumford: The City in History. San Diego 1961 [1938]: Harcourt, Brace & World, S. 34; H. Mann: Berlin, S. 13-19. Der Begriff ist viel zitiert. Ich hatte ihn zuerst bei Rolf Lindner gelesen und dann das Original aufgesucht: Vgl. ders.: Offenheit – Vielfalt – Gestalt. Die Stadt als kultureller Raum. In: Friedrich Jaeger, Jörn Rüsen (Hg.), Handbuch der Kulturwissenschaften. Bd. 3. Stuttgart 2011, S. 385-398, hier: S. 389.

Handlungswirksamkeit oder Agency auslegen, wie auch in der durch die Chicago School fundierten sozialökologischen Perspektive einer Wechselwirkung zwischen umweltbedingtem menschlichen Handeln und Umweltveränderung durch menschliches Handeln. Wenn sich die Stadtbewohner_innen als handelnde Menschen mit ihren Bewegungen in den sozialen und in den gebauten Raum der Stadt einschreiben, werden sie zu Kulturproduzent_innen in dem von Orvar Löfgren gemeinten »Culture building«⁸⁵. Das heißt, Stadtbewohner_innen *machen* die Stadt: Die Formulierungen *faire la ville*, *doing city* bezeichnen sowohl semiotische und diskursive Prozesse. Diese umfassen sowohl Sprache und Kommunikation, Alltagsgespräche oder Internetkommunikation, als auch *agentive* Prozesse wie Alltagshandlungen und materiale Herstellungs-, d.h. Produktionsprozesse. Bei Letzteren handelt es sich um remunerierte ebenso wie nicht remunerierte, legale wie illegalisierte Tätigkeiten, um Gewerbe und Dienstleistungen, die in unterschiedlichen Zirkeln des Ökonomischen anzusiedeln sind: Hausumbau, Fahrradreparatur, Graffiti sprayen, Blumen binden, Nachbarschaftshilfe, Führerscheine verlängern, Zeitungen austragen, Mülleimer leeren, Patient_innen verarzten, Rohre reparieren, Brot verkaufen, Pétanque spielen, Hundespaziergänge machen und andere Alltagsroutinen.

Kommunikation und Handlung begründen Stadterfahrung, vor deren Hintergrund die Bewohner_innen – in der Formulierung von Joachim Schlör – ein »Ich der Stadt«⁸⁶ ausbilden, ein aus Ortsvertrautheiten und Handlungsgewohnheiten formiertes Selbstverständnis als Stadtbewohner_in vor dem Hintergrund sowohl von ermöglichenden als auch von behindernden Strukturen. Damit durchlaufen sie, wie es die klassische Formulierung von Gottfried Korff auf den Punkt bringt, einen Prozess der »inneren Urbanisierung«⁸⁷, bei dem die städtische Lebensweise in den Alltag integriert wird.

85 Vgl. Jonas Frykman, Orvar Löfgren: *Culture Builders: A Historical Anthropology of Middle-Class Life*. New Brunswick 1987: Routgers.

86 Vgl. J. Schlör: *Das Ich der Stadt*.

87 Vgl. Gottfried Korff: *Mentalität und Kommunikation in der Großstadt*. Berliner Notizen zur »inneren Urbanisierung«. In: Theodor Kohlmann, Hermann Bausinger (Hg.), *Großstadt. Aspekte empirischer Kulturforschung*. Berlin 1985, S. 343-361.

Stadt – trialektisch – in Räumen denken

Die Stadt als Forschungsfeld ist in den einzelnen Fächern ebenso wie in den verschiedenen Ländern und Universitätsstandorten Gegenstand unterschiedlicher Forschungstraditionen. Die westlichen kultur- und sozialwissenschaftliche Ansätze berufen sich auf ähnliche Wurzeln, meist ohne den Konstruktionscharakter der eigenen Referenzierung zu hinterfragen. Dies führt zu Präsentismus⁸⁸ und Verabsolutierung, zu Positionierungen, die *andere* Genealogien aus dem Blickwinkel verschwinden lassen. Zu den prominentesten Referenzen – auf die auch in diesem Buch Bezug genommen wird – zählt gewiss die sogenannte Chicago-Schule, die sich im Amerika der 1920er Jahre formiert hatte. Sie untersuchte die Stadtbevölkerung als »Gesellschaft«, die Großstadt als Ausdruck gesamtgesellschaftlicher Komplexität, an der sich das »Spannungsverhältnis zwischen individueller Freiheit und gesellschaftlicher Kontrolle«⁸⁹ aufzeigen lässt. Robert Ezra Park, zentrale Gründungsfigur dieser Schule, hatte betont, dass die Stadt nicht nur ein »materieller Mechanismus« ist, ein Ensemble aus gebauter Struktur und Infrastrukturen (eine »soziale Maschine«, wie Lewis Mumford sie nannte), sondern auch ein »Produkt der menschlichen Natur«⁹⁰. Als solche ist sie ein Kulturraum, der sich in die Gewohnheiten und Gesten, in die Mentalität einer Stadtbevölkerung einschreibt.

Die Stadt lässt sich als politisches Gebilde oder als »Rechtskonstrukt«⁹¹ betrachten, als Wirtschaftsraum, als Naturraum, als räumliche Einheit und gebaute Agglomeration, die sich für die einen als Raum der Geschichte darstellt, für andere als kunsthistorisch oder architektonisch klassifizierbarer Ort. Wenn die Stadtgestalt des italienischen Florenz für einen Architekten eine impulsgebende ästhetische Form darstellt, kann sie gleichzeitig für eine

88 Vgl. David Livingstone: *The tradition of geography. Episode in the history of a contested enterprise*. Oxford, Cambridge Mass. 2001: Blackwell; David Lowenthal: *Epilogue*. In: Ders., *The past is a foreign country – revisited*. Cambridge 2015: Cambridge University Press.

89 Vgl. Regina Bormann: *Stadt und Identität*. In: *Multikultur Journal: Weltstadt Frankfurt am Main?* Tübingen 1992, S. 49-55, hier: S. 50.

90 Robert Ezra Park: *La ville*. In: Yves Grafmeyer, Isaac Joseph (Hg.), *L'école de Chicago. Naissance de l'écologie urbaine*. Paris 1990: Flammarion, S. 83-30, hier: S. 83.

91 Vgl. Peter Marcuse: *Die »Stadt« – Begriff und Bedeutung*. In: Helmuth Berking (Hg.), *Die Macht des Lokalen in einer Welt ohne Grenzen*. Frankfurt/M., New York 2006, S. 201-215, hier: S. 202.

Soziologin als jugendkulturelles Entwicklungsland oder Ort der Ausgrenzung für die nomadische, fahrende Bevölkerung sein. Es stehen damit zwei völlig unterschiedliche Orte vor Augen. Zu dieser Vervielfältigung der Stadt in der Brechung im Expertenwissen tritt eine Vervielfachung der Bilder der Stadt in historischer Zeit: Die wissenschaftlichen Fragestellungen, mit denen Stadt jeweils untersucht wurde, haben sich mit dem Wandel der Gesellschaft verändert.

Der hier vorgeschlagene Stadtzugang nimmt Bezug auf das semiotische Modell der Triade⁹², das sich dem dyadischen/binären, dialektischen Denken und damit den Bipolen von Ursache und Wirkung entzieht. Die trialektische Perspektive versucht, dem Zusammenspiel von gelebtem, repräsentiertem und gebautem Stadtraum Rechnung zu tragen.⁹³ An dieser Stelle nur knapp skizziert soll sie im weiteren Verlauf der Argumentation als methodisches Geländer und roter Faden dienen.

Die Triade⁹⁴ hat drei Äste: Der erste bezeichnet Stadt als Lebensraum für das Lebendige: Menschen und Tiere⁹⁵, ein sozialer Raum, der die erlebte und gelebte Alltagswirklichkeit des/der Einzelnen in Aushandlungsprozessen mit Anderen umfasst. Es ist die Stadt als Summe ihrer Bewohner_innen, für die die altmodisch anmutende Bezeichnung eines humanistischen Raumes zutreffen mag. Peter Hamilton verwendet diesen Begriff für die Perspektivierungen der prominenten französischen Nachkriegsphotographie, deren Szenarien den Alltag zur Geltung bringen als einen Raum des Verlangens nach

92 Vgl. Charles Sanders Peirce: Trichotomic. In: *The Essential Peirce. Selected Philosophical Writings*, Vol. 1 (1867-1893). Hg. Nathan Houser, Christian Kloesel. Bloomington 1992: Indiana University Press, S. 280-294.

93 Vgl. Johanna Rolshoven: What about Cultural Studies in Architecture? In: Dies., Manfred Omahna (Hg.), *Reziproke Räume. Texte zu Kulturanthropologie und Architektur*. Marburg 2013, S. 14-24.

94 Die Triade und triadische Relationen – Triadik oder Trichotomik – sind im Denken von Charles Sanders Peirce in vielfältiger Anwendung anzutreffen. Siehe dazu Robert Burch: Charles Sanders Peirce. 9. Triadism and the Universal Categories. In: *Stanford Encyclopedia of Philosophy* 2010 [1995]: <http://plato.stanford.edu/entries/peirce/#triad> > (05.01.2014).

95 Vgl. Beate Binder: Die Anderen der Stadt. Überlegungen zu Forschungsperspektiven im Grenzgebiet von Europäischer Ethnologie und Geschlechterstudien. In: *Zeitschrift für Volkskunde* II (2009), S. 233-254; Elisabeth Luggauer: »An die Leine!« Hunde in städtischen Ordnungsdiskursen. Weimar 2017.

einer gerechten Gesellschaft, nach Liebe, Familie, Gemeinschaft, Kameradschaft, Vergnügen.⁹⁶

Der Zweite Ast bezeichnet Stadt als diskursiven, viel besprochenen Raum der Repräsentationen und Ideologien, die sich unterschiedlichen Interessenlagen verdanken. Das Wort ›Stadt‹ löst bereits unwillkürliche Assoziationen aus; der Begriff vermittelt »eine Vielzahl politischer und ideologischer Botschaften«, wie Peter Marcuse schreibt⁹⁷. Stadtrepräsentationen sind Formeln und Redeweisen, die stets einen wertenden Charakter haben, indem sie Hoffnungen wecken oder Ängste und Gefahren evozieren. Die Reputationen und Konnotationen der Stadtrepräsentationen formen sich zu einer Textur des Urbanen, die auf das Alltagshandeln zurückwirkt.

Der dritte Ast bezeichnet Stadt als konkreten materialen, gebauten Raum, als physischen Raum des Festen, der Architektur und der Infrastrukturen: Gebäude, Rohre, Leitungen, Kanäle, Wege, Plätze, Orte und Stadtmobiliar. Diese konstituieren die dreidimensionalen Orts- (und Lebens-) Bedingungen und sind zentrale Parameter der Logistik des Alltagshandelns.⁹⁸

Weil räumliches Handeln und Handeln in Räumen immer raum-zeitlich strukturiert ist⁹⁹, schneidet eine solche Raum-Triade stets eine Zeit-Triade, die fast selbstverständlich Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft abbildet. Im Zeitalter der Digitalisierung stellt sich die Frage, wo – bezogen auf die Achsen dieser Triade – der theoretische Ort des Virtuellen ist. Ruth Eggel ist dieser Frage in ihrer Forschung über Online-Räume nachgegangen und kommt zu dem Schluss, dass der virtuelle Raum zunächst Spiegel und Abbild der triadisch strukturierten Verortung im realen Raum der Gesellschaft ist.¹⁰⁰ Der virtuelle Raum stellt sich grundsätzlich sowohl als Metaaspekt als auch als Teil der Raumtriade dar, der konkret rückwirkt auf das städtische Raumerleben wie auch die Raumrepräsentationen. Das urbane Selbst ist in der Nut-

96 Vgl. Peter Hamilton: Representing the social. France and Frenchness in post-war humanist photography. In: Stuart Hall (Hg.), Representation. Cultural Representation and Signifying Practises. London 1997: Sage, S. 75-150, hier: S. 101.

97 Vgl. P. Marcuse: Die »Stadt«, S. 202.

98 Vgl. Alexa Färber: Anthropologie der Stadt und/oder Akteurnetzwerkforschung? Zur Greifbarkeit der Stadt und ihrer Naturwissenschaftlichen Erforschbarkeit. In: Johanna Rolshoven, Manfred Omahna (Hg.), Reziproke Räume. Texte zu Kulturanthropologie und Architektur. Marburg 2013, S. 50-64.

99 Vgl. Henri Lefebvre: Eléments de rythmanalyse. Introduction à la connaissance des rythmes. Paris 1992: Syllepse.

100 Vgl. Ruth Eggel: Online-Räume und Cyberspaces. Ms. Masterarbeit am Institut für Kulturanthropologie der Karl-Franzens-Universität Graz. Graz 2015.

zung digitaler Technologien dabei vor allem mit einer weitgehenden Abspaltung des eigenen Körpers – körperliche Immobilität bzw. Distanz – sowie der fehlenden körperlichen Ko-Präsenz von Interaktionsbeteiligten konfrontiert. In der vermehrten Aufmerksamkeit für und Hinwendung zum Vermittelten, Übertragenen, Konstruierten entsteht inmitten des Realen ein Irreales in Form einer gewissen Körperlosigkeit und physischen »Einsamkeit«, die es als zentrales politisches Moment der Analyse sozialer Stadträume ernstzunehmen gilt. Es stellt sich daher die Forschungsfrage nach den Implikationen und Perspektivierungen alltäglicher Präsenzformen des Individuums in der Stadt: In welcher Weise beeinflusst die digitalisierte Kopräsenz – dies in gender- und statusdifferenter Weise – stadträumliches Handeln?¹⁰¹

Beim Betrachten der Wechselwirkungen der unterschiedlichen Dimensionen des triadischen Forschungszugangs priorisiert die Forschungsperspektive der Kulturanthropologie die Augenhöhe des einzelnen Menschen als handelnde_r Akteur_in. Für ihn/sie und ihre Handlungszusammenhänge stellt sich die Stadt phänomenologisch als Lebensraum in dieser dreigestaltigen Überschneidungslandschaft dar: in den physischen Alltagsbewegungen gerahmt und bestimmt durch die Materialitäten des alltäglichen Handlungsraumes und in den kognitiven Grundverfasstheiten durch die je zeit- und ortsspezifischen Repräsentationsregime der Lebenswelt.

Lässt sich diese triadische Struktur als Konfiguration einer trialektisch aufeinander wirkenden Anordnung unterschiedlicher Dimensionen denken? Ja, aber keinesfalls als reale oder realistische Struktur, denn sie ist Denkfigur und theoretisches Raster, die Orientierung in den methodischen Zugängen der Stadtforschung bieten. Konfigurationen lassen sich als Zusammenspiel von Akteur_innen, ihren Handlungen, deren Bedingungen und Ressourcen an bestimmten Orten und zu bestimmten Zeiten begreifen¹⁰². Beate Binder verwendet den Ansatz von Stephen J. Collier und Andrew Lakoff,

101 Vgl. Johanna Menhard: Entanglements on and with the street. Ethnographical explorations on intra-actions of smartphones and bodies in motion. In: Johanna Rolshoven, Judith Laister (Hg.): Die Straße – Ein Stadtraum in Bewegung (=Mobile Culture Studies. The Journal (mcsj)). Sonderband 1: mcsj_lab: S. 25-42: <https://unipub.uni-graz.at/mcsj/periodical/titleinfo/5351584> (17.09.2020).

102 Dan Rabinowitz und Daniel Monterescu sprechen in Bezug auf Städte im Mittleren Osten von »sozialräumlichen Konfigurationen« unterschiedlicher ethnischer Gruppen, welche Waren, kulturelle Praktiken, politische Ideen und soziale Bewegungen teilen. Vgl. dies.: Reconfiguring the »Mixed Town«, S. 196.

die städtische Konfigurationen als »Regime des Lebens« verstehen. In Situationen und Konstellationen des sozialen Alltags orientieren sich miteinander agierende Akteure und Akteurinnen an Handlungsnormen und Bewertungsmaßstäben; sie überprüfen, bestätigen oder revidieren sie und formieren damit die individuellen und kollektiven Subjektivitäten.¹⁰³ Als Beispiel einer Forschung – ich knüpfe an den erwähnten, die Städte grundlegend markierenden Diskurs über »Stadt und Verbrechen« an –, die diesen Mechanismus veranschaulicht, sei die empirische Studie der Grazer Kulturanthropologin Maria Koch angeführt. Individuelle physische und kognitive Strategien in den Alltagsbewegungen der von ihr befragten Frauen sind von Erfahrung, historisch disponierter Sozialisation und Alltagsdiskursen durchdrungen. Sie bestimmen den Umgang der Frauen mit dem gebauten und gestalteten Stadtraum. Ihre Vermeidungsstrategien stigmatisierter »Gefahrenräume« verstärken gleichermaßen individuelles Unsicherheitsempfinden wie gesellschaftliche Zuschreibung des »unsicheren« Stadtteilraumes. Die Stadtplanung, so die Erkenntnis der Studie, arbeitet einer demokratischen Ermöglichung von Öffentlichkeit aller Stadtbewohner_innen nicht zu, sondern trägt zu einer geschlechter- und schichtennormativen Aufrechterhaltung und Konsolidierung bestehender Exklusionen bei.¹⁰⁴ Die Trialektik von Lebenswelt, Repräsentation und gebautem Stadtraum wird im Zusammenspiel von gesellschaftlichen Gefahrendiskursen deutlich, in dem Stadtpolitik und Stadtplanung mit der Gestaltung des öffentlichen Raumes die alltäglichen Bewegungspraktiken und -taktiken junger Frauen bestimmen.

Stadttentakel und andere Metaphern

Die Komplexität der Stadt ist nicht augenfällig. Viele Stadtforscher_innen, die ja fast ausschließlich selbst »überzeugte Städter_innen« sind, versuchen, die komplexen vielschichtigen Prozesse, die das Leben der Menschen speziell in Städten betreffen, in Definitionen und kurze Formeln zu fassen. Andere wiederum haben Zweifel an einer konzeptuellen Greifbarkeit der Stadt und

103 Vgl. B. Binder: Die Anderen der Stadt. Überlegungen zu Forschungsperspektiven im Grenzgebiet von Europäischer Ethnologie und Geschlechterstudien. In: Zeitschrift für Volkskunde II (2009), S. 233–254, hier: S. 239.

104 Vgl. Maria Koch: Frauen erleben Stadt. Die Konstruktion der Geschlechterverhältnisse im öffentlichen Raum. Marburg 2013.

sind der Auffassung, dass die »Ungeheuerlichkeit« der Stadt die Erkenntnismöglichkeiten übersteige¹⁰⁵. Auch die eingangs zitierte französische Stadthnologin der ersten Stunde, Colette Pétonnet, schrieb, dass es illusorisch sei, eine Stadt gänzlich begreifen zu wollen. Allenfalls fragmentarisch gelänge dies, und auch nur unter Berücksichtigung der Stadterfahrung ihrer Bewohner_innen.¹⁰⁶ Diese Stadterfahrung ist per se vielstimmig: »La ville est plurielle«, schreibt Marc Augé¹⁰⁷, stets ist sie plural, »quelque chose de tentaculaire et de perpétuellement inachevé, un mélange d'ordre et d'anarchie, un gigantesque microcosme où est venu s'agglomérer tout ce que les hommes ont produit au cours des siècles.«¹⁰⁸

Der Humangeograph Jürgen Hasse bezeichnet Stadt als Metapher, als einen vieldeutigen »schwimmenden« Terminus, der »wie ein Schwamm« den »flottierenden Sinn aufsaugt«.¹⁰⁹ Die semiotische Dimension der Stadt als Bedeutungsraum überlagert den Lebens- und Erfahrungsraum Stadt und markiert ihren Charakter als Diskursfeld, das bei näherem Hinsehen alles städtische und damit alles gesellschaftliche Geschehen überzieht. Roland Barthes, der für die Anthropologie höchst einflussreiche Semiologe, schrieb: »Die Stadt ist ein Diskurs, und dieser Diskurs ist wirklich eine Sprache: Die Stadt spricht zu ihren Bewohnern, wir sprechen unsere Stadt, die Stadt, in der wir uns befinden; wir sprechen sie, ganz einfach, indem wir sie bewohnen, in ihr herumlaufen, sie betrachten.«¹¹⁰ Der damit ausgedrückte strukturalistische Gedanke, dass Kultur gleich der Sprache in der Wechselwirkung von Struktur und Handlung (langue/Sprache und parole/Sprechen) erzeugt und artikuliert werde – es wird an späterer Stelle darauf zurückzukommen sein – wird von Henri Lefebvre, Michel de Certeau und Jean François Augoyard in ihren impulsgebenden Arbeiten aus den 1980er Jahren auf den Stadtraum übertragen. Unter der »Rhetorik des Gehens« verstanden Augoyard und de Certeau die Erzeugung von Bedeutung durch

105 Vgl. H. Lefebvre: Die Revolution der Städte, S. 52.

106 Vgl. Colette Pétonnet: Variations sur le bruit sourd d'un mouvement continu. In: Jacques Gutwirth, Dies. (Hg.), Chemins de la ville. Enquêtes ethnologiques. Paris 1987: CTHS, S. 247-261.

107 Marc Augé: Pour une anthropologie des mondes contemporains. Paris 1994: Flammarion, S. 159.

108 Ebd., S. 161.

109 Jürgen Hasse: »Stadt« als schwimmender Terminus. In: Helmuth Berking, Martina Löw (Hg.), Die Eigenlogik der Städte. Frankfurt/M. 2011, S. 313-334, hier: S. 317.

110 R. Barthes: Semiotik und Urbanismus, S. 289.

die Alltagsbewegungen der Stadtbewohner_innen.¹¹¹ Augoyard definiert das Urbane als System im Sinne einer Grammatik oder Sprachstruktur, über die Sprecher_innen unbewusst verfügen und wie den Spracherwerb in einem Sozialisationsprozess gelernt haben. Im Alltag dringt das Städtische in die Körperlichkeit ein, in die mentale Verfasstheit und damit auch in die Artikulationen der Bewegung und den Habitus der Stadtbewohner_innen.

Die vielfältigen Elemente des Stadtdiskurses lassen sich als Repräsentationen beschreiben, die mit historischen Zuschreibungen aufgeladen sind. Sie enthalten Wertungen und Dominanzansprüche wie etwa die klassische Vorstellung, das Land sei rückschrittlich und traditionalistischer als die Stadt, die für Fortschritt und Moderne steht; oder umgekehrt: die zwischenmenschlichen Beziehungen auf dem Land seien zugewandter und solidarischer, während Gesichtslosigkeit und Gleichgültigkeit das Stadtleben kennzeichneten. In »Der Mann ohne Eigenschaften« formuliert Robert Musil 1930 eine Facette dieser Modernitätskritik: »Am Land kommen die Götter noch zu den Menschen, (...) man ist jemand und erlebt etwas, aber in der Stadt, wo es tausendmal so viel Erlebnisse gibt, ist man nicht mehr imstande, sie in Beziehung zu sich zu bringen: und so beginnt ja wohl das berüchtigte Abstraktwerden des Lebens.«¹¹²

Zu den zahlreichen Versuchen, die Komplexität und Abstraktheit der Stadt mit reduzierenden Formeln greifbar zu machen, zählt, prominent und langlebig, die prägnante und vielzitierte Definition des amerikanischen Stadtsoziologen Louis Wirth: »(...) a city may be defined as a relatively large, dense, and permanent settlement of socially heterogeneous individuals.«¹¹³ Bestimmend für eine Stadt seien demnach die Siedlungsgröße sowie die bauliche und soziale Dichte, in der eine grundsätzlich heterogene Bevölkerung lebe. Diese Begriffe von Größe, Dichte und Heterogenität wohnt die fundamentale Kategorie der »Differenz« und damit auch einer

111 Jean-François Augoyard: *Pas à Pas Essai sur le cheminement quotidien en milieu urbain*. Paris 1979: Editions du Seuil; Ders.: *Eine Bewohnerrhetorik: Gehfiguren*. In: Justin Winkler (Hg.), »Gehen in der Stadt«. Ein Lesebuch zur Poetik und Rhetorik des städtischen Gehens. Weimar 2017, S. 26-60; Michel de Certeau: *L'invention du quotidien*. 1. Arts de faire. Hg. Luce Girard. Paris 1990: Gallimard, S. 139-164; H. Lefebvre: *Die Revolution der Städte*, S. 58f.

112 Robert Musil: *Der Mann ohne Eigenschaften*. Erstes und zweites Buch, Reinbek bei Hamburg [1930] 2002, S. 649.

113 Louis Wirth: *Urbanism as a way of life*. In: *American Journal of Sociology*, vol. 44, 1 (1938), S. 1-24; hier: S. 8.

intrinsischen »Fremdheit« inne. Eine kulturanalytische Beschreibung der Heterogenität der Stadtbewohner_innen erfordert unweigerlich einen Rückgriff auf Kategorien der Differenz. Der Soziologe Georg Simmel¹¹⁴, der als einer der ersten Sozialwissenschaftler die Stadt als Schauplatz der Moderne analysiert hat, die den Menschen als »Individuum« der Moderne formatiert, beschreibt die für die Stadt charakteristischen Dimensionen von Verschiedenheit und Fremdheit, deren Grundsätzlichkeit auch unter den veränderten Bedingungen der späten Moderne kaum an Gültigkeit verloren haben.

Die Aussagekraft der beiden grundlegenden Kategorien von Differenz und Fremdheit lässt sich in der späten Moderne nicht auf die Dichotomien von Ansässigen und Zugewanderten, oder von Klassen und Gender beschränken. Sie betrifft auch das sich – zudem im Biographieverlauf – verändernde, kontextgebundene Rollenspiel des/der Einzelne_n. Ulf Hannerz hatte in seinem frühen Meilenstein der Stadtanthropologie »Exploring the City«, die Komplexität der raumgebundenen Identitätskonstituierung der Stadtmenschen beschrieben¹¹⁵ und die Stadt definiert »als Verbindung von Individuen, die in ihrer Eigenschaft als soziale Wesen über ein bestimmtes Rollenrepertoire verfügen, das ihnen erlaubt, verschiedenartige Beziehungen einzugehen«¹¹⁶. Diese unterschiedlichen Zugehörigkeitsregister, die zu der Vervielfältigung der urbanen »Ich's« führen, sind konstitutiv für Vergemeinschaftungszusammenhänge und Prozesse der Vergesellschaftung. Auf einen konkreten territorialen Stadtraum bezogen, umfasst die Stadt demnach soziale Räume und Bewegungen von heterogen zueinander gelagerten Individuen, die sich nach Geschlecht, Alter, Herkunft und Lebensstil unterscheiden und im Rahmen unterschiedlicher Interessenlagen und diese bedingenden Rahmenstrukturen und Einkommensnotwendigkeiten in unterschiedlichen Rollen, Gruppen, Netzwerken, Verbänden und Institutionen angehören.

Das Zusammenleben Verschiedener, das Teilen eines gemeinsamen Raumes und die Auseinandersetzung um Ressourcen impliziert grundsätzlich die Kontroverse. »Stadt ist »wesentlich Spannungsfeld«. Bejahung der Stadt ist

114 Vgl. Georg Simmel: Die Gross-Städte und das Geistesleben (1903). In: Ders.: Das Individuum und die Freiheit. Frankfurt/M. 1993 [1957], S. 192-204.

115 Vgl. U. Hannerz: Exploring the City, S. 5.

116 J. Schlör: Das Ich der Stadt, S. 52, zit. n. Regina Bormann.

darum Bejahung des Konflikts und darin zugleich Hoffnung auf den Weitergang in das noch nicht Offenbare. Stadt ist deshalb Bejahung der Gegenwart, ist »der Mut, so Joachim Schlör, sich auf den Weg zu machen«. ¹¹⁷ Konflikte zählen zu den Grundlagen des Stadtlebens. Prämisse und Herausforderung zugleich der kulturalistischen Stadtforschung, durchziehen sie wie ein roter Faden die thematischen Register dieses Bandes.

117 Vgl. J. Schlör: Das Ich der Stadt, S. 144.

Stadtgeschichte: Wurzeln und Episteme werden zu Rhizomen

Von der »Volkskunde« zur Kulturanalyse. Kurze Geschichte einer disziplinspezifischen Stadtforschung

Disziplinengeschichte erscheint zunächst als Blickverengung einer an Komplexität orientierten Stadtforschung, die auf multidisziplinäres Wissen angewiesen ist. Die Kenntnis der Fachgeschichte versetzt uns jedoch in die Lage, Episteme sichtbar, situierbar und damit diskutierbar zu machen. Sie ermöglicht zum einen die Identifikation, Verortung und Entwicklung von Forschungsansätzen, zum anderen legitimiert sie die Fachgegenstände, wenn in vielstimmigen Feldern wie der Stadt um Diskursmacht gerungen wird.

Die »merkwürdige«, so Thomas Nipperdey, »Sonderdisziplin einer sozialwissenschaftlichen Ethnologie, der deutschen Volkskunde«¹ ist akademischer Ausgangsort der epistemischen Grundlagen der in den deutschsprachigen Ländern vertretenen Kulturanthropologie und Europäischen Ethnologie. Um sie geht es hier und gleichzeitig um Kulturanalyse als aus vielen an Dynamik und Offenheit orientierten Suchbewegungen heraus entwickeltes methodologisches Verfahren. Disziplin und Werdegang der Stadtforschung dieses Vielfaches seien daher zu Beginn des Kapitels skizziert.² Ich beschränke mich an dieser Stelle auf einen kurzen Einblick und betone einige Aspekte, die als Vorspure für das heutige Selbstverständnis wichtig erscheinen.

-
- 1 Thomas Nipperdey: Deutsche Geschichte 1800-1866. Bürgerwelt und starker Staat. München 1983, S. 522.
 - 2 Grundlagen einer ausführlichen Geschichte der Stadtvolkskunde können nachgelesen werden bei Thomas Hengartner: Forschungsfeld Stadt. Zur Geschichte der volkskundlichen Erforschung städtischer Lebensformen. Berlin u.a. 1999, sowie Thomas Scholze: Im Lichte der Großstadt. Volkskundliche Erforschung metropolitaner Lebensformen. Wien 1990.

Das »Merkwürdige«, von dem eingangs die Rede ist, hat im Verlauf des 19. zum 21. Jahrhundert eine Konnotationsänderung von »besonders« zu »befremdlich« vollzogen. Das Fach ist zum einen »besonders«, weil es in seinen Gründungsanliegen und Epistemen als einzige deutschsprachige Geisteswissenschaft nicht-bürgerliche Kultur, jedoch durch die bürgerliche Brille gesehen, zum Gegenstand nahm. Zum anderen ist das Fach »befremdlich«, da seiner *doxa* die nationalistischen, essenzialisierenden, rassifizierenden und exkludierenden Tendenzen der Ideologie der Moderne zugrunde liegen, die zum deutschen Faschismus führten. Beide »Merkwürdigkeiten« sind in der späten Moderne (beziehungsweise mit »Corona« einer Nachmoderne) Anlaß zu bisweilen riskanten Gratwanderungen einzelner Fachvertreter_innen und zu anhaltender kritischer Selbstbefragung, zu theoretischen Suchbewegungen und Vigilanz gegenüber ideologischen Vereinnahmungen. Im Bestreben, eine kritische Wissenschaft der vielen zu werden, die weiterhin auf der Suche nach einer anderen, nicht doxisch-toxischen Fachgeschichte sind.

Dass die Stadtforschung in der traditionellen Volkskunde lange Zeit nur stiefkindlich betrieben wurde, hat mit der Entstehung der Disziplin selbst und der allmählichen Herausbildung ihrer Gegenstände zu tun. Im Ausgang des 19. Jahrhunderts richtete sich der Blick der neu aufkommenden Disziplin auf die Landbevölkerung, verstanden als die »Modernisierungsverlierer«: auf eine Bevölkerungsgruppe, deren Kultur und Lebensweise in den Augen des modernisierungskritischen Bildungsbürgertums von Industrialisierungs-, Ökonomisierungs- und Urbanisierungsprozessen überlagert und verdrängt zu werden drohte.³ Die »Volkskunde« war also ihrer Essenz nach zunächst eine »Landvolks-Kunde«. Sie folgte einem konservativen, an der Authentizität des Traditionellen orientierten Paradigma, das inkompatibel schien mit den in den Städten beobachtbaren zeitgenössischen Massen- und Unterschichtsphänomenen, wie etwa der sich zusehends politisierenden Arbeiterschaft. Die Stadt harmonierte nicht mit der bürgerlichen Sicht der Gesellschaft, während das Land und das Ländliche als ein ästhetischer Ort der Villegiatur, und entgegen aller Evidenz, dass es dort auch grausig und

3 Zur Kulturgeschichte des deutschen Bildungsbürgertums vgl. das zentrale Werk von Werner Conze, Jürgen Kocka (Hg.): *Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert*. 4 Bde. Stuttgart 1985-1989; darin auch Hermann Bausinger: *Volkskundliche Anmerkungen zum Bildungsbürger*. In: Ebd., Bd. 4: *Politischer Einfluss und gesellschaftliche Formation*. Stuttgart 1989, S. 206-214.

elend zugging, unverdächtig war. Bevorzugt wandte man sich in einer sozialhistorischen Perspektive der Vergangenheit und den vermeintlich echten Traditionen des ländlichen Raumes zu.

Mit dieser Perspektivierung entwickeln sich das Fach und seine Vertreter über Krisen und Klassenkämpfe hinweg zum kulturellen und wissenschaftlichen Klebstoff der Nationalstaatenbildung im 19. Jahrhundert und seiner zentralen Akteure, vorwiegend aus dem Bürgertum als neuer historisch staatstragender Schicht. Die Nationalstaaten bedurften zu ihrer politischen Legitimierung der Erzählung einer spezifischen Kultur der Untertanen in einem umgrenzten Raum: Menschen und »Rassen«, exklusive Bräuche, Sitten und Kulturformen, die als inklusives, identitätsstärkendes und auratisierendes Moment die hegemonial-gouvernementale Zelebrierung des Eigenen stützen konnte.

Erst mit gehöriger Verspätung und ideologisch überformtem Blick hat sich die Volkskunde der Stadt zugewandt.⁴ Diese unzeitgemäße Verzögerung mag nicht nur dieser kleinen Sonderdisziplin mit unterschwellig großer ideologischer Wirkung angelastet werden, sondern ist Teil einer umfassenderen Bewegung. Es gilt zu vergegenwärtigen, dass sich die ersten gesellschaftswissenschaftlichen Organe – Vereine, Zeitschriften, und Museen – und die ersten akademischen Lehrstühle und Institute gesamteuropäisch erst gegen Ende des 19. und mit dem ersten Drittel des 20. Jahrhunderts formiert haben.⁵ Der Gründervater der »Volkskunde als Wissenschaft«, der konservative Nationalökonom Wilhelm Heinrich Riehl⁶, hatte um die Mitte des 19. Jahrhunderts Großstädte als »Symptome der Widernatur« und als »Wasserköpfe der modernen Civilisation« bezeichnet.⁷ Riehl sah die Gefahr drohen, dass das Stadtleben zur »Auflösung und Verkümmern der gewachsenen Bindungen«⁸ führe, und hatte keinen Blick für die neuen Möglichkeiten, die die

4 Vgl. M. Knecht, P. Niedermüller: Stadtethnologie; Rolf Lindner: Perspektiven der Stadtethnologie. In: Historische Anthropologie 5, 2 (1997), S. 319-328; T. Hengartner: Forschungsfeld Stadt.

5 Vgl. Anita Bagus: Volkskultur in der bildungsbürgerlichen Welt. Gießen 2005.

6 Vgl. Wilhelm Heinrich Riehl: Volkskunde als Wissenschaft. In: Culturstudien aus drei Jahrhunderten. Stuttgart 1859, S. 205-229.

7 Zitiert nach G. Korff: Mentalität und Kommunikation S. 361, S. 344.

8 Vgl. Wilhelm Heinrich Riehl: Land und Leute. Die Naturgeschichte des deutschen Volkes als einer deutschen Social-Politik. Bd.1. Stuttgart, Tübingen 1854, S. 63-102. – Hengartner behandelt die Riehl'sche Stadtkritik ausführlich und kontextualisierend in ebd.: Forschungsfeld Stadt, S. 47-56.

Städte den Menschen boten, etwa die, in Gottfried Korffs Worten, »formierenden und strukturierenden Neu-Impulse in der Urbanisierungsdynamik«.⁹

In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, zur Zeit der Institutionalisierung des Faches, war die Berührung der Volkskundler_innen mit Gesellschaftsfragen selten. Diesen hatte sich vor allem die Soziologie zugewandt. Thomas Hengartner verweist auf den Soziologen Max Rumpf, der sich mit »Volkssoziologie« befasste und der Volkskunde nahestand. Rumpf kritisierte in einem 1931 erschienen Aufsatz ihre fehlende Gegenwartsorientierung und Auseinandersetzung mit Zeitfragen¹⁰: »Gegenwartsvolkskunde als Kunde vom Leben der breiten Volksschichten hat sich (...) vornehmlich mit dem Leben unserer modernen großstädtischen Bevölkerung zu beschäftigen.«¹¹

Vermutlich würde, wer nach Stimmen wie der von Max Rumpf sucht, im Fach durchaus fündig: Die Suche muss bei marginalen oder marginalisierten Fachvertreter_innen ansetzen, bei Wissenschaftler_innen insbesondere, bei Korrespondenzen und Unterrichtsunterlagen, den Miszellen der regionalen Fachzeitschriften, den Universitäts-, Gemeinde- und Privatarchiven. Manche Fachvertreter_innen, die nicht in die Annalen der Fachgeschichtsschreibung Eingang gefunden haben oder sich aufgrund zeitgenössischer gesellschaftlicher Umstände nicht durchsetzen konnten, haben im Gegensatz zu den dominanten Zeitdiskursen durchaus »nicht-völkische, nicht-nationale«, »liberale, humanistische und internationalistische« Positionen vertreten¹², die aus hegemonial wirkmächtigen Gründen in Vergessenheit geraten sind. Es stellt sich bis heute die Frage, warum die Volkskunde an ihrem kanonischen Gegenstand – den volkstümlichen Überlieferungen, den Sitten und Gebräuchen, den materiellen Zeugen der Lebenswelten – so beharrlich und anachronistisch festhielt und zum Teil noch immer nostalgisch festhält? Warum sich ihre Aufgaben nicht, dem Gesellschaftswandel der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts entsprechend, weiterentwickelt haben? Mehrere Deutungswege kommen hier in Frage. Zum einen zeigt sich hier die Trägheit der institutiona-

9 Vgl. G. Korff: Innere Urbanisierung, S. 344.

10 Vgl. Max Rumpf: Vergangenheits- und Gegenwartsvolkskunde – Volkskunde und Soziologie. In: Kölner Vierteljahreshefte für Soziologie 9 (1930/31), S. 407-429; Ders.: Die Großstadt als Lebensform und in ihrer sozialen Prägekraft. In: Kölner Vierteljahreshefte für Soziologie 10 (1931/32), S. 200-219.

11 Vgl. M. Rumpf: Vergangenheits- und Gegenwartsvolkskunde, S. 407.

12 Vgl. J. Schlör: Das Ich der Stadt, S. 349; vgl. Bernd Jürgen Warneken: »Völkisch nicht beschränkte Volkskunde«. Eine Erinnerung an die Gründungsphase des Fachs vor 100 Jahren. In: Zeitschrift für Volkskunde 95, 1 (1999), S. 169-196.

lisierten wissenschaftlichen Disziplinen, die nur langsam zu einer kanonischen Gegenstandsentwicklung durchdringen und dann lange daran festhalten. Wie jede gesellschaftliche Institution ist eine wissenschaftliche Disziplin hegemonial durchwachsen. Sie orientiert sich an einer *doxa*, die Widersprüche glättet und alternative Wege der Deutung abwehrt. Zum anderen sind die Ambitionen der das Fach tragenden Schicht des Bürgertums konservierend. Von Riehl – sicher unter dem Eindruck von 1848 – noch zu den »Mächten des Wandels« gezählt¹³, orientierte sie sich an ländlichen, scheinbar intakten und pittoresken Gegenwelten und übte damit die der Statusgruppe ihrer Fachvertreter eigene Kulturkritik an Moderne und Fortschritt, an Urbanisierung und Technisierung der Lebenswelten. Dieser Kulturkritik wohnte eine unausgesprochene Mobilitätskritik inne und mit ihr – bis heute – die Sehnsucht nach lokalistischem Behaustsein, nach Wiedererkennung des Selbst im Eigenen. Dies gelang, obwohl alle »Volkskultur« bei näherer empirischer Betrachtung das resultierende Erscheinungsbild von historischen Prozessen der Vermischung und Veränderung unterschiedlichster Einflüsse, Interessen und Konflikte ist. Sie ist stets »trans«, nie »mono«, und gibt man der internationalen Perspektive Raum, die es zu Fachgründungszeiten durchaus prominent gab, legt sie sogar einen von Staatsgrenzen unabhängigen »Menschheitsgedanken« (Adolf Bastian) nahe¹⁴. Zum dritten rühmten die deutschnationalen Vorläufer-Ideologien des Faschismus die bäuerlichen Lebenswelten als Kernstück deutsch(sprachig)er Kultur und werteten damit das alte Fach Volkskunde mit seinen völkischen Tendenzen stark auf. Diesem Sog konnten sich viele nicht entziehen oder hatten ihm, aus unterschiedlichsten Gründen immobilisiert, nicht viel entgegenzusetzen. Alternative Perspektivierungen von »Volkskultur«, Widerreden zu den nationalistischen Stimmen, fielen vor 1945 den totalitären Visionen des 20. Jahrhunderts zum Opfer, nach 1945 im Westen den nachhaltigen Feindbildpolitiken des Kalten Krieges.

Volkskultur dagegen, in dem Verständnis einer sozialistischen Internationale, konnte nicht national, sondern nur schichten- und geschlechtsspezifisch, von ökonomischen und symbolischen Kontexten getragene Artikulation sein. Manche Forschungsmission und manche Museumsvitrine präsentierte »Volk« – ländlich wie urban – als »Produktivkraft« einer neuen, an

13 Vgl. Ingeborg Weber-Kellermann, Andreas C. Bimmer: Einführung in die Volkskunde/ Europäische Ethnologie. Stuttgart 1985², S. 42-51.

14 Vgl. B.-J. Warneken: »Völkisch nicht beschränkte Volkskunde«, S. 175.

Gerechtigkeit, Internationalität, Frieden, Gleichheit und Gerechtigkeit orientierten Gesellschaftsvision.¹⁵ Die staatliche wie parastaatliche Brutalität, mit der der sozialistische Verhaltensverdacht bekämpft und die fortschrittlichen Vorkriegsvitrinen umgeräumt wurden, zeugt von einer nachhaltigen Präsenz des Faschismus in den Nachkriegsdemokratien¹⁶.

Doch wenden wir uns nochmals Max Rumpf zu. In seinem Plädoyer für eine moderne Großstadtvolkskunde schreibt er, dass ihr »einige soziologische Durchsäuerung Not« tue.¹⁷ Damit könne sie die großstädtische Lebensweise als eine eigene, parallel zu dem Ländlich-Traditionalen bestehende Lebensweise erforschen. Er will die so verstandene Volkskunde als eine »Soziale Lebenslehre« verstanden wissen, die die »durchaus erheblichen Dinge (...) im Untergeschoß des Menschen- und Soziallebens (...) unter den Vielen, Allzuvielen, die dort eng beieinander hausen« zu erfassen vermag.¹⁸

Das wäre rückblickend in der Tat der Königsweg gewesen. Denn keine andere Disziplin wäre mit ihrem Nahblick auf kleinräumige Verhältnisse, auf den Menschen, das Einzelne und den Einzelnen, so geeignet gewesen, das städtische Nebeneinander von Tradition und Moderne, das Mischungsverhältnis von ländlichen traditionellen Kulturformen und urbaner Lebensweise und von ständigem Zuzug Fremder in seinem kulturdynamischen Zusammenwirken zu analysieren. Das »Ich der Stadt«, schreibt Joachim Schlör¹⁹, die individuelle Identität als Städter oder Städterin, insbesondere die stadtjüdische Bevölkerung Berlins, hatte sich gerade über einen solchen diffizilen Aushandlungsprozess herausgebildet, der sich als ein historisch neuer Prozess der Vergesellschaftung darstellt. Mit den Worten Max Rumpfs:

»Der Großstädter entspricht seinem Wesen nach dem ›zivilisatorischen Lebenstypus‹. Für diesen aber ist kennzeichnend eine vergleichsweise weite Entfernung von der Natürlichkeit des Lebens früherer Zeiten und

15 Agnès Humbert, die französische europäische Ethnologin und Schülerin von Marcel Mauss zum Beispiel legte dieses Verständnis von »peuple«/»Volk« der von ihr kuratierten Eröffnungsausstellung des Pariser Musée des Arts et Traditions Populaires zugrunde. Vgl. Johanna Rolshoven: Französische Ethnologinnen im Widerstand. Kulturanalytische Zugänge zu einer europäischen Fachgeschichte. In: Burkhard Pöttler et. al. (Hg.), Fundstücke europäisch-ethnologischen Forschens. Eine Festschrift für Helmut Eberhart. Münster u.a. 2018, S. 21-40.

16 Vgl. Umberto Eco: Der ewige Faschismus. München 2020 [Milano 2018].

17 Vgl. M. Rumpf: Vergangenheits- und Gegenwartsvolkskunde, S. 422.

18 Vgl. ders.: Die Großstadt, S. 204.

19 Vgl. J. Schlör: Das Ich der Stadt.

einfacherer Kulturen, eine starke Technifizierung und Versachlichung und Rationalisierung seiner Welt, die dabei, da Leben immerdar in Einklang zu kommen strebt mit seiner Welt, zugleich all diese neuen Eigenschaften auch allen beteiligten Menschen, allen Großstädtern mitzuteilen weiß. Dabei ist die Massenhaftigkeit des großstädtischen Lebens auf der einen Seite das Medium, in dem sich jene Eigenart zivilisatorischen Lebens um so leichter und sicherer allen daran teilhabenden Menschen mitteilt, auf der anderen Seite ist sie aber auch der unmittelbare Ausdruck einer höchst extensiven und zugleich höchst intensiven und überaus mannigfaltigen und vielverflochtenen Vergesellschaftung des Großstadtlebens.«²⁰

Die Dörfer in der Stadt aufsuchen: Der lange Weg von der Stadtfeindlichkeit zur Strukturanalyse des Städtischen

Trotz der thematischen und heuristischen Herausforderungen durch die Moderne blieb der Großteil des Faches bis über die Mitte des 20. Jahrhunderts hinaus dem alten Forschungskanon verhaftet und wahrte seine Skepsis gegenüber der Stadt als Forschungsfeld. Die wenigen Wissenschaftler_innen, die sich mit Stadt befassten, beschränkten sich zunächst auf die »Ermittlung gemeinschaftlichen Traditionsgutes«.²¹ Dies waren, um einige wenige Namen zu nennen, Leopold Schmidt, Hans Commenda, Gerhard Heilfurth und Ingeborg Weber-Kellermann. In Leopold Schmidts Wiener Stadtvolkskunde aus dem Jahr 1940 lässt sich das »Traditionsgut« als Kanon umreißen: »Sitte und Brauch im Jahreslauf, Volksmusik und -kunst, -glaube, -sprache«.²² Zwar wandte Schmidt sich damit dem Großstadtmenschen zu: »seiner Wesensart, seiner Habe und seine(m) Tun«²³, aber mit einem exklusiven Verständnis. Von der näheren Betrachtung ausgeschlossen blieben – weiterhin – die Unterschichten, die gerade für Wien prägnanten und unübersehbaren jüdischen Lebenswelten, ebenso Frauen oder Jugendliche und die anhaltend große Zahl

20 M. Rumpf: Die Großstadt, S. 216f.

21 Vgl. T. Hengartner: Forschungsfeld Stadt, S. 112.

22 Vgl. J. Schlör: Das Ich der Stadt, S. 351; siehe auch Herbert Nikitsch: Wie es den Volkskundlern bei den Stadtleuten erging. Anmerkungen zur österreichischen Stadtvolkskunde. In: Olaf Bockhorn u.a. (Hg.), Urbane Welten. Referate der österreichischen Volkskundetagung 1998 in Linz. Wien 1999, S. 59-75, sowie Peter F. N. Hörz: Kunde vom Volk. Forschungen zur Wiener Volkskultur im 20. Jahrhundert. Wien o. Jg. [2004], S. 41-52.

23 Zit. n. J. Schlör, ebd., S. 358.

an Zuwanderern. Das Fach blieb im Kern, trotz einzelner divergierender kritischer Stimmen, eine »nationalromantische, sozialkonservative Disziplin mit präfaschistischen Tendenzen«²⁴, die sich dem Forschungsfeld Stadt bisweilen dezidiert entgegenstellt. Der Gründer des Grazer Institutes für Volkskunde, der besonders an Riehls Fachauffassungen orientierte Viktor (von) Geramb, spricht 1919 vom »Gift des Eitergeschwürs Grossstadt«, das sich »über das geistige Leben des deutschen Volkes ergießt«.²⁵ Im Unterschied zum Typus der »deutschen« mittelalterlichen Stadt, sei die moderne Großstadt nicht nur »undeutsch«, Ort fremder Einflüsse, eines »semitischen Feilscher- und Pharisäergeist(es)«, sondern auch ein Ort der »Entsittlichung«, des »verlogenen Flitter- und Affentand(s)«, an dem »die giftige Stickluft der bösen Zänkereien und des herzlosen Daseinskampfes« herrsche.²⁶ Auf »den Asphaltplatten« der Städte, schrieb 1934 Hanns Koren, sein späterer Nachfolger auf der Grazer Professur für Volkskunde, wachse kein »Brauchtum«.²⁷ Diese »Volkskunde« war nicht nur von der NS-Ideologie leicht vereinnahmbar, sie war für diese eigentlich und deutlich wegbereitend. Sie orientierte sich an der Vorstellung eines reinen, edlen germanischen Volkstums und machte diese Vorstellung für die Verbrechen des Völkermords dienstbar. Das Wirken der österreichischen Fachvertreter in Salzburg, Innsbruck, Graz und Wien wurde kaum durch eine Entnazifizierung gebrochen oder gestört und ließ diese bis in die späten Nachkriegsjahrzehnte hinein wissenschaftlich aktiv bleiben.²⁸ Die Verantwortung der Wiener Fachvertreter an der Entlassung, Entehrung und letztlich Ermordung von Ethnologinnen jüdischer Herkunft wie Adel-

24 Ebd., S. 349.

25 Viktor Geramb: Von Volkstum und Heimat. Gedanken zum Neuaufbau. Graz 1919, S. 136.

26 Vgl. ebd., S. 130, S. 49, S. 139, S. 82, S. 125.

27 Vgl. Hanns Koren: Volksbrauch und Kirchenjahr. Salzburg, Leipzig 1934, S. 18.

28 Vgl. Wolfgang Jacobeit, Olaf Bockhorn, Hannjost Lixfeld (Hg.): Völkische Wissenschaft. Gestalten und Tendenzen der deutschen und österreichischen Volkskunde in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, Wien 1994; Herbert Nikitsch: Zur Geschichte des Instituts. In: Ders., Brigitta Schmidt-Lauber (Hg.), Hanuschgasse 3. 50 Jahre Institut für Europäische Ethnologie. Wien 2014, S. 19-39; Hans-Peter Weingand: Viktor Geramb 1938-1945. Biographie als Inszenierung. In: Jahrbuch der steirischen Volkskultur 2015. Graz: Volkskultur Steiermark 2016, S. 240-255.

gard Perkmann²⁹, Marianne Schmiedl³⁰ und Eugenie Goldstern³¹ wurde erstaunlich spät und auch dann nur marginal thematisiert. An erste pionierhafte Ambitionen der Aufarbeitung der NS-Volkskunde in Österreich³² wurde späterhin kaum bis nicht angeknüpft, noch hat man einen zeitgemäßen Wissensstand erreicht und jenseits des Positivistischen auf etablierte Ansätze der Wissenschaftsforschung zurückgegriffen. Insbesondere eine breite Untersuchung über das bis in die Gegenwart reichende Wirken der NS-affinen steirischen Volkskundler_innen an Universität, in Regionalmuseen, Vereinen und Stiftungen steht noch aus.

Ähnlich aufschlussreich wäre es, die je nationalen Geschichten der Stadtforschung in den Nachbardisziplinen Nord-, Ost- und Südeuropas einer transnationalen Reflexion zugänglich zu machen. Aus Gründen fehlender Sprachkompetenz liegt mir dazu nur zufälliges Wissen vor, aus dem ich anhand dreier Beispiele Vermutungen ableite. Der estnische Schriftsteller und Volkskundler Ilmar Talve (1919–2007) gelangte nach einer abenteuerlichen Flucht während des Zweiten Weltkrieges nach Finnland und gründete an der südfinnischen Universität Turku 1958 das Fach »Kansatiede«. Er gilt als Begründer sowohl der finnischen Stadtvölkerkunde als auch der Arbeits- und Arbeiterkulturforschung, einer »Sozialen Volkskunde«³³ – zu einem Zeitpunkt, an dem die *unité de doctrine* des Faches in der Erforschung ländlicher Volkskulturen lag. Interessanterweise weisen weder Talves Schriftenverzeichnis noch sein *opus magnum*, die Einführung in das Fach³⁴, signifikante Titel zur Stadtforschung aus, während seine Lehre und die Ausbildung des

29 Vgl. Herbert Nikitsch: Adelgard Perkmann – eine fachgeschichtliche Notiz. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 102, 53 (1999), S. 359–369.

30 Vgl. Susanne Blumesberger: Verlorenes Wissen. Ein gewaltsam abgebrochener Lebenslauf am Beispiel von Marianne Schmidl. In: Helmut W. Lang (Hg.), *Mirabilia artium librorum recreant te tuosque ebriant*. Wien 2001, S. 9–19.

31 Vgl. Albert Ottenbacher: Eugenie Goldstern. Eine Biographie. Wien 1999; Franz Grieshofer et al. (Hg.): *Ur-Ethnographie. Auf der Suche nach dem Elementaren in der Kultur. Die Sammlung Eugenie Goldstern*. Ausstellungskatalog. Österreichisches Museum für Volkskunde, Wien 2004.

32 Vgl. W. Jacobeit et al. (Hg.): *Völkische Wissenschaft*.

33 Vgl. die Tagung zum 100. Geburtstag von Ilmar Talve: *The Legacies of Professor Ilmar Talve*: <https://ilmartalve100.utu.fi/> (08.04.2020) sowie Timo J. Virtanen: *Northern Voices: Ilmar Talve*. In: *Ethnologie française* 33, 2 (2003), S. 213–220, <https://www.cairn.info/revue-ethnologie-francaise-2003-2-page-213.htm>.

34 Ilmar Talve: *Finnish Folk Culture*. Helsinki 1997; *Suomen kansakulttuuri. Historiallisia päällinjoia*. Helsinki 1979.

akademischen Nachwuchses – der heutigen Fachvertreter_innen und Stadtforscher_innen – diesen Bereich deutlich abbilden. Ähnliches gilt für Richard Weiss (1907-1962), der 1945 den Lehrstuhl für Volkskunde an der Universität Zürich gründete und mit der vor allem an den ländlichen Lebenswelten orientierten *Volkskunde der Schweiz* ein für das deutschsprachige Fach lange Zeit als vorbildlich geltendes Fachbuch vorweist.³⁵ Auch ihm spricht die posthume Würdigung das Interesse an der Stadt und an Arbeiterkultur ab.³⁶ Hengartner differenziert kontextualisierend und relativiert den Befund.³⁷ Die Originalität und Breite von Weiss' über die zeitgenössisch denkbaren Fachgegenstände hinausgehenden und kritischen Impulse zeugt von alternativen Blicken, von Pionierblicken auf Kultur. Ersichtlich wird dies aus Nachlassdokumenten zu seinen Lehrveranstaltungen³⁸, aus den innovativen Schwerpunkten seiner Schüler, etwa Rudolf Braun und Arnold Niederer, und aus dem langfristigen – 1951 begonnenen und 1995 fertiggestellten – Projekt des Atlas der Schweizerischen Volkskunde³⁹. Leider wurde der Atlas wenig rezipiert, weil er sich als wissenschaftliche Methode selbst überlebt hat. Ein drittes Beispiel ist die sozialwissenschaftlich orientierte Volkskundlerin Ingeborg Weber-Kellermann (1918-1993). Aus Berlin stammend und lange Jahre an der Universität Marburg/L. tätig, verfügte sie über ein umfassendes stadethnologisches Wissen, das in Lehre und Diskussion zur Sprache kam. Eindrücklicher Beleg ihrer Stadtextpertise ist hier einer ihrer zahlreichen Filme: »Menschen in der Großstadt« (1969) zeugt in aufschlussreicher Weise vom Widerspruch zwischen gesprochenem Wort und gezeigtem Bild. Die fortschrittlich mobile Kamera zeigt Menschen aller Altersgruppen, vor allem Frauen aus »dem Volk«, aus bescheidenen Lebensverhältnissen: Prostituierte, ältere Frauen in der Freizeit, und an der Arbeit, spielende Kinder..., während der Kommentator des Films vor allem von der Sichtbarkeit ländlicher Überlieferungen und ihrer Transformation im städtischen Alltag berichtet.⁴⁰

35 Richard Weiss: *Volkskunde der Schweiz*. Erlenbach-Zürich 1946.

36 Vgl. Ueli Cyr: Richard Weiss – Standorte und Werk einer volkskundlichen Symbolfigur. In: *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* 106 (2009), S. 65-80, hier: S. 72f., S. 78.

37 Vgl. T. Hengartner: *Forschungsfeld Stadt*, S. 85-99.

38 Dies geht hervor aus Gesprächen zu Beginn der 2000er Jahre mit seiner Tochter Elisabeth Studer-Weiss sowie aus meiner Einsicht in Auszüge aus dem privaten Nachlass von Richard Weiss.

39 Vgl. <https://www.volkskunde.ch/sgv/publikationen/reihen/archiv/atlas-der-schweizerischen-volkskunde/>

40 Vgl. Ingeborg Weber-Kellermann: *Menschen in der Großstadt*. 1969, <http://www.filmarchives-online.eu/viewDetailForm?FilmworkID=7e67dbe3160005c80a2213e4989>

Hier repräsentiert das Skript gewissermaßen die legitime Fachperspektive, während die Bildaussage mit einem empirisch informierten, genderrelativen Blick Stellung zum städtischen Alltag bezieht.

Wir schließen aus den Fallbeispielen, dass die Anfänge der volkskundlichen Stadtforschung meist unbemerkt waren: Ihnen standen die von der Mehrheit der etablierten Fachvertreter in den zentralen Organen der Volkskunde propagierten Erkenntnisinteressen, die *doxa* des Selbstverständlichen und Unhinterfragbaren, diametral entgegen.

Umriss einer modernen Stadtforschung lassen sich seit den 1970er Jahren erkennen, als sich mit Gewissheit manifestiert, dass die allgemeine Technisierung und Urbanisierung der Lebensformen in Stadt und Land gleichermaßen zum Alltag wird. Die städtische Lebensweise hielt in den Agrarregionen und ländlichen Gemeinden Einzug und die Urbanisierung des stadtpereipheren Landes war eingeleitet. Ebenfalls zur urbanen Durchdringung der Gesellschaft und zeitgleich zum Strukturwandel der Landwirtschaft trug die bis heute anhaltende Landflucht bei. Städte haben in der Folge der Zuwanderungswelle in den Nachkriegsjahrzehnten ihre Position als infrastrukturell immer breiter ausgestaltete zentrale Orte gestärkt. In einer doppelten Bewegung kam »das Land« auf die Stadt zu und die Stadt bewegte sich durch ihre Ausdehnung und Eingemeindung des ländlichen Nahraums aufs Land hinaus.

1983 widmete sich in Berlin erstmals ein Volkskundekongress dem Thema der Großstadt. Er war der Auftakt der Zuwendung zur Stadt als Forschungsfeld unter den neuen theoretischen Voraussetzungen des Faches. »Falkenstein«, die Kurzformel für einen Fachgeschichte schreibenden Tagungsanlass im Taunus, markierte die dort postulierte Neuformulierung des Faches⁴¹, die nicht überall gelungene Verwandlung der völkisch infizierten Volkskunde in die moderne reflexive und problemorientierte empirische Kulturwissenschaft. Die sog. »Falkensteiner Formel« postulierte 1970 als Erkenntnisziele des Faches »die Vermittlung (die sie bedingenden Ursachen und die sie begleitenden Prozesse) von kulturalen Werten in Objektivationen und Subjektivationen. Ziel ist es an der Lösung sozio-kulturaler Probleme

8fd51&mf_tab=IWF; Antrittsvorlesung: Der Berliner. Versuch einer Stammes- und Großstadtvolkskunde (1963). In: Andreas C. Bimmer, Gitta Böth (Hg.), *Brauch – Familie – Arbeitsleben*. Schriften von Ingeborg Weber-Kellermann. Marburg 1978.

41 Vgl. Wolfgang Brückner (Hg.): *Falkensteiner Protokolle*. Frankfurt/M. 1971.

mitzuwirken«. ⁴² Hermann Bausinger, neben Dieter Kramer und Ingeborg Weber-Kellermann Identifikationsfigur und Stimme in diesem Prozess, hob die Stärke des Faches hervor, sich empirisch auf die »Mikroebene ›gemeinschaftlicher‹ Bindungen und Äußerungsformen« zu begeben. ⁴³ Weitere wichtige Fachvertreter_innen auf dem Berliner Kongress waren Gottfried Korff, Helge Gerndt, Ueli Gyr, Colette Pétonnet, Rolf Lindner und Orvar Löfgren, die das Forschungsfeld Stadt mit programmatischen Beiträgen zu erschließen begannen. Sie haben sich rückblickend als wegweisend erwiesen, wenn auch in diesen frühen Ansätzen, mit Ausnahme der französischen Ethnologin Pétonnet, noch jene »soziologische Durchsäuerung« fehlt, die Max Rumpf der Volkskunde empfohlen hatte, als er den Einbezug einer gesellschaftlichen Makroebene in die Deutung der Empirie nahelegte.

Erste Ansätze komplexer Kulturanalysen

Der Münchener Volkskundler Helge Gerndt postulierte 1985 eine »Strukturanalyse« der Stadt, die diese »als kulturelles Wirkgefüge« untersucht ⁴⁴. In Anlehnung an Roland Barthes lud er zu neuen »Lesungen der Stadt« ein, zu einer »Tiefenlotung«, die sich am »Leitseil theoretischer Vorgaben« orientiert und sie als »komplexes Kultursystem« als »Vermittlungs- und Handlungsraum«, als Bedeutungs- und Erfahrungsraum erfasst. ⁴⁵ Gerndt plädierte dafür, Stadt in drei Dimensionen zu erfassen: zum ersten die Großstadt als kulturelles Gefüge, »in dem unterschiedlichste historische Elemente kondensiert sind« ⁴⁶; zum zweiten als kulturellen Vermittlungsraum, der der Dynamik des sozialen Lebens folgt; sowie zum dritten als kulturellen Bedeutungsraum und Wertekosmos ⁴⁷. In seiner Aufsicht erscheinen aus heutiger Sicht vor allem drei

42 Diese Formel findet sich vielfach in der Fachliteratur abgedruckt. Ich zitiere hier die »Falkensteiner Resolution«, verabschiedet an der Arbeitstagung des Fachverbandes dgv am 25. und 26.9.1970, abgedruckt im Tübinger Korrespondenzblatt (hg. Tübinger Vereinigung für Volkskunde e.V., H. 2, Jan 1971, S. 13) – dem Organ, in dem fachhistorisch aufschlussreich und energisch Zeitfragen des Faches diskutiert wurden.

43 Vgl. Hermann Bausinger: Eröffnung des Berliner Volkskundekongresses. In: Theodor Kohlmann, ders. (Hg.), Großstadt. Aspekte empirischer Kulturforschung. Berlin 1985, S. 7-10, hier: S. 9.

44 Vgl. Helge Gerndt: Großstadtvolkskunde – Möglichkeiten und Probleme. In: H. Bausinger, T. Kohlmann (Hg.), Großstadtvolkskunde, S. 11-19, hier: S. 12.

45 Ebd., S. 12f.

46 Ebd., S. 13f.

47 S. 13f.

Momente zukunftsweisend: erstens der Forschungsgegenstand »Alltagswelt der breiten Unter- und Mittelschichten« und dessen symbolische und ökonomische Grundlagen; zweitens das Erkenntnisinteresse, stets am sozialen Konflikt anzusetzen⁴⁸; sowie drittens seine Perspektivierung einer »Topographie der Alltagskultur«⁴⁹, in der die Lebenswelt zum baulichen Stadtbild in Bezug gesetzt wird. Hier deuten sich erste raumtheoretische Momente der Verknüpfung von Architektur und Gesellschaft an.

Zeitgleich mit Gerndt nahm eine erste Generation von Europäischen Ethnolog_innen und Kulturanthropolog_innen in ethnographischen Einzelstudien und in theoretischen Abhandlungen Erschließungen des Lebensraums Stadt vor. Ina-Maria Greverus in Frankfurt steht für eine internationalisierte und problemorientierte Stadtforschung⁵⁰. Elisabeth Katschnig-Fasch in Graz steht für eine an sozialen Ungleichheiten orientierte, theoretisch an Pierre Bourdieu angelehnte engagierte, beziehungsweise »eingreifende« Wissenschaft, aber auch für einen Brückenschlag zwischen Kulturanthropologie und Architektur. Beide begründeten wegweisende kulturanthropologische Schulen der Stadtforschung, die in zahlreichen Abschlussarbeiten und innovativen Publikationen ihren Niederschlag fanden. Rolf Lindner setzte in Tübingen und Berlin vielfältige Akzente bei seinen Schülerinnen und Schülern. Mit seiner Expertise als von den Cultural Studies inspirierter Soziologe und zugleich Empirischer Kulturwissenschaftler erschloss er dem deutschsprachigen Fach die US-amerikanische und britische Stadtforschungsgeschichte. In der Schweiz schließlich befassten sich Paul Hugger, Ueli Gyr und später Thomas Hengartner mit Stadtvolkskunde.

Der in den 1990er Jahren in Berlin lehrende ungarische Fachvertreter Péter Niedermüller beschreibt in seinen programmatischen Texten zur Stadtforschung die Gründe für die in den 1990er Jahren neue ethnologische Hinwendung zum Forschungsfeld Stadt. Diese sei dem Interesse an Gesellschaftswandel geschuldet, der sich in den Städten in akzentuierter Form zeige. Der spätmodernen Stadtethnologie ginge es darum, die »soziokulturelle Logik urbaner Veränderungen« zu erfassen.⁵¹ Was war dabei neu, welche Aspekte des Wandels weckten das Interesse? Es sind die Folgen und Ursachen der Globalisierung, die den spätmodernen Gesellschaftswandel bestimmen: Das sich

48 S. 17f.

49 S. 14.

50 Vgl. u.a. Ina-Maria Greverus et al. (Hg.): STADTgedanken aus und über Frankfurt am Main. Frankfurt/M. 1994 (=Notizen Bd. 48).

51 P. Niedermüller: Stadt, Kultur(en) und Macht, S. 279-301, hier: S. 280.

zunehmend transnationalisierende Wirtschafts- und Finanzwesen; die Veränderung der Produktionsformen hin zu einer postfordistischen Konsumgesellschaft, mit Migration und Mobilität als Ursachen und Folgen der von David Harvey beschriebenen Raum-Zeit-Kompression⁵²; der Prozess einer kulturellen Globalisierung, den Arjun Appadurai in seinen zukunftsweisenden, empirisch informierten Arbeiten umrissen hat.⁵³ Die Wende zum 21. Jahrhundert markiert ein Transformationsprozess, der ähnlich dicht ist wie der, welcher die Gesellschaft am Übergang des 19. zum 20. Jahrhundert gekennzeichnet und das Interesse der soziologischen Stadtforschung geweckt hatte. Beide Male geht es um die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen: Damals der Widerstreit zwischen Tradition und Moderne, letzthin der Widerstreit zwischen Moderne und Spätmoderne.

Das von der Chicago School als soziologischer, mit ethnologischen Methoden arbeitender Stadtforschungsgruppe beschriebene Aufkommen der Individualisierung tritt im Kontext der letzten Jahrhundertwende akzentuiert als »neue soziale Logik spätmoderner Gesellschaften«⁵⁴ auf. Diese ermöglicht es dem/der Einzelnen, »sich von immer weniger bindend wirkenden sozialen Milieus, kollektiven Identitäten und Normalbiografien abzusetzen und eigene ›freie‹ Lebensentwürfe zu gestalten, eigene Biografien zu ›basteln‹.«⁵⁵ Die Auflösung der traditionellen sozialen Milieus kann in ihren Folgen vielschichtig sowohl positiv als auch negativ beschrieben werden. Zum einen bedeutet sie Emanzipationsbewegung und ist damit Voraussetzung für die Bildung neuer Kultur- und Sozialformationen, zum anderen tritt sie als Entbindung »stadtbürgerlicher Vergemeinschaftungs- und Solidarisierungszusammenhänge« in Erscheinung, die zu verstärkter Polarisierung von wohlhabender und armer Bevölkerung führt.⁵⁶

52 Vgl. David Harvey: *The Condition of Postmodernity. An Enquiry into the Origins of Cultural Change*. Oxford u.a. 1990, S. 240-259.

53 Vgl. u.a. Arjun Appadurai: *Modernity at Large: Cultural Dimensions of Globalization*. Minneapolis 1996: University of Minnesota Press.

54 Vgl. P. Niedermüller: *Stadt, Kultur(en) und Macht*, S. 283.

55 Ebd., S. 283.

56 Vgl. ebd., S. 283. Siehe hierzu auch die dichten, brillanten Ausführungen von Elisabeth Katschnig-Fasch: *Im Wirbel städtischer Raumzeiten*. In: Karin Wilhelm, Gregor Langenbrinck (Hg.), *City-Lights. Zentren Peripherien, Regionen. Interdisziplinäre Positionen für eine urbane Kultur*. Wien 2002, S. 120-139.

Die Stadt bietet eine Bühne, auf der sich das Neue zeigt.⁵⁷ Das vielfältige proprietäre Sich-Aneignen von öffentlichem Raum in der späten Moderne etwa, das sich Individualisierungs- und Emanzipationsprozessen verdankt, zeugt von der Auflösung einer rigiden bürgerlich-traditionalen Gesellschaftsordnung. Ebenso zeigen sich auf der städtischen Bühne gesellschaftliche Konflikte, Kämpfe um Anerkennung und Teilhabe sowie verdrängte Probleme, die sich bisweilen eruptionsartig Sichtbarkeit verschaffen. Seit den 1970er Jahren haben (post-)faschistische Bomben- und Sprengstoffanschläge von »rechts« und »links«, bei denen Menschen getötet wurden, die Städte erschüttert.⁵⁸ Die spätmodernen friedensgewohnten westlichen Gesellschaften wurden von dem gewalt(tät)igen Spektakel terroristischer Angriffe aufgeschreckt. Auf die enorme Medienpräsenz folgte eine zunächst verständlicherweise aufgeregte Sicherheitspolitik. Deren zu wenig hinterfragte Normalisierung zeigt sich aktuell in der politischen Konstruktion einer Sicherheitsgesellschaft⁵⁹, deren widersprüchliche und antidemokratische Seiteneffekte einen hohen Diskussionsbedarf schaffen. Die aktuellen Sicherheitsdiskurse, die sich in Stadtpolitiken materialisieren, stehen mit ihren Anlässen, der terroristischen Bedrohung durch Angehörige ehemaliger Kolonialstaaten, in einem engeren Zusammenhang als es auf den ersten Blick scheinen mag. Sie erscheinen in den Straßen unserer Städte als historische Altlasten, sind Teil von schmerzhaften Prozessen der Entkolonisierung und der Kämpfe um die Befreiung aus weiter bestehenden Strukturen der politischen Fremdbestimmung und der ökonomischen Abhängigkeit der ehemals von europäischen Ländern kolonisierten Territorien.⁶⁰

57 Exemplarisch von Rolf Lindner in seinem außerordentlichen Berlinbuch beschrieben: Berlin, absolute Stadt. Eine kleine Anthropologie der großen Stadt. Berlin 2016.

58 Vgl. Sebastian Gräfe: Rechtsterrorismus in der Bundesrepublik Deutschland. Zwischen erlebnisorientierten Jugendlichen »Feierabendterroristen« und klandestinen Untergrundzellen. Baden-Baden 2017; Sebastian Hunholz: Kulturalisierung des Terrors. In: Zeitschrift für Kulturwissenschaft 1 (2010), S. 69–80.

59 Vgl. Tobias Singelstein, Peer Stolle: Die Sicherheitsgesellschaft. Soziale Kontrolle im 21. Jahrhundert. Wiesbaden 2008; Herbert Glasauer: Stadt und Unsicherheit. Entschlüsselungsversuche eines vertrauten Themas in stets neuen Facetten. In: Georg Glasze et al. (Hg.), Diskurs – Stadt – Kriminalität. Städtische Unsicherheiten aus der Perspektive von Stadtforschung und Kritischer Kriminalgeographie. Bielefeld 2005, S. 203–222.

60 Vgl. Johanna Rolshoven: Kultur, ein Theater der Komplikationen. Unfertige Gedanken zum Selbstmordattentat. In: MAKUFEE. Online-Schriften aus der Marburger

Kritik der Stadtforschung, eine Daueraufgabe

Kehren wir zurück zu den Epistemen der Anfänge der stadtanalytischen Begriffsbildung. Mit jedem neuen Anlauf fordert die Erforschung stadtgesellschaftlicher Transformationen Reibungen und Neuformulierungen heraus. In das Blickfeld der Volkskunde, die sich in den 1990er Jahren in Europäische Ethnologie, Kulturanthropologie und Empirische Kulturwissenschaft umbenannt hatte, geraten mehr und mehr »städtische Formen menschlichen Kulturverhaltens« als »städtische Ausprägungen kultureller Prozesse«. ⁶¹ In der Berliner Europäischen Ethnologie entwickelt sich neben der kulturanalytischen Stadtschule von Rolf Lindner ein Spektrum an Stadtkulturforschungen um Wolfgang Kaschuba, deren Horizonte sich nach Osten, in den postsowjetischen Gesellschaftsraum ausdehnt. ⁶² Hier wurde und wird heute, wie Helge Gerndt es vorgezeichnet hat, Stadt vor allem als ein »kulturelle(r) Bedeutungsraum« ⁶³ analysiert – eine Perspektive, die nicht unbestritten blieb.

Thomas Hengartner, ein wichtiger Repräsentant post-volkskundlicher Stadtforschung aus der Schweiz, kritisierte, dass Stadt vor allem in den 1990er und beginnenden 2000er Jahren vielfach einseitig als »facetten- und erlebnisreiches, dynamisches Feld« untersucht worden sei. ⁶⁴ Städte wurden als Schauplätze außerordentlicher Entwicklungen und besonderer Ereignisse dargestellt, als Räume der Festivalisierung, der Eventisierung und Gentrifizierung. Seltener waren und sind Dynamiken von Teilhabe und Ausgrenzung der Gegenstand, die sich in städtischer Armut ⁶⁵ und Obdachlosigkeit ⁶⁶ äu-

Kulturwissenschaftlichen Forschung und Europäischen Ethnologie, Bd. 7 (2016), S. 1-22.

61 Vgl. J. Schlör: Ich der Stadt, S. 343.

62 Wolfgang Kaschuba, Melanie Krebs, Madlen Pilz (Hg.): Die postsowjetische Stadt. Urbane Aushandlungsprozesse im Südkaukasus. Berliner Blätter Sonderheft 59 (2012); ders., Tsypylma Darijeva, Melanie Krebs (Hg.): Urban Spaces after Socialism. Ethnographies of Public Spaces in Eurasian Cities. Frankfurt/M., New York 2011.

63 Vgl. H. Gerndt: Großstadt 1985, S. 13.

64 Vgl. Thomas Hengartner: Zur Kulturanalyse der Stadtforschung. In: Beate Binder et la. (Hg.), Ort. Arbeit. Körper. Ethnografie Europäischer Modernen. Münster u.a. 2003, S. 67-80, hier: S. 67.

65 Vgl. Michi Knecht: Die andere Seite der Stadt. Armut und Ausgrenzung in Berlin. Köln 1999.

66 Vgl. Waltraud Kokot (Hg.): Kultur der Obdachlosigkeit in der Hamburger Innenstadt. Eine Ethnologische Felduntersuchung. Münster u.a. 2004.

ßern, aber auch in unspektakulären urbanen Alltäglichkeiten verbergen, wie dem Einkaufen, der oft konfliktuellen gemeinsamen Grünflächennutzung, der verkehrstechnischen Fortbewegung, den Nachbarschaftsbeziehungen, der Stadt als Sozialisations- und Integrationsraum für Kinder und Jugendliche, der Bedeutung der Frauen in der alltagskommunikativen Herstellung des Sozialen, die kleinteiligen oder parallelen Ökonomien von Zugewanderten als kosmopolitischen Impulsgeber_innen und vieles mehr. Der Blick auf das Geschehen in den banalisierten Zwischenräumen des Alltags offenbart die gesellschaftlichen Prioritäten, die in Forschungsrelevanz übersetzt werden, wie sich noch zeigen wird⁶⁷.

Ein weiterer Kritikpunkt Hengartners am Mainstream der Stadtforschung ist das überwiegende Interesse an den großen zuungunsten der kleinen und mittleren Städte: Europäische Ethnolog_innen interessierten sich mehr für Wien als für Klagenfurt, eher für Berlin als für Halle oder Erfurt, eher für Paris als für Clermond-Ferrand oder Lille. Die Wiener europäische Stadtethnologin Brigitta Schmidt-Lauber initiiert mit programmatischen Publikationen zur so bezeichneten Mittelstadt zusätzliche aufschlussreiche Richtungen der Stadtforschung.⁶⁸ Die lange vernachlässigte oder wenig wahrgenommene Auseinandersetzung mit Stadträndern, der Agglomeration und Vorstadtentwicklung, die mit dem von Thomas Sievers initiierten Zwischenstadt-Forschungsprojekt ihren prominenten Anfang genommen hat⁶⁹, nehmen Fachzeitschriften wie *dérive* oder *sub urban* auf, oder die Grazer Kulturzeitschrift *kuckuck* mit ihrer Schwerpunktausgabe 2016 zur »Vorstadt«.⁷⁰

Die dritte Kritik Hengartners betrifft die Stadtforschung insgesamt: Sie begünstige unmerklich und unhinterfragt die bürgerliche Perspektive. Viel

67 Vgl. Johanna Rolshoven: Übergänge und Zwischenräume. Eine Phänomenologie von Stadtraum und »sozialer Bewegung«. In: Waltraud Kokot, Thomas Hengartner, Kathrin Wildner (Hg.), Kulturwissenschaftliche Stadtforschung. Berlin 2000, S. 107-122.

68 Vgl. Brigitta Schmidt-Lauber (Hg.): Mittelstadt. Urbanes Leben jenseits der Metropole. Frankfurt/M. 2010; Dies. (Hg.), Andere Urbanitäten. Zur Pluralität des Städtischen. Wien 2018.

69 Vgl. Thomas Sieverts: Zwischenstadt, zwischen Ort und Welt, Raum und Zeit, Stadt und Land. Braunschweig, Wiesbaden 1999; S5-Stadt. Agglomeration im Zentrum, <http://www.s5-stadt.ch/> (10.06.2020).

70 Siehe <https://derive.at/>; <https://zeitschrift-suburban.de>, <http://www.kuckucknotizen.at/kuckuck/>.

zu wenig reflexiv ginge das »Wir« der bürgerlich gebildeten Wissenschaftler_innen den eigenen Interessen und Schwerpunkten nach, anstatt zu fragen, welche Lebenswelten und Stimmen ungenügend zu Wort kommen – ein Kritikpunkt, den Alexa Färber für die Gegenwart substantiell reformuliert.⁷¹ Der Selbstversuch reicht: Die aufmerksame Durchque(e)rung einer beliebigen Stadt führt uns vor Augen, wie männlich und Innenstadt-orientiert der fachwissenschaftliche Forschungsfokus ist, und welche Themen er in der wissenschaftlichen Literatur breit ausspart. Räumliche und soziale Mittele-Randverhältnisse finden sich in der Stadtforschung nach wie vor wenig abgebildet, ebenso wie Strategien des Zusammenlebens einer heterogenen Bevölkerung im Alltag. Die wünschbare Problemorientierung kritischer Perspektivierungen verstellt manches Mal den Blick auf gelungene Formen des Zusammenlebens zwischen Einheimischen und Zugewanderten, auf positive Impulse der Migration für die Stadt. Aber auch kulturbejahende »anthropologies of the good«, in der treffenden Charakterisierung von Sherry Ortner⁷², mit ihrem Fokus auf Festen, Märkten und anderen kulturellen Höhepunkten beschreiben meist nur deren sichtbare, konsum-unkritische Seite und lassen Fragen der interkulturellen Kohäsion meist außen vor. Dies betrifft auch fachaffin-gefällige historische Zugänge mit ihren vielen weißen Flecken im Bereich des Interkulturellen, der Zuwanderung und hier insbesondere der grundlegende Beitrag der jüdischen Bevölkerung zur modernen Stadtwerdung, zu Stadtkultur überhaupt im 20. Jahrhundert.

Gender- und *queer*-Aspekte, die ins städtische Bruttosozialprodukt einfließen, namentlich die unsichtbare Frauenarbeit, sind ein Querschnittsaspekt aller Stadtforschung, der seltsam abwesend bleibt. Gleiches gilt für die »Heilige Kuh« des das Soziale der Stadt durchschneidenden Autoverkehrs,⁷³ die exzessiven Kapriolen des Konsums, die überbordende Müllfrage und noch einiges mehr. Solche etwas polemische Formulierungen sollen zu reflexiven Differenzierungen anstoßen, um Lebensraum-relevante Thematiken mit geringerer Diskursmacht sichtbarer zu machen.

71 Vgl. T. Hengartner: Kulturanalyse der Stadtforschung, S. 71; Alexa Färber: Was wir über Urbanitäten wissen wollen. Ein Kommentar zur kognitiven Identität kulturwissenschaftlicher Stadtforschung. In: B. Schmidt-Lauber (Hg.), *Andere Urbanitäten. Zur Pluralität des Städtischen*. Wien 2018, S. 197–212.

72 Vgl. Sherry B. Ortner: Dark anthropology and its others. Theory since the eighties. In: *Journal of Ethnographic Theory* 6, 1 (2016), S. 47–73.

73 Vgl. Johannes Fiedler: *broadacre city 2.0 – postfossil*. Ein urbanistisches Szenario für 2050. Graz 2019; Luxemburg. Gesellschaftsanalyse und linke Praxis 1 (2020): Bahn Frei!

Alexa Färber fordert, insbesondere im Rückblick auf die Berliner Stadtforschung der 1990er und 2000er Jahre, wissensanthropologische Zugänge ein. Sie plädiert für eine selbstreflexive Perspektive von Stadtforscher_innen auf die sozialen Bedingungen der Wissensproduktion, wenn diese vor allem von ihnen selbst als »urban« empfundene Situationen analysieren oder einen exotisierenden Blick auf Armut und Ausgrenzung werfen, städtische Normalitäten und Banalitäten jedoch unberücksichtigt lassen.⁷⁴

Hengartners Kritik an der »schleppenden Auseinandersetzung« mit dem Forschungsfeld Stadt⁷⁵ liegt über zwanzig Jahre zurück. Aktuelle Einwände knüpfen an die Gegenwart an. Doch mit Kritik allein ist wenig getan, wenn sie nicht impulsgebend formuliert und an die Frage geknüpft wird, wo die kulturanalytische Stadtforschung heute steht und wo sie hinstrebt. Dazu lassen sich zwei Punkte, eine Feststellung und ein Desiderat anmerken.

Der erste Punkt: Wichtig ist sicher die erst langsam einsetzende Internationalisierung beziehungsweise, Dipesh Chakrabarty paraphrasierend, »Provinzialisierung«⁷⁶ der deutschsprachigen Stadtforschung und damit eine Öffnung ihrer Rezeptions- und Publikationsgewohnheiten. In vielem scheint sich diese in einem kleinen Fach nicht nur behändigen und einsprachigen Universitätsstrukturen zu verdanken, sondern auch nationalistischen Bildungs- und Einstellungspolitiken, die inländische vor ausländischen Fachvertreter_innen bevorzugen. Diese Strukturen ändern sich nur langsam im Laufe der Generationenablösung und unter der Einwirkung einer sich internationalisierenden Drittmittelpolitik. Daher erstaunt es, wie resistent und weitgehend die europäisch-ethnologische Forschung deutschsprachig bleibt und von wenigen Ausnahmen abgesehen international nicht rezipiert werden kann; auch, wie sehr die Transnationalisierungsbemühungen auf den anglophonen Sprachraum beschränkt sind und sich nur zögerlich nach Osten und Süden wenden.

Der zweite Punkt: Die Vertiefung der stadtpolitischen Expertise erfordert die Einbettung in problemorientierte und dialogisch verfasste, engagierte Curricula, die es ermöglichen, Absolvent_innen in städtische und stadtpolitische Praxisbereiche einzuführen. Die stadtinstitutionelle Bespielung und

74 Vgl. A. Färber: Urbanitäten, S.198f.

75 T. Hengartner: Forschungsfeld Stadt, S. 161, S. 170, zit. n. Paul Hugger 1988, S. 279.

76 Vgl. Dipesh Chakrabarty: Europa provinzialisieren: Postkolonialität und die Kritik der Geschichte. In: Sebastian Conrad, Shalini Randeria, Regina Römhild (Hg.), *Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften*. Frankfurt/M., New York u.a. 2013, S. 134-161.

Verwaltung aktueller Probleme zeugt an vielen Orten von einer großen Entfernung zwischen Politiker_innen und Planer_innen auf der einen Seite und einer zunehmend pluralen und diversen Bevölkerung auf der anderen Seite. Hier bietet die kulturalanalytische Kompetenz, zwischen Mikro- und Makrostrukturen und unterschiedlichen Konstellationen, Sparten und Akteur_innen zu vermitteln und übersetzen, Impulse für stadtpolitische Handlungsagenden an. Begreift man Stadt als Gesellschaft heterogener Akteure und divergenter Interessenlagen, lassen sich Prioritäten städtischer Angelegenheiten setzen: nicht nur bezüglich der diskursdominanten, vielbespielten, renditeorientierten prominenten Themen der spätmodernen Jahrzehnte wie Sicherheit, Nachhaltigkeit im Gewand eines Smart City-Diskurses, Gentrifizierung oder Innenstadtaufwertung, sondern auch der für die Städter_innen existenzbestimmenden Themen der lebenswerten Stadt, des sozialen Ausgleichs und der politischen Integration aller Bewohner_innen, der Verkehrsregulierung jenseits ökonomischer Lobby-Interessen, einer Stärkung autonomer Quartierspolitik, der Spekulations- und Wohnungsmarktkontrolle, des leistbaren Zugangs zu Kinderbetreuung und Ausbildung für alle. Diese Aufzählung mag im neoliberalen Kontext wie ein altmodisches sozialdemokratisches Parteiprogramm anmuten. Gleichwohl setzt sie an der Stadterfahrung der Vielen an, der Mehrheit der mit ihren Alltagen ringenden Stadtbewohner_innen und dem politischen Willen, die Gesellschaft entlang sozialer Interessen zu verändern.

Nach dieser Schleife um die Kritik stadtanthropologischer Zugänge im deutschsprachigen Raum – noch ohne die zentrale Genderfrage – und der Frage, welche weiteren Entwicklungen es aus heutiger Sicht einzuholen gelte, werfe ich einen Blick zurück in die Anfänge der Stadtforschung. Lassen sich hieraus Essenzen des Künftigen erschließen? Welche Episteme lassen sich ableiten und in die Gegenwart übertragen? Und: Gibt es in der Geschichte der Stadterforschung marginalisierte Zugänge, die an Gegenwartsfragen anschlussfähig erscheinen?

Urban Studies: Interdisziplinäre Schulen und Ansätze

Die Auseinandersetzung mit den Anfängen kulturalanalytischer Stadtforschung greift selbstverständlich über den deutschsprachigen Raum hinaus. Der internationale und interdisziplinäre Einfluss der Vorläufer_innen sei hier in überblicksweiser Kürze angeführt. Er ist der Blickverengung meiner Ge-

neration wie auch der Generation meiner »Lehrer_innen« geschuldet, die an den Schriften der weißen männlichen anglo-amerikanisch-westeuropäischen *scholars* geschult wurde. Internationalität, jenseits des ausschließlich Angelsächsischen, sowie genderrelative Perspektiven, so bleibt zu hoffen, werden im deutschsprachigen Forschungsraum künftig zu weiteren Namen und Titeln vordringen. Meine eigene, biographisch bedingte Bezüglichkeit auf die französische Stadtforschung, deren zentrale Schriften bisher überwiegend nicht auf Deutsch vorliegen, hat meine Stadtdenken nachhaltig beeinflusst. Ich kann also nur neugierig machen: zum Beispiel auf die stadtsoziologischen Arbeiten von Maurice Halbwachs (1877-1945 in Buchenwald). Berühmt ist er durch seine gedächtnistheoretischen Schriften, während seine frühen Pionierarbeiten zu den Gentrifizierungsprozessen während und nach dem Pariser Stadttumbau nach den Plänen des Stadtpräfekten Georges-Eugène Haussmann im deutschen Sprachraum wenig bekannt sind.⁷⁷ Dagegen zählt der deutsche Soziologe Georg Simmel zu den wichtigen und vielzitierten Adressen der frühen Stadtforschung. Wie Halbwachs hat er an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert gewirkt, ebenso wie die – unter anderem von seinen Impulsen motivierte – empirische Stadtforschungsschule in Chicago, die von 1918 bis 1942 als *Chicago School of Urban Studies* mit, man sagt, über tausend publizierten Büchern und Aufsätzen, in Erscheinung trat.⁷⁸ Unter den amerikanischen Impulsgeberinnen müssen Jane Addams und die aus der Hull-House-Settlementbewegung in Chicago hervorgegangene Frauen-Forschungsgemeinschaft erwähnt werden. Bis heute zählt diese Pionierin

77 Vgl. Maurice Halbwachs' stadtsoziologische Pionierarbeiten: seine Dissertation über die Enteignungen im Zuge des modernen Pariser Stadtbbaus: *Les expropriations et le prix des terrains à Paris (1860-1900)*. Thèse de doctorat en droit. Paris 1909; *Les plans d'extension et d'aménagement de Paris avant le XIXe siècle*. In: *La vie urbaine* 2 (1920); *La population et le tracé des voies à Paris depuis un siècle*. Paris 1928: PUF, sowie *La politique foncière des municipalités* (1908) in dem von Viktor Karady herausgegeben Aufsatzband: *Maurice Halbwachs: Classes sociales et morphologie*. Paris 1972: Minuit. – Entstehung und Kontext von Halbwachs' stadtwissenschaftlichen Arbeiten finden sich dargestellt bei Michel Amiot: *Contre l'État, les sociologues. Éléments pour une histoire de la sociologie urbaine en France (1900-1980)*. Paris 1986: Édition de l'École des Hautes Études en Sciences Sociales, S. 12-33; sowie bei Christian Topalov: *Maurice Halbwachs et les villes (1908-1912). Une enquête d'histoire sociale des sciences sociales*. In: *Annales, Histoire, Sciences Sociales* 5 (1997), S. 1057-1083.

78 Vgl. Mary Joe Deegan: *Jane Addams and the Men of the Chicago School 1892-1918*. New Brunswick, London 2005 (1988): Routledge.

und Vorbild einer sozialpolitischen und am Gemeinwesen orientierten Stadtforschung zu den zahlreichen Soziologinnen der ersten Stunde, die in der Geschichte der Stadtforschung kaum mehr erinnert werden.

Jane Addams und die feministische Hull-House-Bewegung

Mary Joe Deegan, die in aufwändigen Recherchen die Anfänge der amerikanischen Stadtsoziologie an der Universität Chicago rekonstruiert hat, weist auf die frühen Ansätze hin, die sich ab 1892 mit der Institutsgründung durch Albin W. Small, also lange vor dem Wirken der renommierten Chicago School an der Universität etablierten. Zwischen 1890 und 1920 studierten hier auffallend viele Frauen Soziologie. Deegan schreibt: »During this ›golden era of women in sociology‹, a fruitful applied sociology emerged with a sophisticated theory of society: feminist pragmatism.«⁷⁹ Bis 1918, dem Ende des Ersten Weltkrieges, wirkten diese Frauen in einem sozialreformerisch motivierten, politisch impulsgebenden und feministisch innovativen Milieu. Mit ihren Pionierarbeiten haben sie methodisches und theoretisches Neuland erschlossen und Zeichen gesetzt für eine plurale, radikaldemokratische, an unbedingter sozialer, politischer und ökonomischer Gleichheit orientierte Stadtforschung und Stadtpolitik.⁸⁰

Deegans Arbeiten zeigen den Konstruktionscharakter von Wissenschaftsgeschichte. Sie zeigen, wie historische Zufälle dazu führen, dass nicht alle konkret vorkommenden Forschungslinien Disziplinen konstituieren und dass sich auch das Attribut des Herausragenden als stets relativierbar erweist. Dieser Befund wie auch die Tatsache des dominierenden *malestreams* in der Wissenschaftsgeschichte der Moderne fordert von jeder Generation aufs Neue, sich die Genese ihrer disziplinenpezifischen Zugänge und Narrative eigenwillig zu erschließen.

Chicago, heute die drittgrößte Stadt in den USA mit dem zweitgrößten Flughafen der Welt,⁸¹ zählte 1830 gerade einmal 100 Einwohner_innen. Im Jahr der offiziellen Stadtgründung 1837 lebten in Chicago 4'000, 1880 bereits 500'000 und ein Jahrzehnt später, 1890, eine Million Menschen⁸². Bis 1910

79 Dies.: The Human Drama Behind the Study of People as Potatoe Bag. The Curious Marriage of Robert E. Park and Clara Cahill Park. In: Journal of Classical Sociology 6,1 (2006), S. 1-22, hier: S. 10.

80 Vgl. M. J. Deegan: Jane Addams.

81 Vgl. <http://de.wikipedia.org/wiki/Chicago#Fr.C3.BChgeschichte> (09.09.2020).

82 Vgl. Mary Jo Deegan: Jane Addams, S. 290.

verdoppelte die Stadt innerhalb von 20 Jahren ihre Einwohner_innenzahl auf zwei Millionen. Ein solcher enormer Zuwachs steht paradigmatisch für die rasante Stadtentwicklung der Moderne, die sich vor allem der Immigration aus Europa verdankte, meist aus dessen ärmsten Regionen wie Irland und Osteuropa. Die Stadt stellte dies vor große Beherbergungs-, Versorgungs- und weitere vielfältige infrastrukturelle Probleme, die Politik und Wissenschaften herausforderten.

Die Wissenschaftlerinnen des Hull-House waren allesamt Pionierinnen ihrer Disziplinen. Um nur einige zu nennen: die politische Ökonomin Florence Kelley, militante und brillante Theoretikerin der Arbeiterklasse, war Übersetzerin der Werke von Friedrich Engels. 1899 wurde sie Präsidentin der Nationalen Konsument_innen-Liga. Edith Abgott, die sowohl in Rechtswissenschaft als auch in politischer Ökonomie promoviert hatte, war »Dean of Women« an der Universität Chicago, wo sie wie ihre Partnerin Sophonisba Breckinridge Professorin war. Letztere wurde 1894 in Kentucky als erste Richterin zugelassen.⁸³ Die Industriephysikerin Alice Hamilton war Pionierin der Sozialstatistik⁸⁴, die Schriftstellerin Charlotte Perkins Gilman, eine Feminismus-Theoretikerin der ersten Stunde, prägte den Begriff »Androzentrismus« und schuf in ihrem literarischen Werk die Frauenrepublik »Herland«⁸⁵.

Deegan beschreibt die Lebens- und Arbeitsweise der Frauengemeinschaft: »An amazing professional style emerged. These women wrote together, lived and ate together, taught together, exchanged books and ideas, vacationed together, became officers in each other's organisations, developed a pool of expertise on a wide range of topics, and generated numerous changes in the social structure of government.«⁸⁶

Die Hull-House Frauen wollten ihre eigene Disziplin: eine Soziologie, die für eine freie und gerechte Gesellschaft eintritt.⁸⁷ Ihre Denkgrundlagen bezogen sie aus der Alltagserfahrung, genährt durch den kritischen Pragmatismus, durch kulturellen Feminismus⁸⁸ und Pazifismus. Addams wurde 1915

83 Vgl. ebd., S. 42.

84 Vgl. ebd., S. 45.

85 Vgl. ebd., S. 230f.

86 Vgl. ebd., S. 49.

87 Vgl. ebd., S. 6.

88 Vgl. die beiden Kapitel »Jane Addams and Cultural Feminism«, S. 225-246, sowie »Jane Addams and Critical Pragmatism: Democracy and Education as Cornerstones of Urban Society and Sociology«, S. 247-272, in: M. J. Deegan: Jane Addams.

Gründerin, u.a mit der prominenten Nationalökonomin Emily Green Balch, der Women's Peace Party⁸⁹. Beide Frauen erhielten späterhin den Friedensnobelpreis: Addams 1931 und Balch 1946.

Während sie die Universität als sexistisches Milieu erfuhren und betrachteten⁹⁰, sollte Hull-House Bildung als ein Instrument der Befreiung pflegen: »learning based on community involvement«.⁹¹ Demokratie, Emanzipation und Bildung waren die Paradigmen ihres Stadtverständnisses: Die Stadt betrachteten sie als Ort der Gleichheit und der menschlichen Entfaltung, in der vor allem das Elend der Arbeiterklasse, der Frauen, der Immigrant_innen, der Jugend und der alten Menschen verbessert werden musste.⁹²

Mit ihrem Wirken haben die Hull-House-Frauen nicht nur die expansive Stadtwerdung Chicagos in den beschleunigten Zeiten der Industrialisierung und Immigration aus den Südstaaten und aus Europa begleitet, sondern durch ihr Verständnis von angewandter Soziologie, ihre »Sozialarbeit« – Jane Addams gilt als Begründerin der Sozialarbeit als Disziplin⁹³ – an der Basis, und ihren Einfluss auf die Sozialgesetzgebung der Regierung aktiv ausgeübt. Auch auf die Arbeiten der späteren Chicago School hatte ihr Wirken einen prägenden Einfluss. Hypothesenbildung und Methoden wie Mapping und Datengewinnung sind späterhin, wie Deegan belegt, vielfach ohne explizite Quellennennung in deren Forschungsarbeiten eingeflossen.⁹⁴

Nach dem Ersten Weltkrieg gab es hier einen tiefen Einbruch und die Universität Chicago erfuhr eine fundamentale Umorientierung. Nationalismus und Patriotismus überlagerten machtvoll die Epoche der Offenheit, der sozialen Reformbereitschaft und des Aufbruchsklimas zu einem amerikanischen Wohlfahrtsstaat: Die aktivistische Soziologie der Hull-House-Frauen fiel in Ungnade, 1920 kam es zur Transferierung der universitär verankerten Soziologinnen in die Chicago School of Social Work.⁹⁵ Deegan spricht von

89 Vgl. John Simkin: Women's Peace Party. In: Spartacus Educational 1996: <https://spartacus-educational.com/USApeaceW.htm> (21.06.2020).

90 Vgl. M. J. Deegan: Jane Addams, S. 315.

91 Ebd., S. 39.

92 Vgl. ebd., S. 7, S. 288, S. 291.

93 Vgl. ebd., S. 315.

94 Vgl. M. J. Deegan: Jane Addams, S. 218; »In their writings they often explicitly denied the significance of her sociological contributions while they implicitly built upon them.« Ebd., S. 314.

95 Vgl. ebd., S. 309–328.

einer historischen Spaltung in eine universitäre »männliche« Soziologie und eine »weibliche« Sozialarbeit.⁹⁶

Die Gestalt der Clara Cahill Park (1868-1951)⁹⁷ steht paradigmatisch für diesen folgenreichen und bedauerlicherweise nicht in der ihm gebührenden innovativen Weise weitergeführten *turn* der soziologischen Wissenschaftsauffassung. Sie hatte in Cincinnati, Chicago, Berlin und Strasburg studiert und war politisch und schriftstellerisch tätig. Als Feministin und Sozialreformerin den Hull-House-Frauen nahestehend, setzte sie sich Zeit ihres Lebens für die Rechte von Arbeiter_innen, Frauen, Kindern und Immigrant_innen ein. Insbesondere die Versorgung von Witwen, von Frauen als Alleinernährerinnen und vaterlos aufwachsenden Kindern war ihr Anliegen, da ihr deren Probleme aus eigener Erfahrung vertraut waren. Seit 1894 mit Robert Ezra Park verheiratet, hatte sie ihre vier Kinder weitgehend ohne die materielle und praktische Unterstützung ihres oft lange Zeit abwesenden Mannes groß gezogen.⁹⁸ Ihre politische Arbeit, mit der sie zahlreiche Gesetzesvorlagen mit initiierte, bezeichnet Theda Skocpol als politischen Maternalismus⁹⁹. Die lebenspraktische, sozialreformerische und aktivistische Wissenschaftsauffassung seiner Frau wurde von Robert E. Park mit patriarchaler Attitüde kritisiert: »He was attacking the life work, commitments and contributions of his talented and remarkable wife.«¹⁰⁰

Mit seiner äußerst erfolgreichen Universitätslaufbahn in Chicago ab 1920 sollte Park zu einem der weltweit einflussreichsten Stadtsoziologen werden. Während er um 1930, Mary Joe Deegan zufolge, bereits nahezu die Hälfte aller Soziolog_innen ausgebildet hatte¹⁰¹, geriet die Stadtforschungstradition der Hull-House Frauen in Vergessenheit.

96 Ebd., S. 8.

97 Vgl. M. J. Deegan: *The Human Drama*.

98 Vgl. ebd., S. 3.

99 Vgl. Theda Skocpol: *Protecting Soldiers and Mothers*. Cambridge Belknap 1992, zit. n. Deegan, ebd., S. 3.

100 M. J. Deegan: *The Human Drama*, S. 12, sowie dies.: *A Twisted Path: Park, Gender and Praxis*. In: Peter Kivisto (Hg.), *The Anthem Companion of Robert Park*. London et al. 2017: Anthem Press, S. 17-36.

101 Vgl. ebd.: *The Human Drama*, S. 10.

Chicago School of Urban Research

Die Lineage sowohl der ethnologischen als auch der soziologischen Stadtforschung beruft sich, wie bereits erwähnt, in der Regel auf die Anfänge der Chicago School of Urban Research an der Universität Chicago. Neben Robert Ezra Park haben William I. Thomas und Ernest Burgess auf die kommenden Forschergenerationen theorie- und schulebildend gewirkt.¹⁰² Park gilt als Empiriker, der seine Berufsbiografie im Feld des Journalismus mit den zeitgenössischen Erkenntnissen der ethnologischen Feldforschung eines Bronislaw Malinowski methodologisch verknüpft hat. Beide, Park und Burgess, betonten den Charakter der »Stadt als Laboratorium der Moderne« – ein Begriff, den Robert Woods 1892 für die Settlement-Bewegung verwendet hatte¹⁰³. Simmel fokussierte zur gleichen Zeit das Zusammenwirken von Stadt, Gesellschaft und Wirtschaft in der Tradition der europäischen Philosophie. Rolf Lindner zufolge, dem wir die erste umfassende und spannend zu lesende Aufarbeitung dieser Einflüsse verdanken¹⁰⁴, sah Simmel »die Großstadt als Beispiel (...) für eine Entwicklung, bei der die Versachlichung der Beziehungen mit der Auflösung traditioneller Bindungen und einer Nivellierung mit Individualisierung einhergeht, eine Ambivalenz, die für ihn Kennzeichen der Moderne ist. Park folgt Simmel [den er während eines Europaufenthaltes in Berlin »gehört« hatte, jr], darin, Großstadt nicht nur (...) als Entfremdungs-, sondern auch als Emanzipationszusammenhang zu verstehen«. Simmel versteht Entfremdung als positiven Impuls einer Krise, aus der der/die Einzelne gestärkt hervorgeht. Eine Krise, deren das Individuum bedarf, um sich befreien zu können.¹⁰⁵ Der Zuwanderer und die Zuwanderin, die zu Städter_innen werden, durchleben kritische biographische Erfahrungen, indem sie sich den Konflikten ihres Lebensraumes und Lebenszusammenhanges stellen. Hier scheint eine Definition auf, die Städte – so bringt Beate Binder es auf den Punkt – als »Foren und zugleich Objekte symbolischer und politischer Kämpfe um soziale Positionen und gesellschaftliche Hierar-

102 Vgl. ebd., S. 11.

103 Vgl. ebd.: A Twisted Path, S. 34.

104 Vgl. Rolf Lindner: Die Entdeckung der Stadtkultur. Soziologie aus der Erfahrung der Reportage. Frankfurt/M. 1990.

105 Ders.: Stranger than Fiction. Die Entdeckung der Stadtkultur. In: Birgit Brandner et al. (Hg.), Kulturerlebnis Stadt. Theoretische und praktische Aspekte der Stadtkultur. Wien 1994, S. 51–66, hier: S. 58.

chien« ausweist¹⁰⁶: Sie »figurieren als Bühnen und Kulissen«. Der kognitive Rahmen des Passanten und der Passantin besteht, dieser Bühnenmetapher folgend, in Sehen und Gesehenwerden. Im öffentlichen Raum muss er/sie die sich ihm/ihr darstellende Situation aus räumlicher Nähe und sozialer Distanz meistern¹⁰⁷.

Bis auf wenige Ausnahmen (Ruth Shonle Cavan, Frances A. Donovan, Pauline V. Young) war die Chicago School eine Gruppe von männlichen Soziologen, mit vielen prominenten Namen. Sie haben sich methodologisch und theoretisch an der Ethnologie, und, wie Park selbst, am Journalismus orientiert. Den zentralen Platz nimmt in ihren Arbeiten eine mobile und mobilisierende Form der Feldforschung ein: mit den Methoden der direkten Beobachtung und der Befragung, vor allem von Randgruppen und Außenseitern – gemessen an dem Konformismus stadtsoziologischer Verfahren in der Gegenwart ein innovatives und pionierhaftes Verfahren. In der Chicago School entstanden Fallstudien zu Identität und lokaler Verankerung von marginalisierten Außenseitergruppen wie jüdischen Immigrant_innen, Landstreichern oder Jugendbanden. Der mobile Zugang, über Körperbewegung, Gehen, Fahren, Reisen umschließende Haltungen und Strategien, war an der (zgangs-)mobilen Lebensweise der untersuchten Akteure orientiert. Die Studien hatten einen dezidiert problem- und Lebenspraxis-orientierten Charakter, denn es ging darum, soziale Missstände aufzuzeigen. Schon bevor er an der Universität Chicago forschte und lehrte, war Robert Ezra Park sozial und politisch engagiert¹⁰⁸. Studiert hatte er unter anderem bei dem Universalgelehrten, Philosophen, Reformpädagogen und Demokratietheoretiker John Dewey, einem engen Freund und häufigen Besucher von Hull-House.

106 Vgl. Beate Binder: Vom Preußischen Stadtschloss zum Humboldt-Forum: Der Berliner Schlossplatz als neuer nationaler Identifikationsort. In: Yves Bizeul (Hg.), *Rekonstruktion des Nationalmythos. Frankreich, Deutschland und die Ukraine im Vergleich*. Göttingen 2013, S. 99-120, hier: S. 102.

107 Vgl. Isaac Joseph: Les compétences du rassemblement. Une ethnographie des lieux publics. In: *enquête. Anthropologie histoire sociologie* 4 (1997): La ville des sciences sociales, S. 107-122, hier: S. 110.

108 Vgl. Robert E. Park: The City: Suggestions for the Study of Human Nature in the Urban Environment. In: *The American Journal of Sociology* 20, 5 (1915), S. 577-612; Ders., Edgar Tristram Thompson: Race relations and the Race Problem. A Definition and an Analysis. Durham, NC 1939: Duke University Press; Ders.: Human Migration and the Marginal Man. In: *American Journal of Sociology* 33 (1928), S. 881-893.

Camouflage: Investigation und alltagsnahe kreative Methoden

Zu den Kernannahmen Robert E. Parks gehört, dass die Struktur der Stadt spezifische Verhaltensweisen der Stadtbewohner_innen ausprägt. Was Joachim Schlör ein »Ich der Stadt« nennt und Gottfried Korff als »innere Urbanisierung« bezeichnet, findet sich bei Park in dem Begriff der »Urbanität« wieder, die er als städtisches Treiben charakterisiert, das zu einer Befindlichkeit werde. Dieser Auffassung liegt ein anthropologisch-sozialökologischer¹⁰⁹ Ansatz zugrunde, der sich möglicherweise an der, über die in der geographischen Chicago School über Friedrich Ratzel¹¹⁰ vermittelte Evolutionslehre von Darwin orientierte und eine Art Revierverhalten der Menschen in Abhängigkeit von der Struktur des Territoriums annahm: Das Leben der Stadtbewohner als Ausdruck eines para-natürlichen Gesetzes.¹¹¹

Charakteristisch für die Chicago School waren nicht nur ein soziales Ethos, theoretische Grundannahmen zum Verhältnis Individuum, Gesellschaft und Stadt oder die kooperative Teamstruktur am Institut, wie Mary Jo Deegan sie hervorhebt,¹¹² sondern auch ein hier entwickeltes wissenschaftlichen Instrumentarium zur Erforschung der Stadt. Es lässt sich als eine Art Methodenmix beschreiben, der auf der Grundlage einer Triangulation von qualitativen, an den Lebenswelten der Menschen orientierten Daten erfolgt, wie biografischen Interviews und Mappings, mit statistischen Daten¹¹³. Rolf Lindner zitiert Alvin Gouldners Charakterisierung der Arbeitsweise der Chicago-School. Hier gehe es um eine »Kunst des Sehens«, des Hörens, der Aufmerksamkeit für und des Verstehens von städtischen Wirklichkeiten und

109 Vgl. Sighard Neckel: Zwischen Robert E. Park und Pierre Bourdieu: Eine dritte »Chicago School«? In: Soziale Welt 47, 1 (1997), S. 71-84, hier: S. 75.

110 Vgl. Edmund A. Walsh: An essay on geopolitics. In: The political economy of Total War (School of Foreign Service, Washington D.C., 1942), S. 93-115, hier: S. 99, bezugnehmend auf die Ratzel-Anhängerin Ellen Ch. Semple und deren »Influences of geographic environment« (1911).

111 Vgl. Robert E. Park: Die Stadt als räumliche Struktur und als sittliche Ordnung. In: Peter Atteslander, Bernd Hamm (Hg.), Materialien zur Siedlungssoziologie. Köln 1974, S. 90-100.

112 Vgl. ihre kooperative Struktur, vgl. M. J. Deegan: The Chicago School of Ethnography. In: Paul Atkinson, Amanda Coffey et al. (Hg.), Handbook of Ethnography. London 2001: Sage, S. 11-25.

113 Vgl. ebd., S. 12.

dies vornehmlich bei den mobilen, sprich: mobilisierten Unterschichten¹¹⁴. Es ging darum, die sozialen Schauplätze aufzusuchen, sich zu involvieren, Erfahrungen zu machen und zuzulassen, dass die Persönlichkeit des Forschers/der Forscherin im Forschungsprozess eine Entwicklung durchläuft.

Rolf Lindner weist auf den wissenschaftsgeschichtlich wichtigen Umstand hin, dass am Anfang der Stadterforschung die Reportage stand.¹¹⁵ Dazu zählte ganz selbstverständlich das Eintauchen in das Untersuchungsfeld, was für den investigativen Journalismus und die eingreifende Kulturwissenschaft näherlag als für die teilnehmende Beobachtung. Die Methode der »verdeckten teilnehmenden Beobachtung« war aus Journalismus und Ethnologie bekannt, aber auch aus der Praxis reisender Schriftsteller_innen.¹¹⁶ Lindner führt Elisabeth Cochrane als eindrückliches Beispiel für diesen Forschungszugang an: Sie publizierte in den 1880er Jahren unter dem Pseudonym Nellie Bly.

»Sie gab geistige Verwirrung vor (...) und ließ sich in das berüchtigte Irrenhaus auf Blackwell's Island einweisen, um die Situation der Patienten und die Behandlungsmethoden zu schildern; sie ließ sich verhaften, um in ein Frauengefängnis zu gelangen und die dortigen Zustände zu beschreiben; sie ging als angebliche Kranke zur Poliklinik für die arme Bevölkerung, um die medizinische Versorgung zu überprüfen; sie verkleidete sich als Angehörige der Heilsarmee, um die Innenwelt dieser Organisation und die Reaktion des Straßenpublikums zu recherchieren; und sie arbeitete unter anderem als Verkäuferin im Warenhaus sowie als Hausmädchen, um die Arbeitsbedingungen zu schildern.«¹¹⁷

Investigative Quellen wie diese frühen Zeugnisse der Stadtexploration gibt es in vielen europäischen Ländern. Für den angelsächsischen Raum hat Lindner in seinen brillanten Pionierwerken diese frühen Formen einer noch

114 Wichtige Arbeiten der Chicago School: Nels Anderson: *The Hobo*. Chicago 1923; Fred-eric M. Thrasher: *The Gang*. Chicago 1927; Ruth Shonle Cavan: *Suicide*. Chicago 1928; dies.: *Business Girls*. Chicago 1929; Vivian M. Palmer: *Field Studies in Sociology*. Chicago 1929; Louis Wirth: *The Ghetto*. Chicago 1928; Harvey W. Zorbaugh: *The Cold Coast and the Slum*. Chicago 1929; Clifford R. Shaw: *The Jack-Roller*. Chicago 1930; Paul G. Gressey: *The Taxi-Dance Hall*. Chicago 1932.

115 R. Lindner: *Die Entdeckung der Stadtkultur*.

116 Vgl. u.a. Karl-Heinz Kohl: *Abwehr und Verlangen*. Frankfurt/M. 1987, S. 7-38.

117 Zit. n. R. Lindner: *Stranger than Fiction* 1994, S. 55.

menschennahen, ethnographisch motivierten Soziologie aufgearbeitet¹¹⁸. Es lohnte sich, hier nach Beispielen aus anderen Ländern zu forschen, um die mittel-westliche Zentriertheit der Quellenbestände und hieran geknüpften Überlegungen aufzubrechen.

Die Lektüre zweier weiterer Beispiele einer investigativen, sozialpolitisch motivierten Forschung ist aufschlussreich und anregend; sie stammen aus Zürich und Wien. Zum einen das Buch »Slums« der Schweizer Journalistin Else Spiller (1881-1948)¹¹⁹: Selbst im Zürcher Fabrikarbeiter_innen-Milieu aufgewachsen und berufstätig, schreibt sie früh Sozialreportagen für Schweizer Zeitungen. Sie wächst in einer Zeit der großen Verelendung der Arbeiterwohnviertel in den Industriestädten auf. Armut, Enge, Schmutz, Lärm und Gestank sind Ausdruck unerträglicher Lebensbedingungen. Der Ruf der Unterschichtsquartiere zieht europaweit sowohl Sozialarbeiter- und -reformer_innen als auch Journalist_innen und Schriftsteller_innen an, die diese incognito, wie Elisabeth Cochrane, oder in Heilsarmeeuniform, wie Else Spiller, erkunden, darüber berichten, anklagen und Reformvorschläge machen. Spiller erlangte mit den Jahren große Bekanntheit durch ihre Milieuschilderungen und wurde zu einer reputierten Journalistin. Mit der Heilsarmee unternahm sie zahlreiche Auslandsreisen, sogenannte »Kreuzzüge«, um Sauberkeit, Ordnung und Nahrung in die Elendsviertel zu bringen. Ihre Erfahrungen liegen dem 1911 veröffentlichten Buch »Slums« zugrunde. 1911 wird sie die erste weibliche Redakteurin einer politischen Zeitung in der Schweiz: der »Schweizerischen Wochenzeitung«. In der Schweiz waren es, wie in Chicago um Janet Addams und das Hull-House, vor allem Frauen, die sich engagiert mit der sozialen Frage und den Geschlechterverhältnissen befassten und an das Verantwortungsgefühl der Zeitgenoss_innen appellierten.¹²⁰

Zeitgleich wie Else Spiller – ein zweites Beispiel für einen sozialpolitisch motivierten Zugang – zog es den jungen Gerichtsassistenten und späteren Richter Hermann Drawe (1867-1925) in die Elendsviertel von Wien. Er interessierte sich für die Ursachen der städtischen Kriminalität und erkundete, zusammen mit dem Journalisten und Schriftsteller Emil Kläger, vor allem

118 Im Folgenden dargestellt nach Peter Payer: In den »Schlammvierteln« moderner Großstädte. Die Journalistin Else Spiller und ihr Buch »Slums« (1911). In: Wiener Geschichtsblätter 1 (2008), S. 1-24.

119 Vgl. Else Spiller: Slums. Erlebnisse in den Schlammvierteln moderner Großstädte (1911), hg. Peter Payer Wien 2008.

120 Vgl. P. Payer: In den »Schlammvierteln«, S. 20.

die Wiener Kanalisation, in der viele Wohnungslose lebten und arbeiteten. Diese sammelten Brauchbares wie Metallteile oder Lumpen zum Weiterverkauf. In der Publikation »Durch die Wiener Quartiere des Elends und Verbrechens« (Wien 1908) schildert Kläger diese abenteuerlichen Ausflüge, während Drawe die Streifzüge in die Unterwelt der Leopoldstadt photographiert: »Die Leopoldstadt war – ähnlich wie die New Yorker Slums, das städtische Auffangbecken für viele (...) Gruppen, die aus den fernen Ecken des Kaiserreichs in die Hauptstadt strömten, um hier als Arbeiter in den Fabriken und auf den Großbaustellen (Ringstraße, Stadtbahn) ihr Auskommen zu finden. Das gewaltige Wachstum von Wien führte – im Zusammenhang mit wirtschaftlichen Krisen – zu katastrophalen Wohnverhältnissen, zu Obdachlosigkeit und Verelendung der Arbeiterschaft.« Drawe und Kläger, so schildert es Rudolf Stumberger, dokumentierten »die elenden Notunterkünfte in der Kanalisation von Wien, die überfüllten Wärmestuben und die billigen Massenquartiere.«¹²¹ Die beiden ließen sich von einem Landstreicher als Gewährsperson führen.

Die ethnographierenden Sozialreporter_innen und Fotografen des 19. und frühen 20. Jahrhunderts – in Wien neben Kläger und Drawe etwa Max Winter¹²², in Glasgow Thomas Annan (1829-1887)¹²³ –, dokumentierten die städtischen Armutsviertel und gingen dabei sowohl auf Stadtentdeckungs- als auch auf Selbstentdeckungsreise. Oft waren sie *under cover* unterwegs und tauchten in das von ihnen erkundete Milieu als Landstreicher oder Trunkenbold verkleidet ein. Sie wandten sich dem »Schauspiel des mannigfaltigen«, vielfältigen und gefährlichen Lebens in der Großstadt zu¹²⁴. Die Rollenwechsel, der spielerische Zugang zur sozialen Welt ermöglichte ein Stück Selbsterfahrung, das im Grunde jeder teilnehmenden Forschungserfahrung zugrunde liegt¹²⁵.

121 Rudolf Stumberger: *Klassen-Bilder. Sozialdokumentarische Fotografie*. Konstanz 2007, S. 42.

122 Vgl. u.a. Max Winter: *Soziales Wandern*. Wien 1911; P. N. Hörz: *Der Sozialreporter – Max Winter als kritischer Stadtkundler*. In: Ders., *Kunde vom Volk*, S. 53-59.

123 Vgl. Julie Lawson: *The Problem of Poverty and the Picturesque. Thomas Annan's Old Closes and Streets of Glasgow (1868-1871)*. In: *Scottish Photography Bulletin* 2 (1990), S. 40-46; Ian Spring: *Midnight Scenes and Social Photographs. Thomas Annan's Glasgow*. In: Debra N. Mankoff, D.J. Trella (Hg.), *Victorian Urban Settings. Essays on the Nineteen Century Cities and Its Contexts*. New York, London 1996: Garland, S. 195-213.

124 Vgl. R. Lindner, *Stranger than Fiction*, 1994, S. 56.

125 Vgl. K.-H. Kohl: *Abwehr und Verlangen*.

Diese Sozialreportagen hatten zeitgenössisch meist großen Erfolg: Sie rüttelten am sozialen Gewissen der Zeitgenoss_innen, indem sie die elenden Verhältnisse der Armen an Diaabenden, in Zeitungsartikeln und Buchpublikationen bekannt machten. »Der Lichtbildvortrag von Kläger und Draw stand beim Wiener Bildungsverein Urania über 300-mal auf dem Programm und wurde von insgesamt ca. 60'000 Zuschauern gesehen. Bei der Premiere des Vortrags 1905 setzte sich das Publikum »fast ausschließlich aus höheren Polizeibeamten, Richtern, Advokaten und Journalisten« zusammen, die den Vortragenden – so berichtet es Margarethe Szeless – stürmisch applaudierten.«¹²⁶ In der englischen Fachsprache wurden diese Stadtforscher »muckraker«, Schmutzkratzer genannt. Ingrid Breckner schreibt, dass sie »mit ihrer Arbeit seit Anfang des 20. Jahrhunderts die Entstehung und Etablierung von Soziologie, Psychologie, (Stadt-)Ethnologie und Kriminologie« markierten.¹²⁷

Berichte dieser Art webten mit an der Textur der (Groß-)Stadt schlechthin; sie beförderten den Ruf der Stadt als aufregend und gefährlich und den der Stadtforscher als mutig und abenteuerlustig – beides findet sich bis heute in der Stadtliteratur wie auch im Selbstbild manches Stadtforschers repräsentiert. Elisabeth Wilson verdanken wir eine dichte Formulierung zu dieser Repräsentation:

»Die Großstadt war kein zivilisierter Ort; sie war ein Labyrinth oder eine Wildnis, sie war gefährlich und unheimlich. Planer, Reformer, Polizei, Regierungsbeamte, Journalisten und die ganze Bourgeoisie schufen eine Darstellung der städtischen Erfahrung als einer neuen Version der Hölle. Die industrielle Großstadt wurde zum Schmelztiegel intensiver und nervenaufreibender Kontraste. Die Hauptfiguren der populär gewordenen »Stadtliteratur« sahen sich durch überwältigenden Reichtum und Gelegenheiten angelockt, sahen sich aber gleichzeitig auch eingeschüchtert durch niederschmetternde Armut und Verzweiflung. Lärm und Schmutz in den Straßen der Städte waren schlimm genug. Verkehrslärm erzeugte horrendes Getöse. Der Gestank von Gerbereien, Schlachthöfen, Leimfabriken und anderen Gewerben war oft unerträglich. Strassenhändler und Ausrufer

126 Margarete Szeless zit. n. R. Stumberger: *Klassen-Bilder*, S. 44.

127 Ingrid Breckner, Massimo Bricocoli: *Un-Sicherheiten in urbanen Räumen: Wirklichkeiten und Handlungsstrategien in europäischen Großstädten*. In: Klaus Sessar et al. (Hg.), *Großstadtängste. Untersuchungen zu Unsicherheitsgefühlen und Sicherheitspolitiken in europäischen Kommunen*. Münster 2007, S. 21-43, hier: S. 22.

priesen ihre Waren an oder bettelten in unübersehbarem Durcheinander. Erschreckender noch als alles andere waren die Menschenmassen – ein unterschiedsloses Durcheinander aller Schichten (...).«¹²⁸

Die Metaphern von ›Labyrinth‹ und ›Wildnis‹ zeichnen die Stadt als einen als schichtspezifisch als verwirrend und bedrohlich erfahrenen Raum, der sich der gewohnten, bürgerlich konnotierten Ordnung, Regulierung und Sauberkeit entzieht. Als Außensicht und Repräsentation beziehen sie sich auf das Unbekannte fremder, ungewohnter Lebensweisen und Strukturen. Sie geben Aufschluss über Ängste und Abwehreffekte gegenüber Armut und Fremdheit, die in starkem Maße die armen, proletarischen Innenstadtquartiere der sich vergrößernden Städte in Europa geprägt haben. Bei einigen, aus heutiger Sicht frühen Sozialforscher_innen des 19. Jahrhunderts mischen sich journalistische, schriftstellerische und kriminalistische Interessen an der Exotik der Lebenswelten der Unterschichten mit philanthropischen und sozialreformerischen Impulsen.

Die von 1959 bis 1983 in Marburg lehrende Volkskundlerin und Ethnologin Ingeborg Weber-Kellermann, die Volkskulturforschung als kritische Kultur- und Sozialgeschichte der ländlichen und städtischen Unterschichten definierte, sah in solchen Dokumenten frühe volkskundliche Quellen. Sie lehnte sich damit an die Berliner marxistische Volkskundeschule an, die mit den Grundlagenwerken von Sigrid und Wolfgang Jacobeit in der Deutschen Demokratischen Republik grenzüberschreitende Zeichen setzten.¹²⁹ Bei Weber-Kellermann lasen wir Studentinnen im Grundstudium Friedrich Engels, der im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts die »Lage der englischen Arbeiterklasse« schildert. In diesem Text von 1854 geht Engels detailliert und methodisch-systematisch anhand von Beobachtungen, Gesprächen, Zeitungs- und Polizeiberichten sowie Gerichtsreportagen auf die städtischen Wohn- und Lebensverhältnisse der englischen Industriearbeiter ein. Der Text ist ein Klassiker, der Eingang in das Marx-Engels-Grundlagenwerk gefunden hat. Zur Veranschaulichung dient ein Zitat aus einem Untersuchungsbericht aus dem Jahre 1839 zur Lage der Handweber in Glasgow, das Engels in seinem Werk wiedergibt:

128 Elisabeth Wilson: Leben im Labyrinth Stadt. Begegnungen mit dem Chaos. In: Barbara Zibell, Theresia Gürtler Berger (Hg.), Stadt im Umbruch. Chaos Stadt? Zürich 1997, S. 215-229, hier: S. 218f.

129 Vgl. Sigrid und Wolfgang Jacobeit: Illustrierte Alltagsgeschichte des deutschen Volkes. 2 Bde. Band 1: 1550-1810. Köln 1986, Bd. 2: 1800-1860. Köln 1991.

»Ich habe das Elend in einigen seiner schlimmsten Phasen, sowohl hier als auf dem Kontinente gesehen, aber ehe ich die Wynds von Glasgow besuchte, glaubte ich nicht, dass in irgendeinem zivilisierten Lande soviel Verbrechen, Elend und Krankheit existieren könne. In den niedrigen Logierhäusern schlafen zehn, zwölf, ja zuweilen zwanzig Personen von beiden Geschlechtern und jedem Alter in verschiedenen Abstufungen der Nacktheit auf dem Fussboden durcheinander. Diese Wohnstätten sind gewöhnlich so schmutzig, feucht und verfallen, dass kein Mensch sein Pferd darin unterbringen möchte.«¹³⁰

Der Industriellensohn Friedrich Engels und mit ihm andere Sozialreformer und Philanthropen sind frühe (männliche) Vertreter des bürgerlichen Blicks, der am Anfang der akademischen Institutionalisierung der Volkskunde stand. Aus der bildungsbürgerlichen Distanz zur subsistenzsichernden Arbeit, der Arbeit mit den eigenen Händen, dem Körper, wurde einmal ein besorgter, ein andermal ein »degoutierter« oder auch exotisierend-romantisierend faszinierter Blick auf die städtischen Unterschichten oder auf die ländliche Bauernkultur geworfen. Letztere rückte nachhaltig ins Zentrum der jungen Disziplin Volkskunde, um sich in ihr als legitimer Forschungsgegenstand einzuschreiben, während alle, die sich mit dem »einfachen Volk«, dem Proletariat und den Unterschichten befasst hatten, sich in sozialreformerischen Bewegungen engagierten. Der auf die Unterschicht gerichtete Blick, der die Gesellschaft von oben nach unten verbessern wollte, geriet schon im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts unter einen angstbesetzten Sozialismusverdacht; ein Verdacht, der sich bis heute die Sicht auf seine wichtigen theoretischen Ansätze und Quellen versagt. Der auf die ländlichen Gesellschaften gerichtete hegemoniale und scheinbar »harmlosere« Blick hatte den Antrieb, die Gesellschaft von unten nach oben »gesunden lassen«; er setzte sich als salonfähige *doxa* durch.

Die frühen Studien beeinflussten das Bild der sich industrialisierenden Großstadt. Sie werden, schreibt Rolf Lindner, »nicht nur zum Gegenstand von Rezensionen, sondern auch von Nachrichtenberichten und Leitartikeln; in diesem Sinne reflektieren sie urbane Kultur nicht nur, sondern sie prägen sie auch mit.«¹³¹ Alles über eine Stadt Gehörte und Gelesene schreibt am

130 J. C. Symons (Regierungskommissär): Arts and Artisans at Home and Abroad. Edinburgh 1839, S. 116; zitiert nach Friedrich Engels: Die Lage der arbeitenden Klasse in England. Leipzig 1845. In: MEW, S. 162, S. 269f.

131 Vgl. R. Lindner: Stranger, S. 61.

Stadttext mit, indem es sich mit dem selbst Wahrgenommenen und Erfahrenen amalgamiert. Durch seine vielfältigen Wirkungen auf das Denken und Handeln von Stadtbewohner_innen und Stadtbesucher_innen wird es wiederum zur Stadtkultur selbst. Es sind demnach die städtischen Akteur_innen, die das Funktionieren urbaner Repräsentationen durch Prozesse der ›Resignifizierung‹ mittragen.¹³² Einerseits entkommen sie den ideologischen Effekten der Stadtrepräsentationen nicht: vor allem dann, wenn bestimmte, vor allem diskriminierende Repräsentationen im Spiel sind; andererseits tragen sie über die Prozesse einleitende Aneignung auch zu deren Wandel bei.

Die meisten staddokumentarischen Arbeiten des 19. Jahrhunderts liegen näher am Genre der Reportage oder auch der detektivischen Arbeit als an der Ethnographie. Sie zeichnen sich also nicht durch methodische Rigorosität aus. Aus diesem Grund werden sie nicht als Vorformen der Stadtsoziologie anerkannt, die heute meistens gänzlich andere – berechenbare und strukturierte – Verfahren anwendet. Sie stellen jedoch einen eigenständigen und besonderen Ansatz dar, den Lindner als phantasievoll und einfallsreich charakterisiert¹³³. Ihre gegenstandsverankerte Offenheit lässt die frühen Beispiele der Stadtforschung mit den Ansätzen der Chicago School so reich an Impulsen erscheinen, dass sie mit der standardisierten Wissenschaftslandschaft der Gegenwart kontrastiert, in der die Stadtforschung vielfach ihren Stachel verloren hat. Dies führt uns zu der grundsätzlichen Frage von Aufgabe und Erkenntnisinteresse zurück, die sich eine kulturanalytische Stadtforschung von Generation zu Generation neu stellen muss.

132 Vgl. hierzu Moritz Ege: »Ein Proll mit Klasse«. Mode, Popkultur und soziale Ungleichheiten unter jungen Männern in Berlin. Frankfurt/M. 2013.

133 R. Lindner: *Stranger than Fiction*, S. 62.

Methoden der Stadterforschung

Wie Stadt erforschen?

Sie hatte in der Stadtforschung stets einen schweren Stand: die klassische ortsbezogene Ethnografie, die auf Beobachtung und Interview beruht. In einem dichten, fluiden, sich ständig verändernden Raum fällt das Festhalten von Daten und Interviewpartner_innen schwer. Die Mobilisierung des ortsbezogenen ethnographischen Paradigmas fand bereits in der Chicago School statt. Sie orientierte sich an den Bewegungen der untersuchten Akteure und Akteurinnen, wie Wanderarbeitern, Vagabunden oder Straßenräubern.¹ Die methodischen Zugänge der frühen Stadterforschung umfassten – wie wir gesehen haben – quantitative Erhebungsmethoden, die in Europa aus den Nationalökonomien² hervorgingen, in den USA aus der frühen Chicago-Soziologie um Jane Addams³, ethnographische Methoden aus der Ethnologie, detektivische, zum Teil *under cover*-Forschungen aus dem sozialpolitisch motivierten Investigativjournalismus, aber auch experimentelle Methodologien, die sich weiterentwickelt und differenziert haben.

Der quantitative Zugang, den vor allem die Sozialwissenschaften in den Nachkriegsjahrzehnten zu eigentlichen Planungsinstrumenten entwickelt

1 Siehe Anm. 236.

2 Vgl. u.a. Justin Stagl: Die empirischen Grundlagen der Bevölkerungstheorie von Thomas Robert Malthus. Ein Beitrag zur Geschichte der Sozialforschung im ausgehenden 18. Jahrhundert. In: Zeitschrift für Politik NF 28, 2 (1981), S. 69-180; Heinz Maus: Zur Vorgeschichte der empirischen Sozialforschung. In: Stephan Möbius, Andrea Ploder (Hg.), Handbuch Geschichte der deutschsprachigen Soziologie. Wiesbaden 2016, S. 1-24, sowie als grundlegender Klassiker mit einer ethnologischen Perspektive im Zentrum Mohammed Rassem, Justin Stagl (Hg.), Statistik und Staatsbeschreibung in der Neuzeit vornehmlich im 16.-18. Jahrhundert. Paderborn 1980.

3 Vgl. Martin Bulmer et al. (Hg.): The Social Survey in Historical Perspective, 1880–1940. Cambridge 2011: Cambridge University Press.

haben, trat in der vor allem qualitativ und lebensweltlich orientierten Stadtanthropologie im letzten Viertel des 20. Jahrhunderts in den Hintergrund. Neben ethnographischen Methoden orientierte man sich vermehrt an Diskursanalysen, an sinnes- und wahrnehmungsorientierten Zugängen und auch an neuen kreativen, künstlerischen und experimentellen, auf das Feld zugeschnittenen Methoden.

Durch die prominenten Kulturanthropolog_innen Arjun Appadurai, George Marcus, Aihwa Ong und Gisela Welz hat das ortsbezogene ethnographische Paradigma in den ethnologischen Disziplinen der 1990er Jahre eine Mobilisierung erfahren. Heutige multilokale Forschungssettings, die sich an transnationalen »flows« orientieren, tragen den fluiden Lebenswelten der späten Moderne Rechnung.⁴ In der Stadtforschung wegweisend wurden die dynamischen, aus Methodologien des Gehens entwickelten Impulse der französischen Stadtanthropologie und -soziologie, früh skizziert von Henri Lefebvre⁵, Jean-François Augoyard und Michel de Certeau⁶, erprobt und ausformuliert durch Isaac Joseph⁷, Colette Pétonnet, Jean-Paul Thibaud⁸ und weitere, um Rachel Thomas versammelte Autor_innen⁹.

Eingreifende und aktivistische Zugänge, den investigativen Forschungen der Chicago School nicht unähnlich und auch von den britischen Cultural Studies inspiriert, sind im deutschsprachigen Raum eine neuere Erscheinung: Wir finden sie in der Stadtforschungsschule um Elisabeth Katschnig-Fasch in Graz, um Sabine Hess in München und Göttingen, um Regina Römhild in Berlin, um die Soziologin Ingrid Breckner und die Ethnologin Kathrin Wildner. Sie werden häufig in multidisziplinären Gruppenforschungen angewandt, an

-
- 4 Vgl. A. Appadurai: *Disjuncture and Difference*; G. Marcus: *Ethnography*; G. Welz: *Moving Targets*; Aihwa Ong: *Flexible Citizenship: The Cultural Logics of Transnationality*. Durham NC 1999: Duke University Press.
 - 5 Vgl. die deutsche Übersetzung früher Texte zum Gehen in der Stadt von Pierre Sansot, Jean-François Augoyard, Colette Pétonnet und Henri Lefebvre in Justin Winkler (Hg.), »Gehen in der Stadt«. Ein Lesebuch zur Poetik und Rhetorik des städtischen Gehens. Marburg 2017.
 - 6 Vgl. Michel de Certeau: *Kunst des Handelns*. Aus dem Französischen übersetzt von Ronald Voullié. Berlin 1988.
 - 7 Vgl. Isaac Joseph: *Le passant considérable. Essai sur la dispersion de l'espace public*. Paris 1984: Méridiens.
 - 8 Vgl. Jean-Paul Thibaud: *Le baladeur dans l'espace public urbain. Essai sur l'instrumentation sensorielle de l'interaction sociale*. Grenoble 1992: CRESSON.
 - 9 Vgl. Rachel Thomas (Hg.): *Marcher en ville: faire corps, prendre corps, donner corps aux ambiances urbaines*. Paris 2010: eac.

denen sich Künstler_innen, Architekt_innen, Sozialarbeiter_innen und Wissenschaftler_innen beteiligen, um gemeinsam mit der Stadtbevölkerung Lebenswelten zu erheben, und die Stadt als Lernort zu begreifen.¹⁰ Der Schritt, diese Orte auch zu bespielen und aktiv eine Veränderung von problematischen Situationen erwirken zu können, ergibt sich bisweilen von selbst. Die politische Dimension des Eingreifenden besteht darin, ein stadtpolitisches Bewusstsein zu wecken, eine soziale Sensibilisierung zu erzielen und Emanzipationsprozesse anzustoßen.¹¹ Diese Aktionen machen interdisziplinäres Stadtwissen als Kondensat bewusster langjähriger Teilnahme und Beobachtung nutzbar.

Die Dynamik städtischer Prozesse weist die klassische teilnehmende Beobachtung in ihre Grenzen. Das, was man sieht, ist nicht schon das Forschungsergebnis, es gibt kein »Es ist so«, weil es vor meinen Augen geschieht und ich es gesehen habe: Das Gesehene wird zu einem Baustein in einer Kette von Gedanken und Ereignissen, die sich nicht systematisch erschließen, sondern schrittweise, bisweilen zufällig entwickeln und aneinander anknüpfen. Im Folgenden möchte ich ein methodisches Beispiel aus meinen Stadtforschungen in Marseille skizzieren: Zunächst an serendipischer Offenheit und schwebender Aufmerksamkeit orientiert, um dann an einer aktuellen stadtsocialräumlichen Problematik anzusetze, die viele europäische, aber auch Städte weltweit aktuell betrifft.

Eine Spur verfolgen: Marseille-Algier

Ich beginne mit einer scheinbar belanglosen Alltagsbegebenheit, aus der sich in einem speziellen Kontext ein komplexer transnationaler Zusammenhang erschließt. In einem traditionellen Quartier, in dem ich im Mai 2015 in Marseille gewohnt habe, kommt mir in der Gasse eine würdige, alte algerische Berberin entgegen. Sie trägt ein farbiges langes Gewand, das über dem Kopf

10 Vgl. etwa metroZones. Schule für städtisches Handeln: School Book. Hg. Petra Barz, Anne Huffs Schmid, Kathrin Wildner. Hamburg 2017.

11 Die anthropologischen Armutsstudien von Oskar (und Ruth) Lewis, wie u.a.: *Five Families. Mexican Case Studies in the Culture of Poverty*. New York 1959: Basic Books 1959; Gerlinde Malli, Gilles Reckinger, Diana Reiners: *Bürgerschreck Punk. Lebenswelten einer unerwünschten Randgruppe*. Wien 2006; Anna Caroline Cöster: *Frauen in Duisburg-Marxloh. Eine ethnographische Studie über die Bewohnerinnen eines deutschen Problemviertels*. Bielefeld 2016.

mit einem funkelnd bestickten Band besetzt ist. Unwillkürlich bewundere ich ihre Erscheinung und lächle sie an. Sie lächelt zurück und sagt: »Bonjour ma fille!« (»Guten Tag, meine Tochter!«) Die Anrede als »ihre Tochter«, ich bin Ende Fünfzig, berührt mich. Mir erschließt sich zunächst nur der Moment der Berührung zwischen zwei einander Fremden, Frauen in einer Stadt, in der wir beide nicht geboren sind. Colette Pétonnet, Pionierin in solchen Grundfragen der Stadtanthropologie, die in dieser männlich-weiß geprägten Wissenschaft zu Marginalien wurden, schreibt über den »eigentlichen Sinn« der Begegnung in der Stadt: »Es handelt sich weder um die erhoffte Begegnung im Kreis einander Bekannter, noch um die eines ›vom Sehen bekannten‹ Gesichts, die sich bei einem zufälligen Über-den-Weg-laufen ergibt, sondern es ist die bloße Begegnung zwischen Menschen, die über keine andere Gemeinsamkeit verfügen als die, dass sie Kleidung tragen. Sie besteht darin, das Wort an jemanden zu richten, von dem man weder weiß, woher er kommt noch was er tut. Und das heißt, man weiß nichts.«¹²

Dieser Moment der Begegnung ging mir nicht aus dem Sinn, er löste etwas aus und forderte mich auf, seine »Spur« weiter zu verfolgen. Er wurde zu einem serendipischen Moment, der, wie Rolf Lindner in Anlehnung an Robert Merton anmerkt, allein den vorbereiteten Geist trifft¹³. Der Zufallsfund erschließt sich als solcher nur, wenn er auf ›fruchtbaren Boden‹ fällt, das heißt, wenn er sich in einen Denk-, Forschungs- und Interessenszusammenhang fügt.

Meine streunende Forschung auf den Pfaden von Colette Pétonnet's »schwebender Aufmerksamkeit«¹⁴ in Mittelmeerhafenstädten, musste sich

12 Vgl. Colette Pétonnet: Freischwebende Beobachtungen auf einem Pariser Friedhof. In: Johanna Rolshoven (Hg.), »Hexen, Wiedergänger, Sans-Papiers...« Kulturtheoretische Reflexionen zu den Rändern des sozialen Raumes. Marburg 2003, S. 91-103, hier: S. 92.

13 Vgl. Rolf Lindner: Spür-Sinn. Oder: Die Rückgewinnung der »Andacht zum Unbedeutenden«. In: Zeitschrift für Volkskunde 2 (2011), S. 155-169; Ders.: Serendipity und andere Merkwürdigkeiten. In: Vokus 22 (2012), 5-12; Ina-Maria Greverus: Vagabondage und Anthropologisches Reisen. In: Johanna Rolshoven, Maria Maierhofer (Hg.), Das Figurativ der Vagabondage. Kulturalanalysen mobiler Lebensweisen. Bielefeld 2012, S. 215-234.

14 Vgl. C. Pétonnet: Freischwebende Beobachtungen, S. 92: »Die Methode will, dass man unter allen Umständen offen und beweglich bleibt, die Aufmerksamkeit nicht auf einen bestimmten Gegenstand hinbewegt, sondern sie »schweben« lässt, damit die Informationen ohne Filter, ohne a priori hereinkommen, bis Anhaltspunkte und Übereinstimmungen auftauchen und man beginnt, die Regeln zu entdecken.«

aus Zeit- und Ressourcennot auf wiederholte Momentaufnahmen beschränken. 2015 und 2019 konnte ich sie etwas vertiefen. Mein ursprüngliches Interesse für Marseille und den nordafrikanischen Maghreb wurde in den 1980er Jahren während des Ethnologiestudiums in Südfrankreich und dank dem dortigen Einblick in postkoloniale Bewusstwerdungsprozesse geweckt. Ich hatte seither nur Bruchstücke rezipiert: einer klassischen ethnologischen Forschung, feministischer Ansätze aus Nordafrika und zur Situation der Frauen in Mittelmeerländern, aus Geschichte, Literatur und vor allem der politischen Geschichte der französischen Kolonialvergangenheit. Damit hatte ich einen eher lückenhaften Vorstellungshorizont ohne die Möglichkeit der Vertiefung erworben. Keine meiner beruflichen Stationen als Forscherin und Dozentin bot die Gelegenheit dazu, da sich in der Europäischen Ethnologie ein postkolonialer Diskurs und damit ein relationales Verständnis von Europa, seine Provinzialisierung¹⁵, erst mit großer Verspätung zeigte. Nach 2010 kam es in Frankreich zur teilweisen Öffnung der bis dahin gesperrten Archive für Zeitgeschichte. Dieser Umstand sowie die vor allem nach 2000 wachsende Möglichkeit der Informationsdiversifizierung und -zirkulation im Internet haben dazu geführt, dass bislang beschwiegenes und belastendes Material über die Grausamkeiten der Kolonialherrschaft und der Befreiungskriege öffentlich zugänglich wurde. Die wissenschaftliche, aber auch die filmdokumentarische und literarische Verarbeitung dieses schwierigen Stoffes traf auf die erneuten Emanzipationsbewegungen in den nordafrikanischen Mittelmeer-Anrainerstaaten während des sogenannten Arabischen Frühlings. Dieser hat 1988 und 2018 in Algerien, 2010 in Tunesien, 2011 in Ägypten, Marokko und Libyen eingesetzt. Das heißt, das gesellschaftspolitische Zeitklima hat es ermöglicht, dem ›Stoff‹ auf eine neue Art und Weise zu begegnen. Er ist näher ins Bewusstsein gerückt und wurde auch mir – der weißen, bürgerlichen, mitteleuropäisch sozialisierten Frau – als legitimes Forschungsfeld zugänglich.

Die naheliegende Frage: Was tut die betagte Berberin in Marseille, warum ist es möglich, dass sie mich in Begriffen der Verwandtschaft anspricht und warum berührt mich dieser *touch*, wird für mich zu einem Türöffner in

15 Vgl. Dipesh Chakrabarty: Provincialising Europe. Postcolonial Thought and Historical Difference. Princeton 2000: Princeton University Press; Sebastian Conrad, Regina Römhild, Shalini Randeria (Hg.): Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften. Frankfurt/M., New York 2002, 2014.

einem Feld, das mich schon lange, jedoch ohne ›Eintrittserlaubnis‹ beschäftigte. Meine Forschungsreise 2019 von Beirut über Tunis nach Algier, von wo ich zusammen mit meiner wissenschaftlichen Reisebegleiterin Laura Bäumel mit der Fähre nach Marseille übersetzte, lässt mich zu diesen Fragen zurückkehren. Mit eben dieser Fähre über das Mittelmeer – so imaginiere ich – wird die Algerierin in einer der seit den 1960er Jahren stattfindenden postkolonialen Auswanderungswellen nach Marseille gereist sein. Sie hat sich mit ihrer Familie in einem der Ankunftsquartiere niedergelassen, vielleicht aber wurde sie, wie viele, zunächst einem Auffanglager zugewiesen. Ihre Kinder und Kindeskindern wurden in den bildungsorientierten Nachkriegsjahrzehnten in französischen Schulen sozialisiert, während sie den Kontakt zu ihrem Herkunftsland, die Sprache, die Kleidungs- und Essgewohnheiten bewahrt hat.

Die Fähre zwischen Marseille und Algier ermöglichte es vielen Exil-Algerier_innen, einen kleinen Handel aufzubauen, der französische und afrikanische Produkte über das Mittelmeer brachte und bringt und der von Bedarf und Preisgefälle lebt. Die informelle Ökonomie in Marseille ist die vitale und funktionierende Lebensgrundlage der Stadt – bis heute. Diese Verhältnisse und Entwicklungen sind in vielen lesenswerten Studien beschrieben.¹⁶ Doch welche Bausteine ergeben einen sinnhaften Erklärungszusammenhang, der für die aktuelle Situation Forschungsrelevanz hat?

Erster Baustein: Über das traditionelle Leben der Berberfrauen hat Germaine Tillion (1907-2008) geforscht.¹⁷ Die große französische Ethnologin und Widerstandskämpferin war eine Schülerin von Marcel Mauss¹⁸, einer brillanten Persönlichkeit der Fachgeschichte, die in meiner Studienzeit und darüber hinaus eine zentrale Rolle spielt. Bei ihm, an der Sorbonne in Paris, studierten und ›hörten‹ in den 1930er und 1940er Jahren besonders viele Frauen Ethnologie¹⁹ und wurden zu einem politisierten Fachverständnis inspiriert. Es

16 Vgl. u.a. Jean-Jacques Jordi, Emile Témime (Hg.): *Marseille et le choc des décolonisations*. Aix-en-Provence 1996: Édisud; Michel Péraldi, Claire Duport, Michel Samson: *Sociologie de Marseille*. Paris 2015: La Découverte.

17 Vgl. Germaine Tillion: *Le Harem et les cousins*. Paris 1966: Seuil.

18 Vgl. J. Rolshoven: *Französische Ethnologinnen*.

19 Vgl. Marie-Élisabeth Handman: *Marcel Mauss et la division par sexes des sociétés. Un programme inaccompli*. In: Danielle Chabaud-Rychter et al. (Hg.), *Sous les sciences sociales, le genre*. Paris 2010: La Découverte, S. 52-63.

war die Zeit der französischen Volksfront (1936-40) und der deutschen Besatzung Frankreichs (1940-44). Germaine Tillion forschte in den 1930er Jahren insgesamt acht Jahre, verteilt auf mehrere Aufenthalte, bei Berberstämmen im algerischen Bergland. Während des Zweiten Weltkriegs war sie in einem Konzentrationslager, zu dem sie als Widerstandskämpferin verurteilt worden war. Sie hat überlebt und das Lagergeschehen in beeindruckender Weise ethnographiert²⁰. Danach engagiert sie sich während mehrerer Jahrzehnte für die Dekolonialisierung und Befreiung der Menschen aus Unmündigkeit. Ihr Engagement für die Frauen im Maghreb fasst sie zu einer von ihr so bezeichneten »Sozioanalyse«²¹ der Geschlechterverhältnisse im Maghreb zusammen. Als erste feministische Studie gilt ihr Buch »Le harem« als Meilenstein nicht nur der Thematik, sondern auch der Form der ethnologischen Monographie.²² Tillion fokussiert in diesem Buch die politischen Dimensionen einer Gesellschaft, die sie als Vetternrepublik (»république des cousins«) beschreibt.²³

Abb. 1 (links): Hafenstadt und Handel: Touba Bazar Marseille;

Abb. 2 (rechts): Straßenszene in Algier: »Die weiße Schwester von Marseille«



Fotos: Johanna Rolshoven 2013 (links) und 2019 (rechts)

Zweiter Baustein: Bei dem jungen Ethnologen Pierre Bourdieu, der mit 26 Jahren seine ersten Schriften aus seinen Feldforschungen in Algerien zu einer »Sociologie de l'Algérie« zusammenfasst und sich ebenfalls und unter

20 Vgl. G. Tillion: Ravensbrück. Paris 1973, 1988 [1946]: Seuil.

21 Vgl. dies.: Le Harem, S. 15.

22 Vgl. ebd.

23 Vgl. ebd., S. 35-66.

anderem auf die Arbeiten von Tillion stützt, lese ich, dass das politische System der Berbergesellschaft, deren Regelung und Handhabung als Praxis der Öffentlichkeit in Begriffen der Verwandtschaft strukturiert ist.²⁴ Die Prinzipien, Ethiken und Ordnungen, die dem Familialen und Privaten zugrunde liegen, korrespondieren mit der öffentlichen Ordnung, die Gesellschaft und Politik bestimmen. Dieses politische System, das alle zu einem Clan gehörenden Familien umfasst, bezeichnet Bourdieu als *démocratie gentilice*. Sie beruht auf Brüderlichkeit und – wie hinzuzufügen ist – Schwesterlichkeit, Gemeinwohl-orientierung und einer Basisform des Parlamentarismus.

Verstehen und Verständnis

Der dritte Baustein: Die übergeordnete, ›theoretische‹ Motivation der Forschungsreise war die Suche nach gesellschaftlichen Formen des Zusammenlebens, die einen alternativen Entwicklungspfad zu denen der westlichen Nachkriegsdemokratien gegangen sind, welche aktuell in kritische Sackgassen geraten. Was an der flüchtigen Begegnung mit der Berberin in Marseille ist politisch? Die scheinbar einfache Begegnung wird kompliziert. Welcher Fährte soll ich nachgehen? Wie die nostalgischen Projektionen der guten einfachen Gesellschaft, des Gemeinnsinns, der Begegnung (von Frauen mit Frauen in einer patriarchalischen Gesellschaft), die ethnologischen Erkenntnisse von ländlichen Gesellschaften in der Mitte des 20. Jahrhunderts zusammenbringen mit der Kolonialgeschichte, den europäischen wirtschaftlichen und politischen Herrschaftsinteressen am afrikanischen Kontinent. Wir kommen heute nicht umhin, den Bogen zu schlagen zur islamischen Durchdringung der kolonisierten Räume unserer Weltgesellschaft, zu den Unabhängigkeitskämpfen in Ländern mit gerontokratischen, autoritären, als korrupt und klientelistisch bezeichneten Regierungen in Afrika und dem Mittleren Orient. Worum geht es? Wo und wie kann ich ansetzen?

Mein Fachverständnis ist hier Erkenntnisgrundlage: Zu den vordringlichsten Aufgaben der Anthropologie und ihres humanistischen Anspruchs des Menschenbezugs gehört heute, weltgesellschaftliche Zusammenhänge aufzuzeigen, die die ideologische Trennung und Kartierung der nach Entwicklungsstadien nummerierten Weltordnung überwinden, von der auch diese Disziplinen einst ausgegangen sind. Die einen, europäischen Ethnologen sind aus der Nationalstaatsidee geboren, während die anderen ihren

24 Vgl. Pierre Bourdieu: *Sociologie de l'Algérie*. Alger o.J.: Tafat [Paris 1958], S. 27.

Stoff und ihre Episteme unter dem Überbau der Missions- und Kolonialidee entwickelt haben.

In diesem weiten Feld steht die Stadtforschung als Ankerpunkt. Welche Verbindung besteht also zwischen Marseille und Algier? Welche Geschichten, Ökonomien und Politiken gestalte(te)n die Lebensgeschichte einer etwa 1945 geborenen Algerierin in Marseille? Ein naheliegender und sachdienlicher Forschungszugang wäre, die systematische Befragung von in Marseille lebenden Frauen ihrer Altersgruppe anzugehen. So kurz der Moment der Begegnung und Berührung mit ihr war, so begrenzt waren Forschungszeit und -raum für mich. Weil es dazu bereits Untersuchungen gibt, auf die ich zurückgreifen kann, entscheide ich mich für ein anderes Vorgehen. Ich lasse die Begegnung als Impuls stehen, der Interesse und Neugier weckt. In den darauffolgenden Wochen wird mir klar, dass ich nach Algier reisen muss, ein Vorhaben, das sich erst 2019 realisieren lässt.

Die Verbindung der beiden Städte besteht in einem historischen Kondensat, das von einem Hin und Her an Menschen, Ideen, Waren, Ressourcen, Finanzen, Informationen, Imaginationen von möglichen Lebensweisen und sozialen Ordnungen bestimmt ist. Zwischen den Städten liegt das Meer als ein dritter Raum, der Hoffnungen transportiert und Ressourcen bietet. Als Mittelmeerhafenstädte waren Algier und Marseille stets offene Städte. Meine *observation flottante*²⁵, die Wahrnehmungsspaziergänge in Marseille haben zu Begegnungen, Freundschaften und Bekanntschaften geführt. Als ich ihnen, von der Reise nach Algier zurück in Marseille, berichte, stellt sich ein zuvor nie besprochenes Detail heraus: unter den Freundinnen und Freunden in der Stadt, die meinen Jahrgang haben, stammen viele aus Nordafrika. Nie hat dies bisher im Mittelpunkt der Konversation gestanden. Wie ein Geheimnis, fast flüsternd wird mir offenbart: Weißt Du, dass ich in Algier geboren bin? Weißt Du, auch ich komme ursprünglich aus Algerien!

Ein vierter Baustein liegt vor mir, »mein« Thema nimmt Gestalt an. Die nächsten Forschungsschritte klären sich. Ich bin nun in der Lage, ein Forschungskonzept zu skizzieren, dass an den Stadtbewohner_innen und ihren Horizonten ansetzt, um eine zeitgenössische Rahmenhandlung zu erschließen, der beide Städte in einem gemeinsamen politischen Kontext betrachtet. Da es an dieser Stelle erst um die Skizze eines Forschungsauftraktes geht,

25 Vgl. C. Pétonnet: L'Observation flottante. L'exemple d'un cimetière Parisien. In: L'Homme 22, 4 (1982), S. 27-46.

muss ich hier in der Andeutung verbleiben. Da jedoch Thema, Methode, Theorie, Person der Forscherin, des Forschers in ihren reflexiven sozialen Dispositionen und Intentionen, ebenso wie Vorgeschichte, Zeitgenossenschaft und Perspektivierung in der kulturalistischen Forschung miteinander verwoben sind, werden wir an späterer Stelle unweigerlich auf weitere Momente des Vorgehens stoßen.

Um dem an gesellschaftlicher Relevanz orientierten Erkenntnisinteresse gerecht zu werden, hat das auslösende Ereignis einen politischen Charakter: Einmal ist er evident, ein andermal muss er dechiffriert werden. Das Ziel ist es, gleichzeitig zu verstehen, was geschieht und welche Veränderungsprozesse hier zum Ausdruck kommen. Ein weiteres, in meinen Augen unerlässliches Ziel ist es, Kontexte zu erklären. Eric Wolf weist früh darauf hin: Es genügt nicht zu interpretieren, zu deuten, nein, wir müssen auch erklären²⁶ und zwangsläufig Position beziehen. Als privilegierte gesellschaftliche Akteur_innen verpflichten wir uns, eine intellektuelle politische Erklärungsarbeit auf uns nehmen.

Erfahrung und Wissen

Wie weit wir in der Vertiefung einer Forschungsfrage gehen können, hängt von der Dauer unserer Stadtforschungsarbeit ab. Während wir im Rahmen einer Bachelor- oder Masterarbeit nicht mehr als Forschungsminiaturen anfertigen können, erhalten wir man in dem weiter gefassten Zeitrahmen von Doktorats- oder Habilitationsstipendien die oft einzigartige Möglichkeit der substanziellen Vertiefung in eine Thematik.

Colette Pétonnet hat während vieler Jahrzehnte Vorstädte in Frankreich und Marokko erforscht. Zu dem, was ihr Status als Forscherin des CNRS ihr ermöglicht hat, gibt es im deutschsprachigen Raum, von wenigen Ausnahmen abgesehen, keine Entsprechung. Für die in akademischen Institutionen arbeitenden Kulturwissenschaftlerinnen sind Lehre und Forschung stets verknüpft und eine Forschungsmission an Drittmittelakquisition geknüpft, die in der Regel Nachwuchsstellen und nicht die eigene Forschung finanziert. Intensive eigene Forschungen über Jahre hinweg, wie Pierre Bourdieu, Marc Au-

26 Vgl. Eric Wolf: Facing Power – Old insights, New Questions. Distinguished Lecture at the 88th annual meeting of the American Anthropological Association, November 19, 1989, in Washington, D.C. – Ich danke meinem Kollegen Ingo Schneider für den Hinweis auf diesen wichtigen Grundlagentext.

gé, Anne Raulin, Martine Ségalen und viele andere prominente Ethnolog_innen sie durchführen konnten, sind heute kaum mehr möglich. Dem Credo der klassischen ethnologischen Forschung lag der Charakter eines akademischen Initiationsrituals zugrunde. Die intensive langjährige Auseinandersetzung mit einer anderen Kultur und Gesellschaft oder mit einem Phänomen in der eigenen Gesellschaft führt zu tiefgreifenden Veränderungen des forschenden Selbst. Wie intensiv man sich heute mit einer Thematik befassen kann, hängt von Ressourcen ab; wie jeden kulturellen Akt begrenzen diese die Forschungszeit ökonomisch und messen sie an den beruflichen Zielen.

Dass es lange Zeit keine differenzierten ethnologischen Methodenhandbücher gab, hat damit zu tun, dass sich den Feldforscher_innen die Forschungskompetenzen eher nicht theoretisch, sondern über die konkrete leibliche Erfahrung des Forschungsprozesses erschließen: sozusagen »in actione«, wie Mathilde Hain, die erste Volkskundeprofessorin im Deutschland der 1950er Jahre schrieb.²⁷ Das klingt auf den ersten Blick etwas überheblich und exkludierend, von der Art einer Geheimrezeptur, die man sich nur selbst erschließen kann. Wer an seine erste Forschung zurückdenkt, mag eingestehen, dass dieser Satz ein Körnchen Wahrheit enthält. Denn die eigene Erfahrung im Detektieren von Bedeutungen spielt im Forschungsprozess die zentrale Rolle. Mit zunehmendem Alter kommt man in kürzerer Zeit als zu Beginn der Laufbahn zu Erkenntnissen, selbst wenn diese nicht immer erhellender oder qualitativ höherstehender sind. Das Moment der Erfahrung stützt sich gleichwohl auf lernbare wie erlebbare Momente und Prämissen. Man kann Umweltsensibilität und Sehvermögen einüben. Wer in einer ungewohnten Stadt eine Woche lang jeden Tag aufmerksam durch dieselbe Gasse, über denselben Platz geht, bemerkt tagtäglich etwas Neues, zuvor Unbemerktetes.²⁸ Und wer diese Übung zudem zu verschiedenen Tages-, Nacht- und Jahreszeiten unternimmt, mag jedes Mal erstaunt eine »neue Gasse« wahrnehmen. Dieses scheinbar nebensächliche »Staunen« über ein Graffiti, eine Türklingel, eine Baumscheibe, eine Balkongestaltung, einen Menschen, eine Garteneinsicht, ein Geschäft, ein Schild usw. fügt sich allmählich zu

27 Vgl. Mathilde Hain: Die Volkskunde und ihre Methoden. In: Wolfgang Stämmler (Hg.), Deutsche Philologie im Aufriss. Berlin 1962³, S. 2547-2570, hier: S. 2566; Johanna Rols-hoven: Feldforschung als Interaktion. In: Basler Zeitschrift für Geographie. Regio Basi-liensis 1 (1995), S. 5-10.

28 Wie es der Film *Smoke* (1995) von Wayne Wang und Paul Auster veranschaulicht, mit Harvey Keitel in der Hauptrolle. Nach Paul Auster: *Auggie Wren's Christmas story*. Bir-mingham 1992.

einem wichtigen erhellenden Moment und ist ein grundsätzlicher Schritt in die Einübung der Relativierungsleistung. Der französische Literat Georges Perec hat diese Kunst der Beobachtung des Unbedeutenden großartig beherrscht; es lohnt sich, seine Schriften hier als »Lehrbücher« zur Hand zu nehmen.²⁹

Das Herausarbeiten von Signifikanz, der Bedeutsamkeit einer Einzelheit in einem größeren Zusammenhang, verdankt sich der strukturalistischen Semiotologie, die, prominent durch den französischen Literaturwissenschaftler Roland Barthes in die Kulturwissenschaften Eingang fand. Barthes zufolge lassen sich die alltäglichen Wahrnehmungsgegenstände in der Stadt als »Einschreibung des Menschen in den Raum« lesen. Das Diskontinuierliche, Bemerkenswerte und in der Wahrnehmung Hervortretende ließen sich, so Barthes und auch der Stadtplaner Kevin Lynch, als »Wege, Zäune, Viertel, Knoten und Bezugspunkte« lesen,³⁰ das heißt als Pfade, Grenzen und Verdichtungen von Bedeutungskontexten.

Insgesamt acht Jahre forschte die französische Ethnologin Germaine Tillon in den algerischen Berggebieten. Sie erstellte Gesprächsprotokolle, Tonbandaufnahmen, Felddagebücher und Skizzen, sie fotografierte, schrieb Aufsätze für wissenschaftliche Zeitschriften.³¹ Nach ihrer Verhaftung und Verurteilung 1942 als Widerstandskämpferin gegen die faschistische deutsche Besatzung Frankreichs im Zweiten Weltkrieg wurde sie in das Konzentrationslager Ravensbrück deportiert, das sie mit großem Glück überlebt hat; kurz vor Kriegsende wurde sie durch das schwedische Rote Kreuz befreit. Unter den denkbar widrigsten Umständen ethnographierte sie die Lagersituation und schrieb später, dass ihr die vorherige Felderfahrung, die daraus erwachsene Menschenkenntnis, aber auch der politische Wille, die erfahrenen Grauen zu überliefern, geholfen habe zu überleben. Sie verkörpert gewiss ein in seiner Dramatik extremes Beispiel der tätigen Ethnographie – aber ein relevantes. Die Lektüre dieses Werkes, das sie selbst drei Mal in unterschiedlichen Jahrzehntabständen unter Zuhilfenahme neuer Erkenntnisse über die Shoah aktualisiert hat, lohnt das Lesen und ist eine zumutbare Lektüre.³²

29 Vgl. Zum Beispiel Georges Perec: Versuch, einen Platz in Paris zu erfassen. Regensburg 2010 [Paris 1975].

30 Vgl. Roland Barthes: Semiotologie und Stadtplanung. In: Ders., Das semiotologische Abenteuer. Frankfurt/M. 1988, S. 199–209, hier: S. 200f.; Kevin Lynch: The image of the city. Cambridge Mass. 1960: MIT Press.

31 Vgl. G. Tillon: Il était une fois l'ethnographie. Paris 2000: Seuil.

32 Vgl. dies.: Frauenkonzentrationslager Ravensbrück. Lüneburg 1998.

In den 1970er Jahren verbrachte die amerikanische Kulturanthropologin Harriet G. Rosenberg viele Monate in den südfranzösischen Hochalpen, in den 1980ern die Basler Ethnologin Ingrid Nina Bell zwei Mal ein Jahr auf Trobriand³³ – in der Tradition der langen Aufenthaltszeiten der klassischen außereuropäischen Ethnologie oder der amerikanischen Kulturanthropologie. Die Forschungslänge diente mithin als Nachweis eines Forschungsniveaus, das zu einem akademischen Grad berechtigte. In den abgelegenen ethnologischen Forschungsgebieten bewirkte diese lange Dauer eine große persönliche Entfremdung vom Herkunftskontext und führte zur Adoption neuer Rollen in einer fremden Gruppe. Sie bedeutete, Integration und Exklusion unmittelbar am eigenen Leib zu erfahren, die Anstrengung der Kommunikation in einer fremden Sprache und einem lokalen Dialekt auf sich zu nehmen, dessen Studium sich über mehrere Jahre zieht. Sie bedeutete, langwierige bürokratische Bewilligungsverfahren zu durchlaufen, die völlige Umstellung auf ungewohnte klimatische Verhältnisse, ungewohnte Nahrungs-, Hygiene-, Sexual- und Schlafgewohnheiten, die Auseinandersetzung mit Angst, Abwehr und Ekel, mit Krankheit ohne westlichen Arzt und vieles mehr. Das Maß der Entfremdung veranschaulicht der Umstand, dass Ethnolog_innen nicht selten im »Feld« blieben und sich für ein Leben fernab der Zivilisation entschieden, oder, wenn sie »wunderlich« wurden, ganz der Fremde »verfielen«, dem Schamanismus, der Ekstase oder der Hexerei... und in den heimischen Kontext nicht mehr so recht hineinpassen wollten. Der oder die Überläufer_in, die – ob innerlich oder geographisch – ganz im Woanders Gebliebenen, sind Figuren des *going native*, der Überschreitung. Der Ethnologe Karl-Heinz Kohl hat einige von ihnen in seinem wunderbaren Büchlein »Abwehr und Verlangen« beschrieben.³⁴ Sie sind auch vielfach aus der Geschichte des Reisens und der Reiseberichte bekannt und haben stets Traum und Phantasie beflügelt. Die Literatur macht sie zu Figuren nicht nur der Übertretung, sondern auch der kulturellen Übersetzung, die Imagination, Sehnsucht und Erzählung bevölkern. Viele Frauen befinden sich darunter, nicht selten in der schützenden Verkleidung als Mann.

33 Vgl. Ingrid Bell-Krannhals: Haben um zu geben. Eigentum und Besitz auf den Trobriand-Inseln Papua New Guinea. Basel 1990; Harriet G. Rosenberg: A negotiated world. Three centuries of change in a French Alpine community. Toronto 1988: University of Toronto Press.

34 Vgl. Karl-Heinz Kohl: »Travestie der Lebensformen«. Zur Geschichte des kulturellen Überläufertums. In: Ders.: Abwehr und Verlangen. Frankfurt/M. 1987, S. 7-38.

Unter ihnen ist die »Weltensammlerin« Isabelle Eberhardt. Von deutsch-baltisch-russischen Eltern³⁵ 1877 in Genf geboren, im Alter von 20 Jahren zum Islam übergetreten, reitet sie als arabischer Mann verkleidet durch die Sahara. 1897 zieht sie nach Algerien und erkundet, wie Hans-Christoph Buch beschreibt, in orientalischer Tracht »die engen Gassen der Altstadt und besucht Märkte und Moscheen, um ihr Arabisch zu vervollkommen und Sitten und Bräuche des Volkes zu studieren«.³⁶ Sie durchstreift tunesische und algerische Städte und erkundet als »Mahmoud« Bars und Bordelle, Bethäuser und Haschischrauchstuben und verfasst eindruckliche Prosastücke und Tagebücher. Dort können wir nachlesen: »Für das Publikum setze ich die Maske des Zynischen, des Ausschweifenden, des großspurig Unbekümmerten auf«, um eine »feinfühlig und reine Seele« zu schützen.³⁷ Des Landes verwiesen und der Spionage bezichtigt reist sie 1901 als Matrose verkleidet unter dem Pseudonym »Pierre Mouchet« mit dem Schiff von Algier nach Marseille. Ein Jahr später, zurück in Algier, nimmt sie ihr nomadisches Leben wieder auf und stirbt 1904 bei einem Unwetterunglück.³⁸

Die in Paris geborene und in der Provence verstorbene Alexandra David-Néel (1868-1969) war als Anarchistin, Feministin, Orientreisende und Wüstengängerin unterwegs. Ihre zahlreichen Schriften sind noch zu entdecken. Als eine der ersten Frauen ist sie Studentin an der Sorbonne, als Künstlerin, Schriftstellerin, Fußreisende erkundet sie bis ins hohe Alter die Welt und dringt als europäische Frau, gleichfalls in entsprechenden Roben verkleidet, in verbotene Bezirke und für weibliche Reisende noch undenkbbare Regionen des asiatischen Kontinents vor.³⁹

Die *Pendants des going native* in der Europäischen Ethnologie harren noch der Aufarbeitung: die Alpwenenforscherin, die schließlich ganz auf der Alp bleibt und sich der Käseerei widmet und biologischen Käse und Fleisch an ihre ehemaligen Institutskolleg_innen liefert; die Minderheitenforscher_innen

35 In Anlehnung an den Romantitel »Der Weltensammler« (München 2006), in dem Ilja Trojanow die Travestie-Biographie des britischen Kolonialbeamten Richard Burton (1821-1890) nachzeichnet.

36 Vgl. Hans Christoph Buch: Rimbauds Tochter? Mutmaßungen über Isabelle Eberhart. In: Isabelle Eberhart: Tagwerke. Berlin 1981, S. 5-37, hier: S. 16.

37 Vgl. Isabelle Eberhart: Tagwerke. Berlin 1981, S. 40.

38 Vgl. H. C. Buch: Rimbauds Tochter?, S. 26-30.

39 Vgl. Alexandra David-Néel: Wanderer mit dem Wind. Reisetagebücher in Briefen 1904-1917. Wiesbaden 1979; Jean Chalon: Alexandra David-Néel. Das Wagnis eines ungewöhnlichen Lebens. München 1987.

(Hugenotten, Gottscheer, Roma...), die ihre Informant_innen heiraten; die Forscher_innen neuer Spiritualitäten, die Bodhisattvas, Schaman_innen oder Priester_innen werden..., während die Akteur_innen der aktivistischen Anthropologie nie ein Hehl daraus gemacht haben, selbst Anhänger_innen der sozialen Bewegungen zu sein, die sie erforschen⁴⁰.

Die Art, wie der_die außereuropäischen Anthropolog_innen sich ›exotisieren‹, hängt von Nationalgeschichte, Geschlecht und Klasse ab – wir kennen sie fast ausschließlich aus der kolonial imprägnierten Perspektive des Westens. Das hohe Ansehen der Anthropolog_innen in Frankreich, ihre Medienpräsenz und hochgeschätzte außen- oder kulturpolitische Expertise – dies ganz im Gegensatz zur eher kulturell und politisch unbedeutenden Rolle des Berufsstandes in den deutschsprachigen Ländern – weist auf eine kontextabhängige Repräsentation hin. In Frankreich genossen Anthropolog_innen lange Zeit ein hohes gesellschaftliches Ansehen als weise Frauen und Männer, vielleicht auch ein bisschen als Geheimnisträger_innen, deren Fremderfahrung sie tiefer und weitblickender, lebenserfahrener und gelassener gemacht haben wird. Germaine Tillion schildert diese Auratisierung mit einiger Ironie, wenn sie schreibt: »Man trat der Ethnographie bei wie man einer Religion beitrifft«. ⁴¹ Die Repräsentation von Charisma und Glaubwürdigkeit eines Michel Leiris, Claude Lévi-Strauss oder auch einer Françoise Zonabend und Françoise Héritier wären im deutschsprachigen Raum so nicht denkbar. Für Deutschland liegt der koloniale Bruch weiter zurück und mit ihm ist die Erinnerung an das Heldentum deutscher Afrikaforscher_innen wie Leo Frobenius oder Hans Schomburgk verblasst. ⁴² Gleichwohl drängt sich der Gedanke an einen virulenten Zusammenhang zwischen kolonialen Sehnsuchtsenergien und dem geringen Grad kritischer Aufarbeitung der eigenen Kolonialgeschichte auf. Die Dialektik von Entfremdung und Identifizierung spielt in der Ethnologie eine zentrale Rolle, namentlich in der amerikanischen Kulturanthropologie, die aus einer kolonisierten Nation ohne eigene Geschichte kommend, als Nachfahren von Indigenen, von Sklav_innen oder von europäischen Emigrant_innen ihre Wurzeln in anderen Kontinenten aufsuchen.

Die lange Feldaufenthaltsdauer, wenn auch mit weitaus mehr Unterbrechungen, trifft auch auf den_die traditionelle Europäische Ethnolog_in zu,

40 Vgl. stellvertretend für sie alle: der große David Graeber (1961-2020).

41 Vgl. »on ›entrait en ethnographie‹ comme on entre en religion«. G. Tillion: Il était une fois l'ethnographie, S. 22.

42 Vgl. Leo Frobenius (1873-1938); Hans Schomburgk (1881-1967).

die zumeist ›ihr‹ Dorf, ›ihre‹ Region oder ›ihren‹ Brauch ausschließlich beanspruchen konnten. Sie mussten sie solange aufsuchen, bis die Sättigung des Materials das Verfassen einer aufschlussreichen Arbeit zuließ. Diese klassische räumlich und/oder situativ statische Forschung lag, von wenigen Ausnahmen abgesehen, ›daheim‹, dort, wo man lebte und arbeitete oder auch dort, wo man ein Ferienhaus hatte.⁴³ Daher ist das Gros dieser Disziplin regional und regionalistisch strukturiert. Entsprechend stammen transnationale Theoriebildungen aus der außereuropäischen Ethnologie, während lokalistische Perspektiven eher der Regionaethnologie anhaften, deren theoretisches Instrumentarium allenfalls der Vergleich oder die Kartierung als Situationspraxis war.⁴⁴ Die Mobilisierungen der späten Moderne haben in diese Konstellationen grundlegend eingegriffen, Aura oder Stigma der einen oder anderen Disziplin aufgeweicht, während Episteme und theoretische Dispositionen des unpolitischen Regionalismus sich als von hartnäckiger Langlebigkeit erweisen.

Wie ging es den so aufgestellten Wissenschaftler_innen, wenn sie aus der regionalen oder transnationalen Perspektive heraus in der Stadt zu forschen begannen? Drei Mal zwei Jahre in Berlin Kreuzberg leben und forschen, neun Jahre in Frankfurt am Main, 30 Jahre in Graz? Vielleicht hat die Stadtforscherin auch aus der Not eine Tugend gemacht, indem sie wegen der in der Universität des Bolognamodells fehlenden Forschungs-Zeit-Mittel ihren Arbeits- und Lebensort kurzerhand zum Forschungsfeld gemacht hat.

Doch mehr als diesen Strukturwandel, der die Feldforschung behindert, interessiert hier das Konkrete: Wie geht die Kulturanalystikerin unter den Bedingungen des ›ländlichen‹ wissenschaftlichen Erbes in der Stadt vor? Welche Schritte, Rezepte, Anleitungen stehen ihr zur Verfügung, welche ›Werkzeugkiste‹ muss oder darf sie von Rahmen ihrer Disziplin erwarten?

Vieles hängt von der jeweiligen Schule und Prägung ab, der sie folgen oder von der sie sich absetzen möchte. Vieles erzwingt die *doxa* des eigenen Faches, die Expertise der Betreuerin oder Forschungsleiterin, und einiges hängt an der persönlichen Disposition der Forschenden: Manche ziehen ein strukturiertes, berechenbares und systematisches Vorgehen vor, so wie die Gen-

43 Vgl. etwa die bemerkenswerte Arbeit von Reinhard Peesch: Die Fischerkommunen auf Rügen und Hiddensee. Berlin 1961.

44 Vgl. Siehe auch Johanna Rolshoven: Europäische Ethnologie – Diagnose oder Prognose der kulturwissenschaftlichen ›Volkskunde‹. In: Reinhard Johler, Bernhard Tschöfen (Hg.), Europäische Ethnologie (=Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 15, 4 (2004)), S. 73–87.

trifizierungsforschung in der Rue de la République in Marseille⁴⁵, mit ihren vielen einschlägigen Handbüchern mit guten Anleitungen.⁴⁶ Andere möchten die Möglichkeit zu eigenen kreativen Wegen nutzen, etwas ausprobieren, Neues explorieren und sich an vorgegebenen methodischen Grenzen reiben. Aushalten des Offenen ist oft nicht leicht, die Art der gewonnenen Erkenntnis eine andere als jene, die aus dem systematischen Forschungssetting hervorgeht. Sie ist nicht schlechter oder besser, einfach anders.

Das empirische Methodenrepertoire der qualitativen Kulturforschung, dem ich in der Regel folge, ist gut abgesteckt und nachvollziehbar. Am Anfang steht eine Forschungsfrage, deren Relevanz sich an der Auseinandersetzung mit Kultur- und Gesellschaftsfragen bemisst, deren Beantwortung einen Beitrag zur Verbesserung der gesellschaftlichen Verhältnisse, zu Aufklärung und Gerechtigkeit leistet.⁴⁷ Die Forscher_innen sind dezidiert selbst Teil dieser Akteurswelten, sie setzen mit ihren Erfahrungen, Dispositionen, Herkunft und Körpern mit selbstbezüglichen Forschungsfragen an. Da sich Männer und Frauen in ihren gesellschaftlichen Situierungen unterscheiden, unterscheiden sich auch Forschungsinteressen und auch die methodischen Affinitäten nach individuellen Genderprägungen – eine Tatsache, der im Methodendiskurs kaum mehr Rechnung getragen wird. Das Involviertsein des Selbst in das Forschungsfeld mit seinen Gefahren der Übertragung lässt sich nicht mit Objektivierungsversuchen behandeln, sondern erfordert ein hohes Maß an Reflexivität für die kritische Erfassung des eigenen Standpunktes. Reflexivität erfordert Sprechen, Auseinandersetzung, den Prozess der Bewusstseinsentwicklung über die eigenen Denkvoraussetzungen und lebensweltlichen Präfigurierungen, über den gesellschaftlichen Ort, von dem aus man spricht. Ein solcher Lernprozess bedarf des Kollektivs, der Auseinandersetzung, der Reibung und Diskussion, um der Gefangenschaft in einer Deutungsblase zu entgehen.

45 Vgl. Philippe Fournier, Silvie Mazella: *Marseille, entre ville et port. Les destins de la rue de la République*. Paris 2004: Découverte; vorbildlich an Klarheit und Anschaulichkeit ist Barbara Lang: *Mythos Kreuzberg. Ethnographie eines Stadtteils (1961-1995)*. Frankfurt/M. 1998.

46 Vgl. Christine Bischoff, Karolin Oehme-Jüngling, Walter Leimgruber (Hg.): *Methoden der Kulturanthropologie*. Wien u.a. 2014; Ronald Hitzler, Paul Eisewicht: *Lebensweltanalytische Ethnographie im Anschluss an Anne Hohner*. Wiesbaden 2016; Anne Hohner: *Kleine Leiblichkeiten. Erkundungen in Lebenswelten*. Wiesbaden 2011.

47 Vgl. nach wie vor aufschlussreich: Dieter Kramer: *Wem nützt Volkskunde?* In: *Zeitschrift für Volkskunde* 1 (1970), S. 1-16.

Die qualitative Forschungsfrage unterscheidet sich von der quantitativen. Sie kann sich auf lebensweltlich konkrete Situationen beziehen, wie zum Beispiel: »Warum erregt das Kopftuchtragen von Frauen in Österreich im Alltag offene oder unterschwellige Aggression im Alltag?«, oder »Warum streben junge Männer weniger als junge Frauen Care-Berufe an?« Zum anderen kann die Forschungsfrage jedoch auch eine offene sein, sie kann eine Vermutung, einen Hinweis, eine Beobachtung zum Anlass nehmen, mit der man sich ins Feld begibt, um dort herauszufinden, worin die konkrete Forschungsfrage bestehen wird. Eine solche offene Frage könnte sein: »Es erstaunt, wie wenig die städtische Verkehrsproblematik in der kulturalistischen Stadtforschung behandelt wird. Woran mag dies liegen?« Oder ein anderes Beispiel, aus einem Grazer Studienprojekt: »Welche Themen liegen ›auf der Straße‹?«, »Welchen Zuschnitt, welche Sujets könnte eine kulturalistische Straßenforschung haben?«⁴⁸ Die qualitative Forschungsfrage ist sich ihrer Begrenztheit bewusst und erhebt keinen Anspruch auf Verallgemeinerung. Sie ist aber auch keine »Warum-Darum«-Frage und meist keine konkret »beantwortbare«, wie etwa: »Welcher Prozentsatz an burgenländischen Jugendlichen ist motorisiert?« Ihr Erkenntnisinteresse ist kein praktisches, sondern ein theoretisches. Antworten auf solche Forschungsfragen sollen weder zu direkt – in der knappsten Form Ja/Nein –, noch unscharf und zu verallgemeinernd sein. Die Fragen wollen Antworten generieren, die Kontexte, Bedingungen, Bedeutungen und Zusammenhänge erhellen. Dem direkten Fragen entspricht gewissermaßen ein indirektes Antworten, ein Nachdenken, das sich weder in der Fragenbeantwortung erschöpft noch in Verallgemeinerung ausweicht. Selbstverständlich können Ergebnisse quantitativer Untersuchungen im Rahmen qualitativer Fragestellungen relevant sein, wie umgekehrt quantitative Teiluntersuchungen zur Erhellung bestimmter Zusammenhänge in qualitative Forschungsanlagen miteinbezogen werden können.⁴⁹

Mit seinem/ihrem Erkenntnisinteresse begibt Mann/Frau sich **vor Ort**, zu den thematischen Schauplätzen und Ereignissen, die interessieren. Schauen

48 Vgl. Johanna Rolshoven, Judith Laister (Hg.): Die Straße – Ein Stadtraum in Bewegung. In: Mobile Culture Studies. The Journal (mcsj). Sonderband 1: mcsj_lab: <https://unipub.uni-graz.at/mcsj/periodical/titleinfo/5351584>.

49 Intensiv mit dem Verhältnis von qualitativer und quantitativer kultur- und Sozialforschung auseinandergesetzt hat sich die Arbeitsgruppe des »Manifest zur Bedeutung, Qualitätsbeurteilung und Lehre der Methoden qualitativer Sozialforschung (dreisprachig). Bern: Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften 2009.

und Beobachten, Spüren und Wahrnehmen sind wichtige Einstiegstechnologien, die den ganzen Körper, die Sinne beanspruchen und durch ihre Unwägbarkeiten recht hohe Anforderungen der Rationalisierung stellen. Die Einstimmung auf den Raum in seinen verschiedenen Zeiten und Rhythmen geht mit Kontakten und Kontaktierungen einher. Es ergeben sich immer **Begegnungen**, die man abwägt und gegebenenfalls mutig in Initiative zu einem Gespräch nutzen kann. Das ist der Anfang. Mit zunehmender Raumvertrautheit gelingt es einem, auf andere mit Fragen, die sich aus der Situation herausstellen, zuzugehen. Wir führen **Alltagsgespräche**, das ist eine zentrale, von den Sozialwissenschaften etwas desavouierte Erkenntnismethode, der jedoch mehr Bedeutung zukommt als es auf den ersten Blick erscheinen mag: denn es handelt sich – in dieser Forschungsphase – um eine Erkenntnis auf Augenhöhe. Aus Gesprächen und flüchtigen Kontakten, manchmal Empfehlungen nach dem sog. Schneeballsystem, ergeben sich im Voraus nicht gewußte Aspekte und Verabredungen für narrative **Interviews**, für Experteninterviews, für Leitfadeninterviews u.a.

Gleichzeitig mit dem Feldeintritt wird ein **Grundwissen (Kontextwissen)** über Raum und Situation erworben. Wir konsultieren verfügbare Quellen – ob historisch oder gegenwartsbezogen –, die über den Gegenstand informieren. Nach dieser Arbeit des Zusammentragens von Eindrücken und Informationen und der Erarbeitung von Kontextwissen erfolgt der schwierige Schritt der **Analyse**. In dieser Phase kommt die Spezifik der Kulturanalyse zum Tragen. Es gilt, die Erkenntnisse nach bestimmten Kriterien zu sortieren, bevor sich Interpretationen andeuten. Welches sind diese Kriterien? Zum einen erwachsen sie aus dem Material selbst: Sie sind Teil einer generativen Theoriebildung, bei der sich die Relevanzen eines Forschungsfeldes mit seiner zunehmenden Kenntnis und Vertiefung herauskristallisieren. Wir vertiefen uns so lange in die empirischen Daten, bis wir zu wissen glauben, was wichtig ist. In diesem Fall spricht man von einer »Sättigung« des Materials.⁵⁰ Die wichtigsten Anhaltspunkte zur Interpretation werden durch die Empirie gewonnen und über die Erkenntnis der sozialen Position der Akteure im Raum der Gesellschaft und ihren, sich hieraus ergebenden Interessen und Prägnungen.

50 Vgl. Anselm Strauss und Juliet Corbin: Grounded Theory. Grundlagen Qualitativer Sozialforschung. Weinheim 1996.

Hier spielen die **Forschungsnotizen** eine zentrale Rolle, in der traditionellen Ethnologie mit dem Begriff des »Feldtagebuch« bezeichnet⁵¹. Bezeichnungen der forschungsbegleitenden Aufzeichnungsformate in Alternative zu diesem militärstrategisch oder geologisch konnotierten Feldbegriff, sind mehr als an der Zeit und scheinen in der Stadtforschung auch kaum mehr aktuell. Ebenso steht Kritik am Begriff des »Feld-Tagebuchs« an, dem eine Ego-Zentrierung innewohnt, deren Charakter als Subjektivierungsverdichtung Fährten zum Selbst gegenüber dem selbstreflexiven Weg zum Anderen, dem gesellschaftsrelevanten Thema favorisiert.⁵² In solchen Log-Büchern werden mit Forschungsbeginn alle Einzelheiten der Forschungserfahrung, des Erlebens notiert und – zunächst – ebenso gewichtet wie konkrete Wissens Elemente, Einfälle und Ideen, Literaturhinweise oder Namen. Hier finden **Exzerpte** Raum, ausformulierte Absätze, die situativ der Feder erwachsen, Skizzen und Zeichnungen, Zeitungsausschnitte, Geistesblitze, Memos, Emotionen, Träume. Dieses Büchlein hat als Subjektivierungsformat zwar einen poetischen Charakter, sollte jedoch nicht in der eigenen (autopoietischen) Subjektivierungsblase gefangen bleiben. Hier wird all das notiert, von dem man/frau noch nicht weiß, ob es bedeutsam sein könnte. Das Forschungsbuch ermöglicht das stete Zurücklesen der eigenen Gedankengänge auf dem theoretischen Reflexionsweg. Die sich mit fortschreitender Erfahrung, Wissen, Erkenntnis abzeichnenden zentralen Momente bedürfen einer **Kontextualisierung**. Diese situierende Forschungsphase, den die Methodenhandbücher als zweiten Schritt einer Erhebung anberaumen, findet in der Realität gleichzeitig statt: empirische Datengewinnung, Reflexion und Selbstreflexion, thematisches und theoretisches Lektürestudium überschneiden sich in Wahrheit. Was lässt sich im Feld der Stadtforschung unter Kontextualisierung verstehen?

51 Vgl. Katharina Eisch, Marion Hamm (Hg.): Die Poesie des Feldes. Tübingen 2011.

52 Vgl. Katharina Eisch-Angus: Wozu Feldnotizen? Die Forschungsniederschrift im ethnographischen Prozess. In: kuckuck. Notizen zur Alltagskultur 2 (2017): Forschen, S. 6-10.

Kontextualisierung I:

Zeit und Raum

Zeitgenossenschaft

Der Raum der Gesellschaft, in dem das Forschungsfeld Stadt situiert und verortet werden muss, wird von zwei grundlegenden Dimensionen bestimmt. Zum einen handelt es sich um die Zeit und die Zeitgenossenschaft, und zum zweiten um die Gesellschaftlichkeit. Davon ausgehend stellen sich als Grundfragen: In welchem Präsens, welcher Gegenwart findet das Geschehen statt und welche Bedingungen und Eigentümlichkeiten bietet es auf?

Das Wissen über die eigene Zeitgenossenschaft, ihre Genese und ihre Geschichtlichkeit ist als Interpretationsrahmen unerlässlich. In den Cultural Studies wird dieser Forschungsschritt als *conjunctural analysis*, Konstellationsanalyse, beschrieben. Sie lässt sich als Untersuchung bzw. Berücksichtigung einer »zeitgebundenen Konstellation« von dynamischen Kräfteverhältnissen definieren.¹ Wie kommt man zu diesem Wissen? Ein französischer Politiker und Unternehmer, mit dem ich 2014 ein Interview zu seinem Verständnis des Politischen gemacht habe, erzählte, dass sein Professor am ersten Tag der Ausbildung, in den 1960er Jahren an einer Pariser Wirtschaftsuniversität, den Studierenden gesagt habe, dass es von nun an zu ihren ersten Tagesaufgaben gehöre, Zeitung zu lesen. Der Befragte ist heute 75 Jahre alt und liest jeden Tag »seine« Tageszeitung, die zu den wenigen in Europa mit einer internationalen Berichterstattung zählt. Bei dem von mir Befragten scheinen mir die lebenslange Zeitungslektüre sein Gegenwartsinteresse und seine Weltsicht ge-

1 Vgl. Rainer Winter im Rahmen einer Debatte zu »Cultural Studies als Konjunktur- und Konstellationsanalyse« (Moritz Ege, Jeremy Gilbert, Alexa Färber, Ben Trott, Alexandra Schwell, Rainer Winter). In: Zeitschrift für Kulturwissenschaften 2 (2019), S. 101-137, hier: S. 126.

prägt zu haben... Gerade für Kulturanalytiker_innen ist der Rat, sich täglich in Darstellung und Gegendarstellung über die überregionalen, tagespolitischen Ereignisse zu informieren unerlässlich. Die Sensibilisierung für das Weltgeschehen, für nationale und regionale Zeitereignisse gehört zu jedem Interpretationshintergrund. Die Informationsmedien können für die Kulturanalytikerin jedoch nicht die einzige Quelle sein. Aktuelle Gesellschaftsdiagnosen erschließen sich aus Publikationen und Analysen von zeitgenössischen Intellektuellen, Männer und Frauen, die sich informiert zu Zeitfragen äußern.² Ihre Stimmen haben Gewicht. Während meiner Studien- und beruflichen Ausbildungszeit an verschiedenen Universitäten in den 1980er Jahren waren für mich so unterschiedliche Intellektuelle wie Christa Wolf und Hans Christoph Buch, Christina von Braun, Peter Sloterdijk, Alfred Grosser, Max Frisch, Lothar Baier, Ivan Illic, Barbara Duden, Simone de Beauvoir oder Heinrich Böll Persönlichkeiten, bei denen ich neugierig hingehört habe: Schriftsteller_innen, Philosophen, Wissenschaftler_innen. Gesellschaftsdiagnosen wohnen auch Kunstproduktionen inne. Über die Filme der Nouvelle Vague, etwa von Alain Tanner, Eric Rohmer, von Jean-Luc Godard und Claude Chabrol, dem deutschen Autor_innenkino mit Margarethe von Trotta, Volker Schlöndorff, Wim Wenders, von Rainer Werner Fassbinder, das fulminante Volkstheater von Ariane Mnouchkine und viele kleine Keller- und größere Schauspielproduktionen, etwa das sagenhafte politische Theater von Dario Fo, das Dokumentartheater von Rolf Hochhuth gaben Anlass zu politischer Auseinandersetzung, zu Streitgesprächen, Gefühlen, Reflexionen, die es erlaubten, eigene Positionierungen und Ansichten zu entwickeln.

Die universitären Impulsgeber_innen – Dozent_innen wie Studierende – haben sich in unseren Köpfen mit den Tagesereignis-Diskussionen und Kulturproduktionen vermischt und das Denken geformt. Aspirationen und Richtungen haben sich abgezeichnet, auch wenn es einem, wenn man mitten im Studienprozess steckt, noch nicht sehr bewusst sein mag. Die literarischen Verarbeitungen von politischem Zeitgeist, Weltanschauungen, Träumen, Wünschen, Aspirationen, Geschlechterverhältnissen, sozialen Konstellationen und gesellschaftlichen Zukunftsentwürfen sind mir selbstverständliche Quellen meiner Analysen geworden – das fundamentale Privileg einer Studienzeit, wie sie allen Menschen offenstehen sollte.

2 Ein aktuelles Beispiel ist der in Berlin 2017 durch den Lektor des suhrkamp-Verlages, Heinrich Geiselberger, herausgegebene Band »Die große Regression. Eine internationale Debatte zur geistigen Situation der Zeit«.

In diesen Zusammenhang gehören die drei zentralen Dimensionen einer Methodologie, die der tunesische Soziologe Mohamed Kerrou unlängst in einem Interview zu den aktuellen revolutionären Transformationen der tunesischen Gesellschaft hervorgehoben hat. Als erstes nennt er die beobachtende, engagierte Teilnahme an der gesellschaftlichen Entwicklung den »methodischen Schlüssel«. Er bezeichnet sie als verinnerlichte Form des staatsbürgerlichen Engagements als Zivilperson und als Forscher. Als zweites propagiert er die Annäherung an Gesellschaft über das Zuhören, über die Aufmerksamkeit für Lebensgeschichten und lebensgeschichtlich gefärbte Alltagserzählungen. Diesen Ansatz kennen wir aus dem großen Modellprojekt von Pierre Bourdieu und seiner Mitarbeiter_innen über »Das Elend der Welt«³; dieser frühen Arbeit gegenüber besteht Kerrou auf der notwendigen dialogischen Form des Gesprächs, die eine Handlungsorientierung im Blick hat. Als drittes schließlich empfiehlt er, kulturelle Veranstaltungen aller Art aufmerksam zu verfolgen, um das Politische über die »connexion et déconnexion« (Anbinden und Abhängen) des Individuums mit dem Politischen zu verstehen und »das frapierende Mittelmaß der Politik« als Handlungshintergrund von Individuen immer wieder erkennen zu können.⁴

Die in einem Podcast im April 2019 dokumentierte mündliche Äußerung enthält Nuancen, die sich im schriftlichen Werk Kerrou's nicht in dieser Weise wiederfinden. Hochschullehrende vermitteln mündlich anders und Anderes als schriftlich. Das Schriftliche ist ein der *doxa* oder dem Kanonischen einer Disziplin verpflichtetes Medium. Wir haben daher von manchen Professor_innen sehr viel mehr gelernt als in ihren Publikationen steht oder als ihnen lieb war. Für uns Frauen, nicht nur für die feministischen Studentinnen, war die Suche nach Vorbildern nicht leicht, denn es gab an den Hochschulen der 1980er Jahre fast keine Professorinnen und Dozentinnen: die kompromisslose, an Gerechtigkeit und sozialer Verantwortung orientierte Gesellschaftssicht von Ingeborg Weber-Kellermann, die intellektuelle

3 Vgl. Pierre Bourdieu et al.: *La misère du monde*. Paris 1993, sowie die Folgestudien von Claudia Honegger, Marianne Rychner (Hg.): *Das Ende der Gemütlichkeit. Strukturelles Unglück und mentales Leid in der Schweiz*. Zürich 1998, und Elisabeth Katschnig-Fasch (Hg.): *Das ganz alltägliche Elend. Begegnungen im Schatten des Neoliberalismus*. Wien 2003.

4 Vgl. Podcast vom 19.04.2019: *Nouveaux mouvements sociaux en Tunisie*. Entretien avec Mohamed Kerrou: <https://themaghribpodcast.podbean.com/e/mouvements-sociaux-en-tunisie/> (14.10.2020).

Schärfe von Christine Burckhardt-Seebass, die charismatische Theoriebildung und argumentative Brillanz von Ina-Maria Greverus, und Elisabeth Katschnig-Fasch als oft zornige außergewöhnliche Protagonistin des politischen Denkens haben uns beeindruckt. Sie konnten jedoch die kanonische Rückständigkeit der Disziplin im Allgemeinen und in Bayern, Österreich und der Schweiz im Besonderen, kaum kompensieren. Nach 1968 hat das Fach an vielen Orten zahlreiche wichtige Anschlüsse verpasst, unter denen viele Studierende gelitten haben.

Gesellschaft

Die zweite grundlegende Dimension des Forschungsfeldes Stadt neben der zeitlichen (und damit Zeitgenossenschaft) ist die sozialräumliche (daher Gesellschaft). Gesellschaftlichkeit impliziert die Berücksichtigung der Struktur, die das Alltagsleben, das Handeln der Einzelnen rahmt, einbettet und konditioniert. Die Referenz- und Differenzsysteme der Gesellschaftsstruktur umfassen soziale Ungleichheit, Geschlecht und die je spezifischen Bündel an kulturellen Zugehörigkeiten, in die hinein Menschen sozialisiert werden. Die Leitplanken der sozialen und kulturellen Kategorien sind auch die Leitplanken der Interpretation empirischer Daten.

Dieses, für die kulturalanalytische Einbettung zentrale Feld der Gesellschaft erfordert einen Einblick in das kultur- und sozialwissenschaftliche Gesellschaftsverständnis, das die ethnologischen Disziplinen geprägt hat.

Der Begriff der Gesellschaft war die, nicht unumstrittene, theoretische Grundlage der kritischen Sozialwissenschaften. Er ist durch den *cultural turn*, durch subjektorientierte poststrukturalistische Theoriebildungen und die Aufmerksamkeit für Individualisierungsprozesse, für die Logiken des Singulären⁵, in den Hintergrund wissenschaftlicher Diskurse gerückt. Da Wissenschaft, ihr Vokabular, ihre Zugänge und Positionierungen nie unabhängig von gesellschaftlichen Prozessen verlaufen, ist es ebenso unerlässlich wie aufschlussreich, die jeweiligen zeitgenössischen Kontexte und Bedingungen von Wissenschaftsproduktion zu reflektieren. Dabei lässt sich feststellen, dass die Rede über Gesellschaft als ungleich strukturierte Form der Vergemeinschaftung unterschiedlicher Menschen auch in den

5 Vgl. Andreas Reckwitz: Die Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne. Berlin 2017, S. 7, S. 14f, S. 118.

politischen Diskursen der letzten beiden Jahrzehnte in auffälliger Weise in den Hintergrund gerückt ist. Politiker_innen sprechen eher von Staat, Bürger_innen, *dem* Einzelnen, von Heimat usw. als von »Gesellschaft«. Es erscheint daher wichtiger denn je, den Gesellschaftsbegriff wieder in den Vordergrund der Kulturanalyse zu rücken, vor dem Hintergrund der hier formulierten These, dass Stadt Gesellschaft hervorbringt und abbildet und dass Gesellschaft die Summe der handelnden und damit Gesellschaft potenziell auch verändernden Individuen darstellt.

Ein kurzer wissenschaftshistorischer Rückblick, bei dem ich Andrea Boscoboinik und Christian Giordano folge,⁶ soll theoretische Kontexte der Kultur- und Sozialanthropologie beleuchten, die in der internationalen Fachgeschichte der Anthropologien zu einer sukzessiven Ausdifferenzierung des Gesellschaftsbegriffes geführt haben. Dies rückt Konzepte in den Blick, die für die Kulturanalyse gesellschaftlicher Erscheinungen und individueller Handlungen, für die Auswertung qualitativer wie quantitativer empirischer Daten, die Interpretation der sozialen Welt und ihrer kulturellen Artikulationen zentral sind. Es handelt sich um die Begriffe Sozialstruktur, Handlung und Kultur. Um Gesellschaft zu verstehen, gilt es, eine Vorstellung davon zu haben, was *Handeln* bedeutet.

Gesellschaft als theoretisches Konzept und Basis der Kulturanalyse lässt sich über den Begriff der Sozialstruktur fassen und beschreiben. Er stammt von Émile Durkheim, der ihn unter dem Einfluss des Marx'schen Axioms von der materiellen Bedingtheit des Sozialen entwickelt hat.⁷ In die Anthropologie hält er vor allem mit dem Strukturalismus Einzug. Claude Lévi-Strauss, seinerseits geprägt von Marcel Mauss (dem Neffen Durkheims und innovativen Wegbereiter sowohl einer modernen Soziologie als auch Ethnologie⁸), entwickelt in seiner epochal einflussreichen *Anthropologie structurale* vor dem Hintergrund empirischer Daten, inwieweit soziale Strukturen als gesellschaftliche Institutionen und als kognitive Modelle individuelles Handeln rahmen, leiten und durchdringen: »In a society, human beings interact and live collectively through a stable arrangement of institutions that constitute the social structure, which persists over time. The notion

6 Vgl. Christian Giordano, Andrea Boscoboinik: Society: a key concept in anthropology, in ethnology, ethnography, and cultural anthropology (Hg. Paolo Barbaro). In: Encyclopedia of Life Support Systems (EOLSS), developed under the Auspices of the UNESCO. Oxford, UK 2018: EOLS Publishers, <http://www.eolss.net>.

7 Vgl. ebd., S. 10.

8 Vgl. Stephan Moebius: Marcel Mauss. Konstanz 2006.

of social structure implies that human beings are not completely free and autonomous in their choices and actions, but rather are constrained by the social world they inhabit and by the social relations they form with one another.«⁹

Während die Sozialstruktur hierarchische Positionen und Abhängigkeiten von Individuen in der »Gesellschaft« bestimmt, lassen sich unter »Kultur« Wissen, Normen und Fähigkeiten verstehen, die Kommunikation und Handlung anleiten und durch sie hervorgebracht werden. In einem akteurszentrierten Wissenschaftsverständnis interessiert vor allem das Verhältnis zwischen Struktur und Handlung.¹⁰ Wie vollzieht es sich? Wenn eine Sozialstruktur die klassen- und geschlechtsrelevante Position des/der Einzelnen in der Gesellschaft qua Geburt bestimmt, welche Optionen und Möglichkeiten stehen ihr oder ihm offen, innerhalb oder jenseits dieser Determinierungen und Positionierungen zu agieren? Inwieweit ist das Alltagsagieren, das heißt, sind Kommunikation und Handlung von Menschen durch Strukturen beeinflusst und inwieweit sind Strukturen beeinfluss- und veränderbar durch Kommunikation und Handlung?

Zeitgleich mit dem Höhepunkt des strukturalistischen Einflusses auf die westlichen Kultur- und Sozialwissenschaften haben in der Nachfolge des früh verstorbenen soziologischen Pioniers Alfred Schütz dessen Schüler, Thomas Luckmann und Peter Berger, den dialektischen Zusammenhang zwischen Struktur und Handlung ausdifferenziert und damit nachhaltige Akzente für das Verständnis von Sozialstruktur und Funktionieren von Gesellschaft gesetzt. Ebenfalls zeitgleich hatten die wissensarchäologischen Arbeiten von Michel Foucault und die wissenschaftskritischen Distinktionsanalysen von Pierre Bourdieu inzwischen weltweit wirkende Impulse für die Untersuchung sowohl historischer als auch gegenwärtiger sog. einfacher ebenso wie sog. komplexer Gesellschaften vermittelt. Das Soziale, die Gesellschaft, übersetzen sich für eine poststrukturalistische Generation an Wissenschaftlerinnen in Begriffen von Macht, Diskurs, sozialem Feld, Habitus und Distinktion. In wissenschaftstheoretischen Abhandlungen oft außen vor gelassen wird die zentrale Rolle, die der Disziplinen übergreifende Feminismus als Impulsgeber für den Konstruktivismus gespielt hat. In der

9 Vgl. C. Giordano, A. Boscoboinik: *Society II*, S. 10.

10 Vgl. Johanna Rolshoven: *Kultur, Handlung und Gesellschaft. Ein Vogelflug über Denkgrundlagen und Haltungen des 20. Jahrhunderts*. In: Kuckuck. Notizen zur Alltagskultur 1 (2020): Handeln, S. 6-11.

Analyse der Geschlechterkonstruktion in Wissenschaft und Gesellschaft erweist sich Gender als strukturierende Struktur¹¹ und zentrales Feld der Kulturanalyse, an dem exemplarisch diskursiv vermittelte Machtrelationen zwischen den Geschlechtern das Verhältnis von Struktur und Handlung bestimmen. Die Feinmechanik der Performance der eigenen Geschlechtszugehörigkeit in Alltagszusammenhängen, die über ein »doing gender« ideologisch gewünschte Rollenzuschreibungen zu festigen oder über ein »queering gender« sie zu karikieren oder subvertieren vermag, wurde in vielen Studien veranschaulicht.¹² Dieses komplexe Feld der Strukturierungen, das sich hier nur kurz angedeutet findet, gehört in den übergeordneten Zusammenhang eines dynamischen Wissenschafts- und Gesellschaftsverständnisses. Gesellschaftlicher Wandel und seine ZeitRaum-Gebundenheit sind die notwendige Grundannahme, vor deren Hintergrund das Verhältnis zwischen Struktur und Handlung bestimmbar wird.

Während Franz Boas, der prominente Pionier der Kulturanthropologie im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts, Dynamik vor allem als Folge des Austauschs zwischen Gesellschaften betrachtete,¹³ hat Georges Balandier, der große Vertreter der politischen Anthropologie, die Dynamik einer Gesellschaft als ein von Konflikten fruchtbar gemachtes Bewegungsfeld gedeutet. Balandier definierte Gesellschaft bereits als dynamisches Spannungssystem, als klassische Ethnologie und deutschsprachige Volkskunde ihre zentralen Episteme noch auf die Annahme von Stabilität, Kohäsion und Ortsspezifität gründeten.¹⁴

Da das politische System, das die Machtstrukturen einer Gesellschaft bestimmt, auch in sehr grundlegender Weise die Handlungsmöglichkeiten und -freiheiten der Einzelnen strukturiert, bestimmen ebenso zentral politische Dimensionen die Arten und Weisen gesellschaftlicher Dynamiken. Systemische Blockaden in den Strukturen führen zu Lethargien in Handlungsfeldern;

11 Vgl. Claudia Honegger, Caroline Arni (Hg.): *Gender. Die Tücken einer Kategorie*. Zürich 2001.

12 Vgl. u.a. Judith Butler: *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt/M. 2003; Elisabeth Katschnig-Fasch: *Wege zum Selben*. In: *Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde: Frauenforschung*. Hg. von Adelheid Schrutka-Rechtenstamm, 29 (1991-92), S. 51-60; Annamarie Jagose: *Queer Theory. Eine Einführung*. Berlin 2001.

13 Vgl. Franz Boas: *Race, Language, and Culture*. Chicago 1940, zit. nach C. Giordano, A. Boscoboinik: *Society II*, S. 3.

14 Vgl. C. Giordano, A. Boscoboinik: *Society II*, S. 2.

sie führen dazu, dass man eigenes Handeln auslagert, überträgt, oder als Ressource nicht beansprucht.¹⁵ Während autoritäre oder totalitäre Systeme das Handeln zur Unsichtbarkeit verurteilen, zur Camouflage und zum stillen Widerstand, stehen Revolutionen für zeiträumliche Momente der Zuspitzung gesellschaftlichen Handelns, des kollektiven Empowerment, das durch direkte Aktion auf direkten Wandel zielt.

Wie lassen sich die Episteme dieses empirisch begründeten Gesellschaftsverständnisses in die Gegenwart überführen und welche Bezüge zu einer kulturalistischen Stadtforschung in der Gegenwart können sich hieraus ergeben? Die strukturellen Probleme der Gegenwart erfordern eine Neubestimmung des politischen Subjekts. Das mit den Nachkriegsgenerationen gelernt demokratische Verhältnis zwischen Bürger_innen und für das Gemeinwesen zuständigem Staat als gewählter Korpus der bürgerschaftlichen Repräsentanz beruhte in den westeuropäischen Ländern auf einem Sozialvertrag. Die seit dem 19. Jahrhundert in sozialen Kämpfen erfochtenen zivilen Rechte auf Arbeit, Wohnen, Bildung, Gesundheits- und Sozialversorgung, auf Rente, Schutz, Streik und vor allem das Wahlrecht sind zu fast selbstverständlichen Rechtsgrundlagen geworden. Die an Wachstum orientierte kapitalistische Wirtschaftsform versprach in den Nachkriegsjahrzehnten zunehmend Gebrauchswerte als die Werte der Zukunft. Der Staat selbst hat sich dabei zu einem Rendite-Modell entwickelt, seine Politiker_innen zu Akteuren in einem Feld der liberalisierten Gewinnorientierung, die – wie es sich in vielen Ländern im Augenblick zeigt – korrumpierbar sind und idealistische Prinzipien eines verantwortungsvollen, treuhänderisch gerechten Regierens verraten. Die unternehmerische Staats- oder Stadtregierung ist ebenso wie das New Management von sozialen, kirchlichen oder Bildungseinrichtungen zu Entwicklungsmaßstäben geworden, die sich in Algorithmen übersetzen lassen und über digitale Programme und administrative Systeme in die Selbstverständlichkeiten beruflicher Abläufe einschreiben. Die viel beklagte Entpolitisierung der Staatsbürger_innen stellt sich in der Folge als Seiteneffekt dieses ökonomischen Mechanismus ein, bei dem der Sozialvertrag längst einseitig aufgekündigt und die Bürger_innen dem freien Markt überlassen sind.

Dieses Wachstumsmodell führte zur beschleunigten Sättigung der nationalen Märkte mit anschließender Transnationalisierung und der spät-

15 Vgl. hierzu den wichtigen, von Christian Giordano entwickelten Begriff der Überlagerungsmentalität in: Die Betrogenen der Geschichte. Überlagerungsmentalität und Überlagerungsrationaltät in mediterranen Gesellschaften. Frankfurt/M. 1992.

modern postnationalen Globalisierung. Die Dislozierung beziehungsweise Dezentralisierung von Produktionsstandorten bei gleichzeitiger Diversifizierung ermöglichte die Verlagerung von sozialen, politischen und ökologischen Verantwortlichkeiten in transnationale Peripherien. Die entbettete Gewinnorientierung des unternehmerischen Agierens in zwischenstaatlichen Grauzonen schafft Unübersichtlichkeit bezüglich der sozialen Verantwortlichkeiten. Diese Entwicklung, die das Selbstverständnis der Nationalstaaten verändert, erfordert eine Neuformulierung des Verhältnisses zwischen der/dem Einzelnen und dem Staat.

Von vielen Seiten vorgebracht gewinnt hier ein Vorschlag an Gewicht: Wir müssen an einem Gesellschaftsverständnis arbeiten, das die Begriffe des Kosmopolitischen und des Transnationalen mit mikropolitischen Situationen in Städten verknüpft, wo gesellschaftliche Alltagssituationen greifbar werden, an denen sich die Erfordernisse einer postnationalen Zukunftsgesellschaft bereits abzeichnen. In den Städten treffen wir auf Orte, an denen die Möglichkeiten zu politischem Handeln sichtbar und andere Gesellschaftsformen denkbar werden. Im Schlusskapitel dieses Bandes wird auf solche Fragen eingegangen. Zunächst gilt es, Grundbegriffe einer theoretischen Kontextualisierungsarbeit in der empirischen Stadtforschung vorzustellen.

Kontextualisierung II:

Theoretische Grundbegriffe einer engagierten Stadtforschung

Kontextualisierung erfordert die zeiträumliche und politische Situierung und die Arbeit an der theoretischen Einbettung. Gesellschaftsbezug, das heißt Relevanz und Bedeutung einer empirisch erhobenen oder beobachteten lebensweltlichen Dimension liegen nicht auf der Hand, sondern müssen aufgeschlossen werden. Sie erschließen sich über Reflexion und Diskussion auf einer begrifflich abstrakten Metaebene. Was bisweilen pompös »Theorie« genannt wird, ist nichts anderes als das Denkwerkzeug, das die Gesellschaftlichkeit alles Subjektivierten, Individuellen, Punktuellen und Situationsbezogenen sichtbar, denkbar, deutbar und diskutierbar macht.

In der kulturalistischen Stadtforschung sind Methode und Theorie nicht getrennt veranlagt, sondern verschmelzen zur Methodologie insgesamt. Nicht Theorien größerer oder mittlerer Reichweite thronen über der empirischen Praxis, sondern vielmehr informiert sich die Praxis an Konzepten und Begriffen, die auf kulturwissenschaftlichen Grundannahmen basieren und die als Mikrotheorien passende Rahmenhandlungen anbieten. Begriffe weisen eine gewisse konzeptuelle Dynamik auf: Sie verändern sich mit den empirischen Erkenntnissen, die ihnen widersprechen oder sie bestätigen, und sie geben als flexibles Deutungsinstrument unterschiedlichen theoretischen Erschließungswegen Raum.

Begriffe bieten sich als analytische Instrumente einer akteur_innenzentrierten, das bedeutet auch demokratisch-emanzipatorischen, Stadterforschung an. Im Gegensatz zu den Sozial- und Naturwissenschaften arbeitet die Kulturalanalyse nicht mit geschlossen Theorien oder »Theoriegebäuden«. Der Sinnzusammenhang von Handlungen wird nicht mit Hilfe eines ausformulierten, etwa dialektischen Erklärungszusammenhanges gedeutet.

Vielmehr soll das Material selbst zum Sprechen gebracht werden, sollen sich zentrale Deutungsinhalte aus den Quellen herauskristallisieren und herauslesen lassen. Dem liegt ein Verständnis von Theorie als dehnbarer Leitplanke der Interpretation zugrunde, das Deutungen nicht mit logischen Schlüssen erzwingt, sondern ihnen Spielräume lässt. Bruno Latour zitiert, mit einem Augenzwinkern, in seinem betörenden Parisbuch die Definition von Theorie aus einem ethymologischen Lexikon: »das Wort ›Theorie‹ bezeichnete die Prozession der Botschafter auf dem Weg zum Orakel. Das ist es, was wir tun sollten«, schreibt er: »betrachten und verfolgen wir die Prozessionen der Bilder« – und hier möchte ich ergänzen: der Aussagen, Objekte, Diskurselemente, Erscheinungen und Situationen. »Sie werden uns vielleicht zu einer jener kryptischen Antworten hinführen, welche die Pythien (des Orakels) den ihnen gestellten Fragen entgegneten: Was tun wir nun gemeinsam? Wie könnten wir so zahlreich miteinander koexistieren?«¹ Was Latour hier andeutet, ist im Grunde der Gehalt einer Methodologie, eines theoretisch informierten Vorgehens, aber auch der grundlegende Sinn der wissenschaftlichen Arbeit, der das Theorieverständnis anleitet. Stuart Hall bringt dies auf den Punkt, wenn er schreibt: »Nicht Theorie als der Wille zum Wissen, sondern Theorie als eine Reihe umkämpfter, lokalisierter, konjunktureller Wissensselemente, die in einer dialogischen Weise debattiert werden müssen. Aber auch als eine Praxis, die immer über ihre Intervention in einer Welt nachdenkt, in der sie etwas verändern, etwas bewirken könnte.«² Diesem Sinn folgend, seien im nächsten Kapitel einige Grundbegriffe der kulturanalytischen Stadtforschung an- und ausgeführt, welche, von eigenen Erhebungen ausgehend, die Denkbarekeit der Stadt ermöglichen.

Der Berliner Soziologe und Kulturwissenschaftler Rolf Lindner, wichtiger Protagonist der deutschsprachigen kulturanalytischen Stadtforschung, hat zentrale Grundbegriffe formuliert, die zu grundlegenden Parametern

1 Bruno Latour, Emilie Hermant: *Paris ville invisible*. Paris 1998: La Découverte, S. 16f. – »le mot ›théorie‹, d'après le dictionnaire étymologique, a désigné des ›processions d'ambassadeurs allant consulter les oracles‹. Voilà ce qu'il nous faut: contemplons et suivons les processions d'images; elles nous mèneront peut-être à la réponse cryptée que donnent toujours les pythies aux questions: ›Que faisons-nous donc ensemble?‹ Comment pouvons-nous coexister si nombreux ?« (Übers. jr)

2 Stuart Hall: *Das theoretische Vermächtnis der Cultural Studies*. In: Ders., *Cultural Studies. Ein politisches Theorieprojekt*. Ausgewählte Schriften, Bd. 3, hg. von Nora Rätzsch. Hamburg 2000 [1992], S. 34–51, hier: S. 50f.

der Stadtanthropologie geworden sind. Im Kontext dieses Stadtforschungsbuches wird diese begriffliche Grundlage genutzt und im Spannungsfeld zwischen städtischem Handeln und der strukturellen Konstitution einer Stadt situiert.

Offenheit als demokratisches Prinzip

Der zentralste, schillerndste und vielleicht umstrittenste Begriff ist Offenheit. Offenheit stellt sich als eine sowohl mentale und als auch strukturelle Disposition der Stadt dar, die sich in einem historischen Prozess herausgebildet hat. Offenheit als Stadtforschungskategorie verdient daher hier – ungleich zu den weiteren, im Folgenden dargestellten Begriffen – ein umfangreicheres Kapitel³.

Lindner definiert Offenheit als Charakteristikum der Stadt als Kulturraum. »Die Kultur der städtischen Lebensform, schreibt er, ist (...) gleichbedeutend mit Offenheit, Offenheit sowohl im Sinne des Unvoreingenommenen wie des Zugänglichen, im Sinne des Unentschiedenen wie des noch nicht Abgeschlossenen, des Experimentellen wie des nicht Planbaren.« Die große Stadt, das ist ihre Realität wie ihre Illusion zugleich, ist »ein Möglichkeitsraum, der Gelegenheiten zur Verwirklichung von Ideen, Plänen, Wünschen bietet, ein individuelles, kulturelles und soziales Labor«, das dem Zufall Raum gewährt.⁴ »Es ist diese Offenheit, die den Humus für das Aufblühen der distinkten Kulturen in der Stadt bildet, die Vielfalt an sozialen Welten, moralischen Milieus und kulturellen Szenen.«⁵ Notwendige Voraussetzung für Offenheit ist die Aufgeschlossenheit für das Fremde: Sie ist zentraler Anspruch und Notwendigkeit für das Funktionieren von Stadt. Fremdenfeindlichkeit bedeute letztlich, so Lindner, Stadtfeindschaft.⁶

Da sich die pluralen Möglichkeitsräume der Vielen in einer Stadt überschneiden, bedeutet Offenheit, darauf wurde zu Beginn hingewiesen, stets auch »Spannungsfeld« und »Bejahung des Konflikts« (Joachim Schlör). Städte

3 In dieses Kapitel fließen Formulierungen ein, die aus von mir an anderer Stelle zur Offenen Stadt publizierten Texten stammen.

4 Rolf Lindner: Offenheit – Vielfalt – Gestalt. Die Stadt als kultureller Raum. In: Friedrich Jaeger, Jörn Rüsen (Hg.), Handbuch der Kulturwissenschaften. Themen und Tendenzen. 3 Bde. Stuttgart, Weimar 2004, Bd. 3: S. 385–398, hier: S. 388.

5 Ebd., S. 397.

6 Ebd., S. 388.

sind Orte krisenhafter Entwicklungen, die Dispositive der Regulierung herausfordern. Grundgedanke der demokratischen Gesetzeswerke ist, dass der Stadt als Möglichkeitsraum stets dessen Pendant des zivilgesellschaftlichen Rechts- und Verantwortungsraums entspricht. In den staatlichen Verfassungen der europäischen Staaten, in der europäischen Verfassung und in der Erklärung der Menschenrechte sind die Grundrechte der Staatsbürger_innen festgeschrieben. Zu ihren wichtigsten Parametern zählen Freizügigkeit und freie Wohnsitzwahl, Versammlungsrecht, Recht der freien Meinungsäußerung (Pressefreiheit, Wahlfreiheit u.a.), freie Berufswahl und freie Partnerwahl jenseits von Standes-, Religions- und Geschlechtszugehörigkeiten, Anrecht auf Gleichstellung, auf Rechtsbeistand, Grundsicherung, Sozialversicherung usw. Diese Rechte wurden in schmerzhaften historischen Prozessen zusammen mit der Staatsform Demokratie erkämpft. Dennoch werden sie weiterhin Menschen in unserer Gesellschaft abgesprochen. Demokratische Aushandlungsprozesse müssen fortlaufend verteidigt werden. Denn Demokratie ist kein gesicherter Status, sondern ein fragiler Zustand, ein notwendig dynamischer Prozess, in dem Befürwortung und Widerstreit miteinander ringen. Darauf hat die Philosophin Ágnes Heller, die Kennerin des 20. Jahrhunderts, in ihrem Alterswerk mit Nachdruck verwiesen.⁷

Es ist daher von zentraler Bedeutung, sich zu vergegenwärtigen, dass die idealistisch formulierte Offenheit einer Gesellschaft rechtlich begründet ist. Das gesetzliche Dispositiv der Offenheit als demokratisches Prinzip muss immer wieder gegen Schließungsprozesse verteidigt werden. Für eine kulturanalytische Stadtforschung von Belang ist dabei, dass sich die alltagsweltliche und die politische Dimension des Begriffs der Offenheit kaum voneinander trennen lassen. Das politische Fundament dieses Gedankens hatte der deutsch-britische Philosoph Karl Popper unter den totalitären Bedingungen des Zweiten Weltkrieges formuliert und nach 1945 publiziert.⁸ So wie die offene Gesellschaft eine demokratische Gesellschaft ist, fußt eine demokratische Stadtregierung auf der Offenheit ihrer Strukturen und auf dem Prinzip der Verhandelbarkeit von Regulierungen. Sie begreift die historische Tatsache der Zuwanderung als Voraussetzung der Existenz einer Stadt. Offenheit

7 Vgl. Ágnes Heller über Demokratie, Emanzipation und Vorurteile: <https://cba.fro.at/457473>, sowie dies.: *Paradox Europa*. Wien 2019.

8 Vgl. Karl Popper: *Die offene Gesellschaft und ihre Feinde*. 2 Bde., Frankfurt/M. 2003 [1945].

als demokratisches Prinzip der Stadtpolitiken bedeutet Bereitschaft zur Auseinandersetzung, zu offenen politischen Debatten, zur Kontroverse. Werfen wir einen näheren Blick auf die Herkunft des Diskurses der Offenheit.

Die amerikanische Urbanistin und Aktivistin Jane Jacobs hatte die Formulierung der »Open City«, des Prinzips *Offene Stadt* zu Beginn der 1960er Jahre als eine der ersten TheoretikerInnen ausgedeutet⁹ und damit zahlreiche Konzepte und Auseinandersetzungen in Architektur, Planung, Soziologie und Literaturwissenschaft angeregt. Es sind also unterschiedliche Disziplinen in unterschiedlichen Kontexten, die sich mit der offenen Stadt auseinandergesetzt haben. In den letzten beiden Jahrzehnten wurde das Konzept kaum zufällig und mit einer diskursauslösenden Absicht in politische Zusammenhänge platziert, namentlich in Soziologie und Architektur, in Kulturanthropologie und Planung. Die Soziologen Detlev Ipsen und Hartmut Häußermann argumentieren im Kontext der Stadtentwicklung und der Migrationsforschung: »Die offene Stadt ist kulturell und sozial gesehen pluralistisch, sie ist keineswegs konfliktfrei (...). Aber die Bewohner haben das Ziel, ihre Konflikte zu regulieren. Die offene Stadt ist ein bewusstes Projekt der Bürger und der Politik. Sie fußt auf gemeinsamen Überzeugungen sehr allgemeiner Art, insbesondere auch auf der Anerkennung der kulturellen Eigenständigkeit der jeweiligen pluralen Kulturen einer Stadt und auf der Herausbildung von Regeln und Routinen, die das Aushandeln von Konflikten ermöglichen.«¹⁰ In zivilen stadtpolitischen Zusammenhängen wird Offenheit heute im Sinne von Toleranz und Gastfreundschaft gegenüber Fremden ausgelegt. Damit werden zukunftsweisende Qualitäten einer idealen Stadt benannt.

9 Vgl. Jane Jacobs: *The Death and Life of the Great American Cities*. New York 1961: Random House, S. 196.

10 Hartmut Häußermann, Detlev Ipsen: Die Produktivkraft kultureller Komplexität. Migration und die Perspektiven der Städte. In: *Kommune. Politik, Ökonomie, Kultur* 5, 4 (2004), S. 11-13; Detlev Ipsen: Die sozialräumlichen Bedingungen der offenen Stadt – eine theoretische Skizze. In: Renate Bornberg, Klaus Habermann-Nieße, Barbara Zibell (Hg.), *Gestaltungsraum Europäische StadtRegion*. Frankfurt/M. 2009, S. 97-110, hier: S. 100.

Der gebaute Raum einer Offenen Stadt

Der Architekturtheoretiker Tim Rienits definiert »Open City« als sozial-urbane Bedingung für Vermischung, Emanzipation und Partizipation.¹¹ Er sieht die Bedingung von Offenheit historisch in einer Stadt mit kleinräumigen, überschaubaren Strukturen, die städtische Vielfalt ermöglichen und beherbergen. Die Offene Stadt lebe, so Rienits, von den Unterschieden, die sie unter ihrem Dach vereinigt und die ihr die größte Herausforderung, den Umgang mit dem Fremden, beschere.¹² Dies bedürfe der laufenden Vermittlung.¹³ Gemeinsam mit Fabienne Hoelzl und anderen hatte Rienits unter der Leitung des holländischen Architekten und Urbanisten Kees Christiaanse »Open City« 2009 als »empowering concept« der 4. Architekturbiennale in Rotterdam proklamiert. Mit diesem Motto orientierte sich die Architekturausstellung an den »dringenden sozialen Agenden« der aktuellen weltweiten Stadtentwicklungen. Sie sah vor, die Stadt von ihren Rändern her zu betrachten, und bewegte sich dabei entlang von Leitmotiven, die die »kulturdynamischen Bedingungen« von Urbanität charakterisieren sollten.¹⁴

Im Architekturdiskurs der Gegenwart setzte das Motto der Biennale mit der Unterstützung einer kritischen Sicht ein wichtiges stadtpolitisches Zeichen. Es formuliert die Gegenrede zu einer Architekturmoderne des beginnenden 21. Jahrhunderts, die in der Öffentlichkeit ihre *splendid starship* kultiviert, indem sie Großskulpturen erschafft, die nicht selten als »unversöhnliche Solitäre« den Raum beherrschen und, wie Stefan von Braunfels es beschreibt, sich einem städtischen Gesamtzusammenhang »geradezu autistisch entziehen«¹⁵. Die Größe vieler Bauten gerät zu einem unglücklichen Formversuch, wirtschaftliche Standort-Sichtbarkeit und Identifizierung herzustellen, und übersieht dabei, dass diese kostspieligen *icons* in ihrem Windschatten

11 Vgl. Tim Rienits: Open City. In: workbook. Workshop 4th International Architecture Biennale Rotterdam 17./18. July 2008. Zürich 2008, S. 25-34, hier: S. 29; Tim Rienits, Jennifer Sigler, Kees Christiaanse (Hg.): Open City: Designing Coexistence. Catalogue Architecture Biennale. Rotterdam 2009: Sun.

12 Vgl. ebd., Workbook, S. 31.

13 Vgl. ebd., S. 29.

14 Vgl. ebd., S. 29.

15 Vgl. Stephan Braunfels: Die europäische Stadt und die moderne Architektur. Kurzbeschreibung des Vortrags im Rahmen der Vorlesungsreihe »Iconic Turn« an der Ludwig-Maximilians-Universität München: <http://netzspannung.org/cat/servlet/CatServlet?cmd=netzkollektor&subCommand=showEntry&entryId=104805&lang=de> (20.02.2014).

städtische Finanzen und stadtbürgerliche Öffentlichkeit absorbieren und damit das Ihre zur sozialen Fragmentierung und Polarisierung in den Städten beitragen. Das Postulat der Offenen Stadt bedeutet auch Gegenrede zu einer »neoliberalen Architektur«, von der der Grazer Architekturtheoretiker Anselm Wagner spricht¹⁶, und zu einer aktuellen Spekulationsarchitektur, die mehr dem Immobilienmarkt als den Wohnungssuchenden dient.

Die kritische Architekturforschung zeichnet sich über den Gegendiskurs einer »Open City« verantwortungsbewusst in Bezug auf städtebauliche Fehlentwicklungen. Architektonische und künstlerische Entwürfe zeigen, wie Städte für die Vielfalt ihrer Bevölkerungen bewohner_innenfreundlich gestaltbar sind. »Open City« beim Wort genommen wird somit als gastfreundliche Stadt verstanden, die Zugang zu Raum, Netzwerken und Infrastrukturen als Ressourcen des urbanen Lebensraumes gewährt. Sie möchte die Stadt als Möglichkeitsraum entwerfen, der zu Partizipation einlädt, und bedeutet, ihr kreatives, dynamisches und innovatives Potenzial zu kultivieren.

Der amerikanische Soziologe Richard Sennett setzt sich – wie Christiaan – in Anlehnung an Jane Jacobs – seit einigen Jahren mit der »Open City« auseinander¹⁷. Auch seine Vision einer Offenen Stadt orientiert sich am gebauten Raum und an dem städtischen Leitbild eines demokratischen Gesellschafts-systems. Er kritisiert die zunehmende Abhängigkeit der Städte von überlokalen Wirtschaftsinteressen, ihre regulative Überdeterminierung, ihre »control freakery«, und ihren »horror of disorder«, und betont, dass Unordnung und Dissonanz die Bedingungen von Dichte, Vielfalt und Komplexität seien.¹⁸

Sennett schreibt, das Überhandnehmen eines menschenfeindlichen und baulich nicht nachhaltigen sozialen Wohnungsbaus – der funktionalistischen Architektur und der zunehmenden Monofunktionalität der Gebäude – bringe geschlossene Systeme hervor, in denen Dynamik und Innovation keinen Platz

16 Vgl. Anselm Wagner: Kann Architektur neoliberal sein? In: J. Rolshoven, Manfred Omahna (Hg.), *Reziproke Räume. Texte zu Kulturanthropologie und Architektur*. Marburg 2013, S. 98-115; Ana Jeinić, Anselm Wagner (Hg.): *Is there (Anti-)Neoliberal Architecture?* Berlin 2013.

17 Vgl. Richard Sennett: *The Open City* (2006): http://esteticartografias07.files.wordpress.com/2008/07/berlin_richard_sennett_2006-the_open_city1.pdf (09.06.2014); ders.: *Building and Dwelling: Ethics for the City* 2018, sowie ders.: *Die offene Stadt. Eine Ethik des Bauens und Bewohnens*. München 2018.

18 Vgl. R. Sennett: *The Open City*.

mehr hätten.¹⁹ Er plädiert für offene, an Dissonanzen und Kontingenzen orientierte und prozessual angelegte Baudiskurse, die sich dem Unerwarteten öffnen, die aber auch – und hier spricht er mit der Zunge eines Architekten – an Wachstum orientiert sind.²⁰ Sennetts visionäre Figuren einer Offenen Stadt sind interessant und kritisch, aber auch seltsam menschenfern. Daher lauten unsere Fragen: Wo können die kulturellen Akteur_innen, die Bewohner und Bewohnerinnen, die die Stadt auf ihren täglichen Wegen und in ihren Handlungen und Kommunikationsakten beleben, also erst eigentlich herstellen, im Rahmen offener Aushandlungsprozesse positioniert werden? Wo kommen sie vor?

Open City – eine Stadt für ihre Bewohner_innen

Für den akteurszentrierten kulturalistischen Zugang birgt das Motto der »Open City« ein Potential besonderer Art in der Auseinandersetzung mit den aktuellen Schließungstendenzen in den Städten der späten Moderne. Hier, so Wolfgang Kaschuba, mutiere »die moderne Öffentlichkeit« zum »öffentlichen Fahndungsraum«²¹; hier manifestieren sich neuerlich forcierte Segregationen – man denke an die beunruhigenden Entwicklungen des europaweiten antimuslimischen Klimas, die Verstärkung der Außengrenzbefestigungen der EU, den großen Stimmenzuwachs antidemokratisch gesinnter Rechtsparteien oder die Leichtfertigkeit, mit der während der Covid19-Pandemie Grundrechte politisch ausgesetzt werden.

Der Blick auf den gebauten Raum verlangt nach einer handlungstheoretischen Perspektive. Detlev Ipsen beschreibt das idealtypische Konstrukt der Offenen Stadt als bewegliches Gebilde, eine Konfiguration unterschiedlicher Gruppen von Bewohner_innen.²² Der Soziologe sieht die Offenheit als strukturelle Voraussetzung dieser Konfiguration. Entscheidendes Element ihrer Ermöglichung sei die Herausbildung einer makropolitisch induzierten Metakultur, eines dritten, alle urbanen Teilkulturen übergreifenden Raumes: »Die interkulturelle Kommunikation wird erleichtert, wenn sich die Mitglieder der einzelnen kulturellen Gruppen auf etwas Gemeinsames beziehen können«:

19 Vgl. ebd.

20 Vgl. ebd.

21 Vgl. Wolfgang Kaschuba: Offene Städte! In: Nils Grosch, Sabine Zinn-Thomas (Hg.), *Fremdheit – Migration – Musik. Kulturwissenschaftliche Essays für Max Matter*. Münster u.a. 2010, S. 23–34, hier: S. 32.

22 Vgl. Detlev Ipsen: *Die sozialräumlichen Bedingungen der offenen Stadt*.

»gemeinsam geteilte Bilder (images) und Orte, die sich mit diesen Bildern verbinden«²³. Dieses Gemeinsame eines metakulturellen dritten Raumes bezieht sich auf geteilte Regeln des Zusammenlebens. Dabei kann es sich um ein Einvernehmen über demokratische Regeln und Werte handeln, wie beispielsweise Toleranz und Freiheit, oder über gemeinsam genutzte Orte und Bauten, wie Parks, Plätze, Kultur- oder Bildungseinrichtungen, aber auch Nischen, Brachen und Ränder²⁴ – letztere als Räume, deren Nutzung sich ökonomisch überlebt hat, »die einer geringen formalen Regulierung unterliegen«, und mit denen sich »Aufwertungserwartungen« verbinden lassen.²⁵ Solche Raumauffassungen, so Ipsen und Häußermann, unterstützen unabhängig von kurzfristigen Renditeerwartungen »die Entwicklung einer gemeinschaftszentrieren Ökonomie«.²⁶

Abb. 3 (links): »Open City / Otwarte Miasto – der Übergang / przejście«, Skulptur von Bohdan M. Ruciński, Lublin;

Abb. 4 (rechts): Open City – Eine Stadt für ihre Bewohner_innen



Fotos: Johanna Rolshoven 2017

23 Ebd.

24 H. Häußermann, D. Ipsen: Die Produktivkraft kultureller Komplexität, S. 4.

25 Ebd., S. 6.

26 Ebd., S. 7.

Stadtbürger_innenschaft, Partizipation und ökologischer Fußabdruck

Eine Voraussetzung dafür, dass ein dritter Raum als Metakultur funktioniert, ist dessen politische und diskursive Unterstützung durch die repräsentativen Akteure in einer Stadt: Politiker_innen, Intellektuelle, Kultur- und Medienschaffende. Sie können dazu beitragen, das Thema der Offenen Stadt zu einem immanenten Teil der Stadtentwicklung zu machen. Der amerikanische Raumplaner John Friedmann schreibt, dass das Thema der Offenen Stadt zu einem ständigen stadtpolitischen Diskurs werden müsse, der die Bewohner_innen zum Mitdenken und zur Mitverantwortung einlädt.²⁷ Die Offene Stadt solle als Gegendiskurs positioniert werden zu den antidemokratischen Schließungstendenzen, die sich in amerikanischen Städten in der Folge der terroristischen Anschläge »9/11« beobachten ließen: »Wenn wir die Welt ausperren und die Stadt abriegeln, dann schließen wir uns im Gefängnis unserer eigenen Ängste ein.«²⁸ Die »Open City« wird auch hier als Idealbild einer gastfreundlichen Stadt entworfen, die zuwandernde Menschen und Gäste willkommen heißt und für die strukturelle Gleichheit aller Stadtbewohner_innen steht.

Friedmann definiert sie über drei politische Merkmale. Zum Ersten ist dies die Bürger_innenbeteiligung. Sie gewährleiste die Stärkung von Identität und Position des Einzelnen und sei Voraussetzung für die individuelle Übernahme von Raumverantwortung. Ihre Grundlage sei die Stadtbürgerschaft. Sie umfasse die politische Partizipation, das Recht auf Zugang zum öffentlichen Raum, das Recht auf öffentliche Unterstützung sowie den Grundsatz der Gleichheit aller Stadtbewohner_innen.²⁹ Der Gewährleistung dieses Modells von Stadtbürgerschaft liege »eine breite öffentliche Debatte über öffentliche und private Bürgertugenden« zugrunde.³⁰ Eine solche Debatte lässt sich auch als Metakultur im Sinne Ipsens begreifen, in der das selbst gesetzte Leitbild der Offenheit in seiner konfliktuellen Ambivalenz einer steten und anhaltenden Auseinandersetzung bedarf.

Das zweite Merkmal einer Offenen Stadt ist, Friedmann zufolge, ein ausgewogener ökologischer Fußabdruck als »Indikator für die ökologischen Auswirkungen des urbanen Lebens« und als »materielle Grundlage der Vision von

27 John Friedmann: Stadt in Angst oder Offene Stadt? 2002, <http://www.sozialestadt.de/veroeffentlichungen/zwischenbilanz/pdf/DF5689-3.pdf> (Zugriff 24.09.2008).

28 Vgl. ebd., S. 282.

29 Vgl. ebd., S. 285.

30 Vgl. ebd., S. 286.

der Offenen Stadt«. Jede/r könne und dürfe nur so viel an Ressourcen verbrauchen, wie nachwachsen oder nachproduziert werden kann.³¹ Da Friedmann die terroristische Bedrohung Amerikas und Europas auch als eine Folge des Ungleichgewichtes in der globalen Ressourcenverteilung interpretiert³², definiert er, als drittes Merkmal einer Offenen Stadt, regionale Zusammenschlüsse und Städtekoalitionen als kooperative Netzwerke³³.

Die offene Stadt als plurale, lebbare Stadt

Kulturanthropolog_innen, die sich mit den Öffnungs- und Schließungsszenarien in den Städten der Gegenwart befasst haben, bevorzugen, anders als die Ansätze aus Soziologie, Architektur und Planung, die lebensweltliche Perspektive der Stadtbewohner_innen, in der lokale Bedeutung und global induzierte Entwicklung zusammenfallen. Für Katschnig-Fasch zentral ist der Begriff der »lebbarer Stadt« als Orientierungsszenario, das die Räume als Lebens- und Identitätsräume anerkennt und sie aus der »Perspektive der Menschen« wahrnimmt und respektiert.³⁴ Aus dieser Perspektive erscheint die Sichtweise, Zuwanderung und Fremdheit als Ferment zu betrachten, als metakulturelles Element einer Offenen Stadt im Sinne Ipsens. Kaschuba plädiert darüber hinaus »für eine heterogene und offene Kultur als zentrale urbane Ressource«, die sich gegen alltägliche Diskriminierungen verwahre und kulturelle Fremdheit als Qualität anerkenne.³⁵ »Wer Stadt in ihrer Offenheit begreift«, so schreibt er, muss sich an »sozialer Heterogenität, kultureller Vielfalt und symbolischer Vielsprachigkeit« orientieren.³⁶

Migration als Grundlage der Europäischen Stadt ist eine historische Tatsache. Kulturelle Vielfalt und soziale Heterogenität, der »Transfer von Arbeitskraft und Wissen« sind ihre »ökonomischen und kulturellen Potenziale«. ³⁷ »Denn nur das freie Zusammenspiel von Bewegung, Veränderung und Fremdheit schafft als Charakteristikum urbanen Lebens jene kulturelle und

31 Vgl. ebd., S. 283 f.

32 Vgl. ebd., S. 284.

33 Vgl. ebd., S. 286.

34 Vgl. E. Katschnig-Fasch: Im Wirbel städtischer Raumzeiten, S. 134.

35 W. Kaschuba: Offene Städte!, S. 32, S. 27, S. 25.

36 Vgl. W. Kaschuba: Urbanität und Identität zeitgenössischer europäischer Städte. Dokumentation der Fachtagung vom 01.11.2003, ETHZ, Wüstenrot Stiftung 2005, S. 10–28, hier: S. 10.

37 Vgl. ebd., S., 24f.

soziale Spannung, aus der in der Tat »Kreatives« entsteht: die Fähigkeit zu neuen kulturellen Entwürfen, Bewegungen und Synthesen.«³⁸ Das Leitmotiv der Fremdheit als Ferment von Kultur durchdringt alle großen historischen Erzählungen, die Enzyklopädien, Monographien und Schulbücher füllen. Hier wird »Migrationswissen« als transkulturelles Wissen³⁹ dargestellt. Es betrifft jedoch keineswegs nur die nationalstaatlich Fremden, sondern ebenso die Fremdheit im Eigenen, die angesichts der gesellschaftlichen Vielfalt in jeder Gesellschaft Normalität ist.

Erol Yildiz, Detlev Ipsen und Hartmut Häußermann plädieren für eine offene Stadtgesellschaft, die eine aktive Einwanderungspolitik befürwortet und Migration nicht einseitig als Belastung, sondern als – für die Erneuerung der Gesellschaft notwendige – Ressource betrachtet.⁴⁰ Ihren Ansätzen gemeinsam ist die Position, dass Differenz als Leitkategorie von Urbanität⁴¹ die Bedingung der Offenen Stadt ist und der/die Fremde die Schlüsselfigur der modernen globalisierten und kosmopolitischen Netzwerkgesellschaft. Nur die Erfahrung der Differenz ermöglicht den Dialog.⁴²

Schließungen

Wenn die Städte ihre demokratische Disposition zu Offenheit durch legislative Maßnahmen sowie durch diskursive, räumliche und soziale Schließungen aufs Spiel setzen, dann schränken sie nicht nur bestehende Grundrechte ein, sondern sie verlieren auch »ihre wichtigsten Ressourcen: die freie Bewegung von Menschen und Ideen, die besondere Atmosphäre urbaner Räume, die Fähigkeit« zu gleichzeitiger Nähe wie Distanz.⁴³ Zugleich provoziert jede Schließung Konfrontation. Die »Sicherheitsgesellschaft« der Gegenwart⁴⁴, eine gouvernementale Strategie, die sich ursprünglich als Präventivmaßnahme gegen terroristische Anschläge legitimiert hatte, ist längst über ihr ei-

38 W. Kaschuba: Offene Städte!, S. 32.

39 Vgl. ebd., S. 33.

40 H. Häußermann, D. Ipsen: Die Produktivkraft kultureller Komplexität; Erol Yildiz: Die weltoffene Stadt. Wie Migration Globalisierung zum urbanen Alltag macht. Bielefeld 2013.

41 Vgl. Louis Wirth: Urbanism as a Way of Life. In: American Journal of Sociology 44, 1 (1938), S. 1-24.

42 Vgl. E. Katschnig-Fasch: Im Wirbel städtischer Raumzeiten, S. 135.

43 Vgl. ebd., S. 32.

44 Vgl. Tobias Singelstein, Peter Stolle: Die Sicherheitsgesellschaft. Soziale Kontrolle im 21. Jahrhundert. Wiesbaden 2008.

gentliches Ziel der größeren Sicherheit im Alltag hinausgeschossen. Feuerpolizeiliche Bestimmungen, deren Erlernung an der Universität Graz etwa für Studierende in einem Pflichtkurs sogar mit ECTS-Punkten absolvierbar sind, Veranstaltungsgesetze, Bauordnungen und vieles mehr an staatlichen Regulierungen auf scheinbar harmloser Alltagsebene, erweisen sich zunehmend als Selbstläufer, die im Grunde das Schützen, Veranlassen, Kooperieren, Bauen u.a. behindern. Sie sind gleichzeitig Kostenfaktor und lukrativer Markt geworden, der so leicht nicht mehr in die Schranken einer Alltagsvernunft übersetzbar ist. Die Obsession der staatlichen Sicherheit, die in Frankreich nach den jihadistisch motivierten Massakern 2015 den ganzen Staatsapparat ergriffen und zu einem in der Verfassung verankerten Ausnahmezustand der langen Dauer geführt hat, unterstellt die Polizei dem Militärrecht, das sich auf die Ausbildung der Polizist_innen, ihre Waffenausstattung und den Schießbefehl auswirkt⁴⁵. Die weltweit in demokratischen Ländern zu beobachtenden Folgen dieses fundamentalen *shifts* der Exekutive von verfassungsrechtlich verankertem Schutz und Prävention zu einer Art präventiver Kriminalisierung, zu Militarisierung und allzu wörtlicher Auslegung eines Gewaltmonopols zeitigt aktuell sichtbar fatale Folgen. Radikalisierungstendenzen und Illegalisierungstendenzen innerhalb der Polizeikörpers auf der einen Seite, Überforderungssymptomaten wie hysterisches Handeln oder hohe Suizidraten auf der anderen Seite machen deutlich, dass Ausbildungsformate und -dauer ebenso wie sowohl psychologische als auch politisch über plurale Gesellschaftsformen informierte Betreuungsdispositive für eine Polizei in hohem Maße erforderlich sind.⁴⁶

Die berühmten stadthethnographischen Untersuchungen des französischen Sozialwissenschaftlers Loïc Wacquant in den USA und in Frankreich beschreiben die allmähliche Entwicklung in der Spätmoderne hin zu »Closed Cities«. In den afroamerikanischen Ghettos amerikanischer Städte sei längst das »Licht ausgeknipst« und die hier lebende Bevölkerung als fremde Bedrohung ausgegrenzt worden. Im Gegensatz zu dem »Kommunalen

45 Jean-Baptiste Jacquin: Les pouvoirs de police renforcés pour se passer de l'état d'urgence. In: Le Monde, 05.01.2016, https://www.lemonde.fr/attaques-a-paris/article/2016/01/05/les-pouvoirs-de-police-renforces-pour-se-passer-de-l-etat-d-urgence_4841815_4809495.html (14.10.2020); https://fr.wikipedia.org/wiki/Violence_polici%C3%A8re_en_France (14.10.2020).

46 Vgl. u.a. Didier Fassin: La force de l'ordre. Une anthropologie de la police des quartiers. Paris 2011: Seuil; ders.: Die moralische Arbeit der Polizei. In: WestEnd. Neue Zeitschrift für Sozialforschung 10, 1 (2013), S. 102-110.

Ghetto« des letzten Jahrhunderts, das vor allem von einer jüdischen Bevölkerung bewohnt war, beschreibt er die Situation in den amerikanischen Städten der Gegenwart als »hyperghetto« und »gefängnisähnlichen Raum«. Er spricht von dem »strukturell-diskursives Couplet« der »Dämonisierung und Entzivilisierung« als Charakteristikum des amerikanischen Ghettos des ausgehenden 20. Jahrhunderts⁴⁷. Der strukturelle Hintergrund der Ghettoisierung fuße auf enormen Kürzungen der Stadtentwicklungsbudgets, des sozialen Wohnungsbaus und der Sozialhilfe.⁴⁸ Wenn sich der Staat zurückzieht, komme es zur »Auflösung des öffentlichen Raumes und der sozialen Beziehungen«: Dämonisierung begleite diesen symbolischen Prozess und provoziere die Vergrößerung der innergesellschaftlichen Disparitäten.⁴⁹ Als ein »strukturelles französisches Äquivalent« hat Wacquant die französischen »cités-ghettos« der sogenannten »banlieue«, der Vorstädte untersucht.⁵⁰ Auch sie weisen Merkmale einer geschlossenen, zunehmend deregulierten Stadt und Gesellschaft auf: »Der Kollaps der offiziellen Ökonomie geht mit dem schwindelerregenden Wachstum der informellen Ökonomie, speziell dem Drogenhandel, einher.«⁵¹ Sie führe zu einer Entpazifizierung des Alltags, zu einer sozialen Entmischung und zu einer »organisatorische(n) Austrocknung«, da sich hier ein System im System herausbilde, dem jegliche Anbindung nach außen fehle. Die französische Stadtpolitik des letzten Jahrzehnts ist sich, gezwungen durch die migrantischen Revolten und Riots in den Vorstädten des ausgehenden 20. und beginnenden 21. Jahrhunderts, vielerorts dieser Problematik bewusst geworden und hat – nicht unumstrittene – städtebauliche wie soziale Maßnahmen ergriffen. Auch hier zeigt sich, dass soziale Bewegungen als notwendiges Korrektiv der spätmodernen Demokratien in der Krise Folgen zeitigen. Die große Bewegung der Gelbwesten, der sogenannten »gilets jaunes«, die in Politik und Presse vorwiegend als anarchisches, kopfloses, gewaltbereites und wenig ernst zu nehmendes Ereignis dargestellt wird, wird damit als status- und kulturübergreifende Bürger_innenbewegung mit dem Anliegen eines zivilgesellschaftlichen Korrektivs einer zunehmend unsozialen autoritären nationalstaatlichen Politik denunziert.

47 Vgl. Loïc Wacquant: Entzivilisierung und Dämonisierung. Die Neuauflage des Ghettos des schwarzen Amerika. In: *dérive* 28 (2007), S. 20–29.

48 Vgl. ebd., S. 23

49 Vgl. ebd., S. 20

50 Vgl. ebd., S. 21

51 Vgl. ebd., S. 24.

Die Stadt der Gegenwart muss immer auch die Probleme ihrer Gegenwart schultern. Aber sie sollte sich ihnen nicht »ergeben«, sondern in steter Balance zwischen Empowerment und Limitierung⁵² für demokratische Ideale eintreten und sich auf die Aushandlungsprozesse ihrer heterogenen Bedürfnisse einlassen.

Die Vielfalt des Städtischen: Pluralität und Stadtgerechtigkeit

Offenheit ist ein Parameter von Urbanität, der unweigerlich in einem substantziellen Zusammenhang mit städtischer Vielfalt steht: dem zweiten von Lindner genannten Charakteristikum der modernen Großstadt. Die Stadt gewährt Raum für die reale Pluralität an Menschen, Berufen, Profilen, Tätigkeiten, Mentalitäten. »Sie ist ein kultureller Raum, in dem sich der Prozess der Arbeitsteilung bis in die feinsten, zuweilen grotesken Verästelungen vollzieht. (...) Die Stadt wirkt hier als »kultureller Katalysator«, durch den jede mögliche Form von Einzelschicksal, Beruf oder Berufung, Neigung oder Aspiration, welche in einem dünn besiedelten Raum vereinzelt würde, gute Chancen hat, auf Gleichgesinnte zu treffen.«⁵³ Für die Vielfalt an Zeitkonjunktur-spezifischen professionellen Möglichkeiten, an Berufsoptionen und Berufsschicksalen lassen sich viele Beispiele finden. Lindner nennt für das Berlin der letzten Jahrtausendwende die dort auffällig vielen Varianten von Wunderheiler_innen.⁵⁴ In den 2010er Jahren fallen in vielen europäischen Städten die Vielzahl an Berufen zur Modellierung des Körpers auf: Varianten der Fußpflege, der Fingernagelgestaltung, des Piercing oder der Tattoos neben den zahlreichen, bereits mit den wohlhabenden Nachkriegsjahrzehnten des 20. Jahrhunderts etablierten Frisörgeschäften. Mit Ende des 20. Jahrhunderts hielten die »Ein-Euro-Läden« Einzug in die Stadt, auch sogenannte Händyläden weisen eine hohe Dichte auf sowie ein diversifiziertes Angebot an Dienstleistungen und Waren, die sich nicht immer auf den ersten Blick zeigen. Vor allem migrantische Ökonomien stehen mit ihrem meist multikulturellen Waren- und Dienstleistungsangebot für eine solche flexible Diversifizierung. Erol Yildiz

52 Vgl. Stefan Brand: Open City, Closed Space: Metropolitan Aesthetics in American Literature from Brown to DeLillo. In: Tobias Döning et al. (Hg.), Real. Yearbook of Research in English and American Literature 26 (2010): Transcultural Spaces: Challenges of Urbanity, Ecology, and the Environment, S. 121-144, hier: S. 139.

53 Vgl. R. Lindner: Offenheit, S. 389.

54 Ebd.

hat deren ökonomische Bedeutung am Beispiel deutscher Städte zum einen als eine »Integration auf eigene Rechnung« und zum anderen als Impulse für die Aufwertung der von der öffentlichen Hand vernachlässigten Quartiere beschrieben. Dieser Befund deckt sich mit dem historischen Wissen aus dem Kontext des Städtewachstums in der Moderne und unterstreicht die konstitutive Bedeutung von Migration für die Stadtentwicklung.⁵⁵

In seinen Lebenserinnerungen schildert der Arbeitersohn und spätere Zollbeamte Marcel Olive die Vielfalt an Metiers in den Einwanderervierteln des Marseille seiner Jugend in den 1930er, 40er und 50er Jahren: die armenischen Schneider, die korsischen Seeleute, die neapolitanischen Fischer, die afrikanischen Stoffhändler, die große Vielfalt an Schmugglerwaren für den alltäglichen Gebrauch. Die Glaser und Polsterer, die Ziegenmilchverkäufer, die Schneckenhändlerin, die Erdnussverkäufer und Pizzaiolos und viele andere.⁵⁶ Oft entsprachen die beruflichen Spezialisierungen Herkunftsexpertisen. In den Mittelmeerhafenstädten der nördlichen Uferregionen waren sie nach Straßenzügen geordnet, was heute noch zum Beispiel in Thessaloniki anzutreffen ist: Dort gibt es Straßen, deren Handel jeweils spezialisiert ist auf Matratzen, auf Haushaltswaren oder Textilien... An den Nordküsten Afrikas konzentrier(t)en sich die Geschäfte auf bestimmte Gassen in den engen, vor der heißen Sonne geschützten Bazaren, Medinas oder Souks. Die ältesten unter ihnen, differenziert nach Kupfer- und Messingwaren, Schmuck, Textilien, Gewürzen, Lederwaren u.a.m. sind noch in Jerusalem, Tunis oder im libanesischen Tripolis zu sehen.

Ein weiteres anschauliches historisches Beispiel der in Städten möglichen Gewerbevielfalt schildert Rolf Lindner. Er verweist auf die »Costermonger«⁵⁷, Straßenhändler für Obst, Gemüse und Fisch, die Vorformen des Einzelhandels in der Frühzeit der kapitalistischen Stadtwerdung darstellen. Gemeinsam mit Berliner Studierenden der Europäischen Ethnologie hat Lindner eine Reihe Hefte übersetzt und herausgegeben, die dem, Mitte des 19. Jahrhunderts verfassten Werk des englischen Sozialforschers und Ethnographen Henry Mayhew (1812-1887) entstammen. In Mayhews Werk

55 Vgl. E. Yildiz: Stadt ist Migration, S. 74.

56 Vgl. Marcel Olive: *Marseille au cœur. Souvenirs des vieux quartiers*. Marseille 2015: Gaussen.

57 Vgl. Henry Mayhew (1812-1887): *Die Costermonger. Ethnographie einer Subkultur im Viktorianischen London*. Berlin 2003 (engl. *The Street Folk. London Labour and the London Poor*. London 1850-52).

findet sich eine beeindruckend differenzierte Bandbreite des »Straßenvolks« geschildert, der mobilen nomadisierenden Masse der Unterschichten in der Großstadt London. Mayhew unterscheidet – um einige Beispiele aufzuzählen⁵⁸ – Straßenverkäufer, Straßenkäufer, Straßensammler, Straßenkünstler, Straßenhandwerker und Straßenarbeiter. Die Straßenverkäufer unterscheiden sich in die Fischverkäufer, die Wildverkäufer, die Gemüse-, Obst- und Blumenverkäufer, Verkäufer von Fertigspeisen, von Getränken, von Schreibwaren, Lektüre und Kunst, darunter auch Marktschreier und Balladenverkäufer, Straßenverkäufer von Fertigwaren wie Schuhwichse, Rattengift oder Zigarrenanzündern, Metallwarenverkäufer, Stoffverkäufer, Straßenverkäufer von Gebrauchsgütern, lebenden Tieren, mineralischen Produkten und Kuriositäten. Die vier von Mayhew erhobenen Klassen von Straßenarbeitern legen beredtes Zeugnis ab von der menschlichen Arbeitsmechanik, die die frühen, sich industrialisierenden Städte erst ermöglicht haben. Als erste Gruppe unter den Straßenarbeiter_innen werden die Kehrleute aufgeführt: Sie umfassen die Untergruppen der Kotsammler, Kloakenreiniger, Kanalreiniger, Kaminkehrer, Müllmänner, Straßenkehrer, Straßenaufseher, Arbeiter mit Kehrmaschinen und Sprengwagen. Als zweite Gruppe werden die Licht- und Wasserleute genannt, vornehmlich die Wasserröhrenaufseher und Lampenanzünder. Die dritte Gruppe der Straßenwerber umfasst Plakatekleber, Zettelverteiler, Wandelnde Plakate, Fahrer von Reklamewagen und Schablonenmaler. Die vierte und letzte Gruppe umfasst die Straßendienstboten, wie Pferdeburken, Fackelträger, Droschkenrufer, Dienstmänner und Schuhputzer.⁵⁹ Mayhew gilt als Vorläufer der modernen Kultur- und Sozialforschung. Er hat die Straßenbevölkerung über Teilnehmende Beobachtung ethnographiert, über die Erfragung von Lebensgeschichten und das Erheben und Zusammenstellen von Statistiken.

Der historische Blick auf die Ökonomie der städtischen Vielfalt sowie die Vielfalt der städtischen Ökonomien gibt Aufschluss über Entstehungsbedingungen und Veränderungsdynamiken, aber auch über die Thematik der Arbeit und der professionellen Expertise in einer Großstadt, die über den Alltag als Einwanderungsgesellschaft funktioniert. Die Kapitalien, Ideen, Energien und vor allem die investierte Arbeit sind vitale Impulse, die ein Recht auf Stadt erwirken – das Recht auf Stadt wird »erarbeitet« – und die zugleich von einem Ethos der Stadtgerechtigkeit getragen werden, das über transnationale

58 Vgl. Mayhew dtsch. Übersetzung, Heft 1, S. 13ff.

59 Vgl. ebd., S. 19.

solidarische Strukturen und Zusammenhalt unter den Einwandernden funktioniert. Ein Nahblick auf städtische Kleinökonomien heute verweist nicht nur auf Wirtschaftsleben und -überleben in der Stadt, sondern informiert auch über transnationale Marktinteressen in einem weltweiten Wirtschaftszusammenhang: Preisgefälle und Importpolitiken, die auf Ungleichheitsrelationen und hieran geknüpften Natur- und Menschen ausbeutende Lukriierungsstrukturen beruhen. Anhand des Einzelhandels lassen sie sich oft greifbarer nachvollziehen als anhand der nach wie vor unterausgeleuchteten kritischen Untersuchungen auf Metaebene, die beispielsweise Naomi Klein als eine der ersten verfolgt hatte.⁶⁰ Der auf Zuwanderung basierende städtische Kleinhandel zeigt überdies Dimensionen der Nachhaltigkeit auf, die den auf das Erzielen eines stetigen Mehrwerts angelegten kapitalistischen Strukturen abgehen.

Genderinformierte Stadtforschung

Vielfalt und Vielgestalt einer großen Stadt betreffen nicht allein die Waren, Branchen und Ökonomien, sondern auch Impulse und Möglichkeiten: die Opportunitäten. John Reed beschreibt 1910 als frischgebackener Stadtbewohner New Yorks seine Eindrücke – ebenfalls bei Rolf Lindner wiedergegeben. Beim Durchschreiten einer Stadt erscheinen die wechselnden sinnlichen Eindrücke an Atmosphären, sozialen Milieus, Straßengeschehnissen in rascher Folge: eine »Szenographie des Parcours«⁶¹, die an Eindrücken ansetzt:

»New York erschien mir als eine zauberhafte Stadt. (...) Alles war dort zu finden, ich war überglücklich. Ich durchwanderte die Stadt von den emporstrebenden, riesenhaften Türmen der City, an den nach Gewürzen riechenden Werften am East River (...) entlang, durch die übervölkerte East Side (...), wo die rauchenden Lichter lärmender Karren meilenweit schäbigen Straßenzügen Glanz verliehen. Ich lernte die Chinesenstadt kennen und Klein-Italien sowie das Syrische Viertel, das Puppentheater, Sharkeys und McSorleys Kneipen, die Mietskasernen der Bowery und die Plätze, wo sich die Landstreicher im Winter trafen; den Haymarket, das Deutsche Dorf und all die Kaschemmen des Tenderloin (...). Ich entdeckte wundervolle, obskure Restaurants,

60 Vgl. Naomi Klein: *No Logo! Der Kampf der Global Players um Marktmacht: ein Spiel mit vielen Verlierern und wenigen Gewinnern*. München 2001.

61 Vgl. I. Joseph: *Les compétences du rassemblement*, S. 114.

wo man Speisen aus der ganzen Welt finden konnte. Ich erfuhr, wie man sich Drogen beschaffen konnte und wohin man sich wenden musste, um einen Mann zu finden, der einen Widersacher umlegte; wie man es anstellte, um sich Zutritt zu Spielhöhlen und geheimen Nachtclubs zu verschaffen. Ich war wohlvertraut mit den Parkanlagen, den noblen Vierteln, den Theatern und Hotels; mit dem hässlichen Wachstum der Stadt, die sich wie eine Seuche ausbreitete, den Elendsvierteln, in denen das Leben verebbte, und den Plätzen und Straßen, wo eine alte, herrlich gemütliche Lebensweise im ewig ansteigenden Gebrüll der Slums ertränkt wurde. Ich war Zuhause am Washington Square bei den Künstlern und Schriftstellern, den Bohemiens und den Radikalen (...). Ein paar Schritte von meiner Wohnung gab es jedes Abenteuer der Welt, und eine Meile weiter dünkte ich mich in jedem fremden Land.«⁶²

Die Stadt als fremdes Land, das es zu entdecken gilt, war lange Zeit ein die Literatur bestimmendes Motiv, das vor allem die männliche Sicht auf Stadt spiegelt und sie bis heute beeinflusst. Großstadttromantik, Idealisierung von Großstadtproblemen, das städtische Selbst als Abenteurer und *lonesome cowboy*, all diese, den Mythos Stadt befördernde Aspekte kommen in dem angeführten Zitat zum Ausdruck. Die Mehrzahl der zur Verfügung stehenden ethnographischen oder literarischen Quellen entsprechen männlichen Sichten der Stadterfahrung. Die ziellosen Stadtwanderungen des männlichen Helden Julius etwa, der in Teju Cole's »Open City« Manhattan durchstreift,⁶³ machen den szenischen Parcours zu einer männlichen Selbstfindungstechnik.

Frauen waren weniger unterwegs, sie hatten kaum Möglichkeiten zu reisen; historisch überliefert sind vor allem Dokumente aus den literarisierten Oberschichten. Für sie war die Öffentlichkeit kein legitimer Aufenthaltsort. Hier durften Frauen aus höheren Ständen nicht verweilen, sondern nur, meist in Begleitung, als Reisende mit bestimmten Zielen oder als Konsumentin unterwegs sein. Das Verbot des freien, müßigen und verweilenden Aufenthaltes von bürgerlichen Frauen im öffentlichen Raum, unter Androhung der entehrenden Bezeichnung, womöglich Prostituierte zu sein und dafür bestraft zu werden, wurde (und wird) von stadtpolitischen Diskursen skandiert und bekräftigt. Unter anderem durch die Erziehung zur Angst im öffentlichen

62 Zit. n. R. Lindner: Offenheit, S. 391.

63 Teju Cole: Open City. Frankfurt/M. 2011, S. 9.

Raum, insbesondere in unbelebten, fremden Quartieren und des Nachts, erfolgt eine Disziplinierung der langen Dauer von Frauen in der Stadt.

Die Stimmen der vielen Dienstbotinnen, Händlerinnen, Verkäuferinnen oder »Bedienungen«, der Prostituierten und Handwerkerinnen sind dagegen kaum überliefert.⁶⁴ Sie haben sich kaum zu Wort gemeldet, konnten oder durften es nicht, da ihnen noch keine Stimme in Gesellschaft und *res publica* zugestanden wurde.⁶⁵ Beobachten lässt sich jedoch, dass in Umbruchszeiten vermehrt Frauenöffentlichkeiten entstehen, wie etwa das Beispiel der historischen amerikanischen Settlementbewegung oder der aktuellen Revolutionsbewegung »Hirak« in Algerien zeigt.

Dennoch waren Frauen, wie wir heute wissen, kaum weniger unterwegs und am Aufbruch der Moderne beteiligt. Die Zahlen der durch die Industrialisierung und die große Armut ausgelösten Wanderungsbewegungen in die europäischen Städte und nach Übersee lassen sich daraufhin auswerten. Komfortabel zu reisen und des Schreibens mächtig zu sein, also selbst Quellen zu produzieren, war Frauen aus den Oberschichten vorbehalten, wie etwa Johanna Schopenhauer mit ihren scharfsinnigen Reisetagebüchern⁶⁶. Viele Quellen zu weiblichen Lebenswelten sind noch nicht aufgearbeitet.

Fast zeitgleich mit John Reed – im Jahre 1903 – befand sich die Berner Adelige Cäcilie von Rodt (1855-1929) in New York und schildert in einem monumentalen Buch, das ihre Weltreise dokumentiert, ihr Erleben der Stadt. Aus ihm zitiere ich etwas umfangreicher, denn es vermittelt, gleich dem Auszug von John Reed, eine geschlechts- und auch standesspezifische Perspektive:

»So fuhr ich im Tram die Broadway dahin. Plötzlich hielten wir an. Vor mir sah ich ein an allen Gliedern zitterndes Pferd, einen überfahrenen, schwer verwundeten Mann, die Trümmer eines Wagens. Schnell war alles beseitigt. Einen kurzen Augenblick nur hatte der Verkehr gestockt; jetzt pulsierte das Leben wieder fieberhafter denn je (...) über der grausamen Weltstadt!⁶⁷ (...)

64 Vgl. Johanna Rolshoven: Die Stadt und das Städtische sind eine Welt, die mehr ist als die Summe ihrer Teile. Zu einigen Vergesslichkeiten der Stadtforschung. In: Konrad J. Kuhn, Katrin Sontag, Walter Leimgruber (Hg.), *Lebenskunst. Erkundungen zu Biographie, Lebenswelt und Erinnerung*. Festschrift für Jacques Picard. Köln u.a. 2017, S. 96-107, hier: S. 104f.

65 Vgl. u.a. Regina Lampert: Die Schwabengängerin. Erinnerungen einer jungen Magd aus Vorarlberg (1864-1874). Hg. von Bernhard Tschöfen. Zürich 2000.

66 Vgl. Johanna Schopenhauer: *Reise von Paris durch das südliche Frankreich bis Chamonix*. Wien 1826.

67 Cäcilie von Rodt: *Reise einer Schweizerin um die Welt*. Neuenburg o. Jg. (1903/4), S. 12.

Früh ging's wieder zurück in den Lärm und die Hitze der Großstadt. Ja, heiß war's, und in dem Restaurant, wo ich mittags gut und billig speiste, wehten elektrische Fächer. Ich wunderte mich über die Ruhe in dem weiten, dicht gefüllten Saale. Kein Mensch sprach ein Wort, sondern schlang mit möglichster Hast oft stehenden Fußes einige Bissen hinunter, um sich dann lautlos zu entfernen. (...) nirgends wird so wie in Amerika gehastet und gearbeitet, und alle Kräfte sind oft tage- und nächtelang angespannt in der Jagd nach dem Gotte Mammon. Im Tram durchkreuzte ich möglichst viele Straßen und wunderte mich über die Kontraste, die besonders in der Bauart hervortreten. Sogenannte Sky Scrapers, Mietskasernen und Hotels, die oft fünfzehn Stockwerke zählen, wechseln zuweilen noch mit kleinen alten ein- und zweistöckigen Holzhäusern ab (...).⁶⁸

Eigentlich ist's ein gewagtes Unternehmen, eine Stadt wie New York auch nur ganz flüchtig schildern zu wollen, eine Stadt, deren Physiognomie sich von einem Jahre zum andern verändert, wo Häuser wie Pilze entstehen, um gleich diesen oft spurlos wieder zu verschwinden. Jetzt ganz besonders, während das Riesenwerk der unterirdischen Bahn, »rapid-Transit« genannt, im Werden ist, sind die Veränderungen groß und mannigfach. Ende dieses Jahres [1903, jr] soll die Bahn eröffnet werden. (...) Das ganze fieberhafte Leben der Metropole spiegelt sich in ihren Bauunternehmungen wieder.⁶⁹ (...) lange weilte ich im Metropolitanmuseum im Zentralkpark und sah dort Bilder im Originale, die mir aus Photographien und Stichen wohl bekannt waren (...). Den Rest des Nachmittags verschlenderte ich im Zentralkpark, der mehr als 340 Hektaren bedeckt und zu dem nicht weniger als zwanzig Eingänge führen. Er wurde im Jahre 1858 angelegt und kostete 15'000'000 Dollar. Menschenkunst und Fleiß haben aus einer ursprünglichen Morast- und Steinwüste einen der herrlichsten Parke der Welt geschaffen, an dem sich arm und reich, jung und alt im gleichen Maße erfreuen. (...) Mein Auge entzückte sich an all den hübschen eleganten jungen Damen, welche als gewandte Reiterinnen und Wagenlenkerinnen an mir vorüberschwebten. Eine solche Menge hübscher, fescher Mädchen, wie man sie in Amerika trifft, gibt's nicht in Europa. Sie vereinigen Pariser Schick und Eleganz mit einer Sicherheit des Auftretens und Freiheit der Bewegung, welche bei unseren jungen Mädchen (...) niemals vorkommen könnte. Das junge Mädchen in Amerika wird nicht ängstlich unter einer Glasglocke gehalten, es wächst

68 Ebd., S. 15.

69 Ebd., S. 16.

auf in freiem Verkehr mit seinen Brüdern und deren Freunden, interessiert sich für ihre Studien und Geschäfte und liest möglichst viel, um sich auf die Höhe einer Unterhaltung mit Männern zu bringen. (...)

Die Amerikanerin nimmt das Leben durchschnittlich von der praktischen Seite, Sentimentalität ist ihr meist fremd. (...) Von Kind auf betrachtet er (der Amerikaner) die Frau als etwas Höheres, das man verehren darf, und zugleich als etwas Schwächeres, das man beschützen muss. Diese Ritterlichkeit jedem weiblichen Wesen gegenüber bildet einen der liebenswürdigsten Charakterzüge des Amerikaners und ist nicht nur beim Gebildeten, sondern auch beim untersten Arbeiter zu finden.«⁷⁰

Cécilie von Rodt beschreibt das alltägliche Straßenleben, die einzelnen Menschen, den gebauten Raum und bezieht sich dabei auf den eigenen Horizont, der sich einer Dame von Stand über Kunst, Kultur und Geschichte als ständischer Referenzrahmen darstellt. Zwei Besonderheiten fallen auf: zum einen ihre Sensibilität für weibliche Emanzipationsfragen, zu Jahrhundertbeginn nicht zuletzt durch die Suffragettenbewegung hochaktuell, und zum anderen, eher ungewöhnlich, ihr Interesse für Kenntnis der Zahlen, Größenordnungen und Kosten, das sich dem calvinistischen Wirtschaftssinn verdanken mag.

In Reiseberichten von Frauen aus dem 18. und 19. Jahrhundert, mit denen ich mich in den 1980er Jahren für eine ethnographische Monographie über die Provence befasst hatte, fiel mir als unterscheidendes Merkmal im Vergleich zu von Männern verfassten Reiseberichten, eine Art »volkskundlicher« Blick der Frauen auf, der Menschen und Situationen beschreibt, Näheverhältnisse, das Leben von Frauen und Kindern insbesondere, mit einer hohen Sensibilität für Alltagsbegebenheiten. Dies ist kein verallgemeinerbarer Befund, zumal sehr viel weniger von Frauen als von Männern geschriebene Reiseberichte vorliegen, aber er ist signifikant und sprechend und lässt sich mit der geschlechts- und statusspezifischen Formatierung von Wahrnehmung, Bericht und Interpretation begründen.

Lauren Elkins Publikation über die »Flâneusen«, Stadtspaziergängerinnen weltweit erweitert das Blickfeld. Ihr Befund ist, dass die »großen urbanen Schriftsteller« insgesamt Männer sind, die »stets über die Arbeiten anderer Männer« schreiben und somit »einen reifizierten Kanon schreiben-

70 Ebd., S. 18.

der, spazierengehender Männer« schaffen.⁷¹ Weibliche Narrative des Gehens finden sich kaum in der Rede über Stadt und Stadtkultur, in der Bilder von Frauen als »instabile Figuren« vorherrschen⁷². Elkins historisch-literarische Recherchen⁷³, gepaart mit ausgiebiger eigener Stadtwanderungserfahrung, offenbaren den emanzipatorischen Charakter des Gehens in der Stadt. Sie bedeuten Erholung und Selbstverortung, vermitteln – im anonymen Unbeobachtetsein – ein Freiheitsgefühl, ein Gefühl, ebenbürtiger Teil der Welt zu sein: »Die Stadt erweckt uns, setzt uns in Bewegung, lässt uns laufen, denken wollen, interagieren. Die Stadt ist Leben.«⁷⁴

Das Wort Stadt ist in vielen Sprachen weiblich. Trotzdem fällt es nicht leicht, sowohl die Stadt selbst als auch die Stadtforschung in Begriffen von Gender-Gerechtigkeit zu beschreiben. In der Literatur und im Diskurs finden sich männliche Sichten privilegiert, Frauen-Ansichten sind nach wie vor, oder sagen wir: wieder! rar geworden. Die Geografin Sybille Bauriedl spricht von den »androzentrischen Leerstellen der Stadtforschung«⁷⁵, wenn sie Stadtsoziologie und Stadtplanung anspricht:

Die »androzentrische Stadtforschung nimmt allein die Alltagswelt von Männern der Industriegesellschaft in den Blick, genauso wie die Planung sich überwiegend an den Vorstellungen und Bedürfnissen vollerwerbstätiger, automobiler Männer mittleren Alters orientiert (...). Frauen, Kinder, alte Menschen (, Migrant_innen, jr) – und arbeitslose Männer – sind weder Ausgangspunkt der Stadtplanung noch der Stadtsoziologie. Frauen werden in diesem Bild primär als Mütter und Familienversorgerinnen wahrgenommen und nicht als Berufstätige, die ggf. Versorgungsaufgaben als Zusatzarbeit übernehmen mit entsprechenden Nutzungsansprüchen an die Stadt und ihr Wohnumfeld.«⁷⁶

71 Vgl. Lauren Elkin: *Flâneuse. Frauen erobern die Stadt – in Paris, New York, Tokio, Venedig und London*. München 2020, S. 33.

72 Vgl. ebd., S. 362.

73 Vgl. hierzu auch Deborah Parsons: *Streetwalking the Metropolis: Women, the City, and Modernity*. Oxford 2000: Oxford University Press, sowie die »Flex«-Bewegung: Özlem Özgül Dündar et al.: *Flexen. Flâneusen* schreiben Städte*. Berlin 2019.

74 Ebd., S. 55.

75 Sibylle Bauriedl: *Androzentrische Leerstellen der Stadtforschung. Geschlechtliche Arbeitsteilung, heteronormative Geschlechterkonstruktion und deren sozialräumliche Organisation*. In: *sub/urban. Zeitschrift für kritische Stadtforschung* 1 (2013), S. 119–123.

76 Ebd., S. 121.

Bauriedls Befund lässt sich ergänzen und differenzieren. Es stimmt, dass nur wenige gendersensible Soziolog_innen im Feld der Stadtforschung tätig sind und waren. Auch Stadtplanung und Architektur sind nach wie vor männlich dominierte Felder. In der Stadtgeografie dagegen wurden schon früh durch qualitative Studien über Lebenswelten feministische Schwerpunkte entwickelt. Die Hauptaufgabe einer gendersensiblen Stadtforschung besteht in der Dekonstruktion des von Forschung und Stadtpolitik erzeugten »universalen urbanen Subjektes«⁷⁷. Dies erfordert die konsequente Berücksichtigung der Kategorien Gender und Queer sowie intersektionaler Perspektiven.

Die androzentrische Stadt produziert Raumnormen, die den Geist der Stadt als gebaute Form und als politisches Gebilde übersetzen – einer Stadt, die politisch, wirtschaftlich und in Bezug auf die soziale Macht in den Händen von Männern liegt.⁷⁸ Yves Raibaud hat dies in einer Studie über die stadtpolitische und -planerische Geschlechterrepräsentanz in der Stadt Bordeaux detailliert untersucht: Darin wurden Geschlecht, Redezeit, Umgang mit Wortmeldungen und Akzeptanz von Argumenten in Sitzungen der Stadtregerung und ihrer Kommissionen miteinander korreliert. Untersucht wurde die Budgetverteilung für Investitionen in Einrichtungen für männliche und für weibliche Jugendliche und die Art der Einflussnahme auf Stadtentwicklungsgelder. Die Statistiken zu den Volumen der Arbeitsleistungen nach Geschlecht zeigen Verhältnisse von erschreckender Ungerechtigkeit, weit entfernt von einer Fair Shared City⁷⁹ und spiegeln eine unzeitgemäße demokratische Rückständigkeit angesichts der Lebensrealitäten, die etwa für Frankreich 85% der Frauen aktiv auf dem Arbeitsmarkt ausweisen, während diese nach wie vor 85% der unbezahlten Reproduktionsarbeit leisten.

Die theoretische und empirische Frauenlücke in den Stadtwissenschaften betrifft ebenso die Geschichte der Aufenthaltsberechtigung von Frauen in der Stadt und den ihnen zugewiesenen oder zugestandenen sozialen Ort in der Gesellschaft. Die Arbeit des wissenschaftlichen Feminismus hat in den letzten Jahrzehnten hier Kärnerarbeit geleistet und wichtige Zusammenhänge

77 Vgl. Despina Stratigakos: Women in the Modern Metropolis. In: Dorothee Brantz et al. (Hg.), *Thick Space. Approaches to Metropolitanism*. Bielefeld 2012, S. 279-306, hier: S. 280.

78 Vgl. Yves Raibaud: Durable, mais inégalitaire: la ville. In: Nicole Mosconi, Marion Paoletti, Yves Raibaud (Hg.): *le genre, la ville* (=Travail, Genre, et Sociétés 33 (2015)), S. 29-47.

79 Vgl. Marion Roberts, Inés Sánchez Madariaga (Hg.): *Fair Shared Cities. The Impact of Gender Planning in Europe*. London, New York 2016: Routledge.

und Fakten aufgearbeitet. Dass Frauen und Männer nach wie vor »bezeichnungsbedürftige Kategorien«⁸⁰ sind, wird in der Regel übergangen und das Männliche als das Allgemeine gesetzt. Hierzu seien im Folgenden einige Beispiele angeführt.

Historische und politische Repräsentanz im Stadtraum

Geschichte und ihre Repräsentationen beeinflussen das eigene Bewusstsein als Städter_in. In welcher Weise sind Frauen und Männer etwa in der Straßen- und Ortsnamensgebung, auf Gedenktafeln, Denkmälern und anderem mehr repräsentiert? Inwieweit treffen wir auf Frauendarstellungen, wenn wir durch den Stadtraum spazieren?

Meine Wahrnehmungsspaziergänge durch zahlreiche größere und kleinere Städte identifizieren wenig Frauen auf Denkmälern und kaum in den stolzen und heroischen Posen, wie sie die klassischen Darstellungen kennzeichnen: »Die öffentliche Erinnerungskultur ist immer noch meilenweit davon entfernt, Frauengeschichte oder Frauenpräsenz in der Geschichte zu symbolisieren, zu bedenken oder zu benennen.«⁸¹ Hier und da gibt es eine weibliche Nationalheroine als Allegorie für die Nation, das Mutterland, beziehungsweise die weibliche Seite des Vaterlandes. Auf Kriegerdenkmälern sitzen oft überlebensgroße Frauen, die um die Söhne des Vaterlandes trauern. Frauen als Allegorie der Trauernden oder als Engel begegnet man auch auf Friedhofsgräbern. Frauen bewegen sich in diesen historisierenden Darstellungen »oftmals in symbolischen Rollen an den Rändern der Macht.«⁸²

Durch die politische Arbeit der städtischen Frauenreferate hat sich zwar einiges getan: Straßenbenennungen wurden nach bekannten Frauen vorgenommen, Plaketten und Schilder angebracht, die auf Wirkungsorte herausragender Persönlichkeiten hinweisen, Künstlerinnen machen aufmerksam auf weibliches Tun, heben Frauen als Handelnde in ihrem Wohn- und Lebensumfeld hervor. Dennoch finden sich die Hinweise auf Frauen als Figuren des

80 Gudrun M. König: Stadtgeschichte und Konstruktion der Geschlechter. Eine Forschungsskizze am Beispiel des Tübinger Marktplatzes. In: Tübinger Korrespondenzblatt 47, 9 (1996), S. 55-70, hier: S. 55.

81 Vgl. ebd., S. 55.

82 Vgl. Ingrid Breckner: Stadt und Geschlecht. In: Helmut Berking, Martina Löw (Hg.), Die Wirklichkeit der Städte. Baden-Baden 2005 (=Soziale Welt, Sonderband 16), S. 241-256, hier: S. 241.

politischen Raumes oft an stillen und versteckten Orten. Ihre höchste Präsenz in der Öffentlichkeit erreichen sie nach wie vor hauptsächlich über die sexistische Zuschreibung, etwa auf Werbeplakaten, mehrheitlich dargestellt in der Pose der Verführerin und des Sex-Objektes, nicht der der Normalverbraucherin: Die schöne und begehrenswerte Frau wird zum Hingucker und Konsumimpuls stilisiert und nicht als ebenbürtige Akteurin in der Zivilgesellschaft.

Abb. 5: Sexistische Frauenrepräsentation als Konsumimpuls



Foto: Johanna Rolshoven 2017

Stadträume, in denen man als Frau – beispielsweise auf den Plakaten politischer Wahlkampagnen – nicht vorkommt, laden wenig zu stadtpolitischer Partizipation ein. Die Art und Weise, wie man in Gesellschaft und Stadtöffentlichkeit repräsentiert ist, hat Auswirkungen auf Identität, Selbstbild, Selbstwertempfinden und persönliche Handlungsermächtigung, auf das Denken und Handeln. Die Soziologin Ingrid Breckner schreibt über politische Partizipationsverfahren in den Städten, dass »Mitwirkung an Stadtpolitik (...) auf allen staatlichen und gesellschaftlichen Ebenen Handlungskompetenz voraus(setzt). Gemeint ist damit die Fähigkeit gedanklicher Reflexion, sprachlicher Artikulation und der Verwirklichung von verallgemeinerbaren Vorstellungen guten Lebens in städtischen Räumen.«⁸³ Das gilt gleichermaßen für Frauen als demographische Mehrheit in einer Stadt und für viele

83 Ebd., S. 244.

andere gesellschaftliche Gruppen, die gerne als »Minderheiten« bezeichnet werden, obwohl sie Teil der Mehrheiten sind. Und es bedeutet, dass Mitbestimmung und Mithandeln einen Sozialisationsprozess zu eigenständiger Partizipation voraussetzt und darüber hinaus durch rechtliche Gleichstellung in allen staatsbürgerlichen Belangen gesichert und unterstützt ist. Die Frauenrechtsgeschichte offenbart, dass die Gleichstellung der Geschlechter, etwa in Fragen des Familienrechts, des Wahlrechts und des ökonomischen Handelns erst im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts wirksam wird und damit historisch jung ist. Der 1998 in die österreichische Bundesverfassung aufgenommene Artikel 7 »verbietet jede Form der Diskriminierung auf Grund des Geschlechts. Abs. 2 lautet seit 1998: ›Bund, Länder und Gemeinden bekennen sich zur tatsächlichen Gleichstellung von Mann und Frau. Maßnahmen zur Förderung der faktischen Gleichstellung von Frauen und Männern insbesondere zur Beseitigung tatsächlich bestehender Ungleichheiten sind zulässig.«⁸⁴

Die Lebenswirklichkeit folgt der Gesetzgebung in gemessenem Zeitabstand. Im Familiengedächtnis der Mütter und Großmütter junger Frauen in der Gegenwart – in der Memorie – ist noch gegenwärtig, dass Frauen ohne Erlaubnis des Mannes nicht einer Erwerbstätigkeit nachgehen und über ein eigenes Konto verfügen durften, dass Frauen kein Recht hatten, die Scheidung einzureichen (außer sie waren selbst des Ehebruchs schuldig gesprochen), dass Frauen kein Recht auf Bildung hatten, da sie heiraten und eine Familie gründen sollten, dass Frauen die Partei wählten, die auch der Ehemann wählt usw.⁸⁵ Ich habe einige Male in meiner Universitätslaufbahn erlebt, dass Frauen mittleren Alters einen akademischen Abschluss machen, ohne dass ihre Familie oder der Arbeitgeber davon wissen (durften), aus Angst, für diese Rollenübertretung bestraft zu werden.

Raumfragen sind geschlechterpolitisch

»Geschlecht und geschlechtliche und sexuelle Identität, schreibt Sibylle Bauriedl, (sind) in Städten räumlich organisiert und in diese eingeschrieben«.

84 Vgl. http://www.bmukk.gv.at/schulen/bw/ueberblick/zeittafel_frauen.xml (14.09.2020)

85 Vgl. Informationen dazu in: <http://www.sjoe.at/content/frauen/themen/histfb/article/680.html>; <http://www.profil.at/articles/1008/560/263087/oesterreich-gleichberechtigung-erfolgsgeschichte>; http://www.gleichberechtigung.at/Geschichte_der_gleichberechtigung.html (20.12.2020).

Das betrifft auch die geschlechtliche Arbeitsteilung und die Nutzung städtischer Räume, die sich entlang der Geschlechtergrenzen manifestieren.⁸⁶ Die gesellschaftliche Arbeitsteilung folgt noch immer weitgehend einer Demarkationslinie, auf deren einen Seite Frauen sich um die unbezahlte Reproduktionsarbeit kümmern, um Kinder und kranke oder alte Familienmitglieder und die sozialen Beziehungen, auf deren anderen Seite den Männern immer noch die bezahlte Produktionsarbeit zugesprochen wird. Frauen befinden sich unter durchwegs schlechteren Bedingungen auf der Seite der Produktionsarbeit, da sie schlechtere Löhne und Sozialleistungen empfangen und ihnen zusätzlich die Reproduktionsarbeit zufällt. Solche Probleme sollten aus der Gender-Familien- und Arbeitsforschung in die Mainstream-Stadtforschung übernommen werden. Es ist weiterhin feministische Forschung nötig, »um die Lebensrealitäten von Frauen und andern Menschen außerhalb männlicher Normalbiographien angemessen in die Aufmerksamkeit der Stadtforschung zu rücken«.⁸⁷

Räumliche Strukturen sind »immer auch das Ergebnis hierarchischer Gesellschaftsstrukturen und sie verstehen Stadtplanung und Stadtforschung immer als politisch, da Wahrnehmung, Benennung und Bearbeitung sozialräumlicher Fragestellungen immer ideologisch durchgesetzt sind«.⁸⁸ Wenn vom öffentlichen Raum die Rede ist, wird in der Regel sein Charakter als ein hybrider, heterogener und durch die Nutzung der Stadtbewohner_innen in ihrer Vielfalt verkörperter Raum unterschlagen⁸⁹. Meist ist undifferenziert vom öffentlichen Raum die Rede als nicht-sozialer physischer Einheit, als unpersönlicher Raum. Bereits dem Begriff der Öffentlichkeit haftet ein ideologischer Charakter und eine normative Struktur an, die nur bestimmte Formen, oder einen bestimmten Ausschnitt von Staatsbürgerlichkeit und Gemeinschaft repräsentiert.⁹⁰ Die realen Raumnutzungen, die Stadtanthropolog_innen empirisch erheben, stimmen in der Regel nicht mit normativen Auffassungen von Öffentlichkeit überein. Die Stadtforscherin Baykan Aysegül schreibt über den öffentlichen Raum in Istanbul:

86 S. Bauriedl: Androzentrische Leerstellen, S. 119.

87 Ebd., S. 122.

88 Ebd., S. 120.

89 Vgl. Baykan Aysegül: The Performative Vernacular: An Approach to City and Gender. In: Ilse Lenz et al. (Hg.), *Crossing Borders and Shifting Boundaries. Vol. II: Gender, Identities and Networks*. Opladen 2002, S. 105-112, hier: S. 105.

90 Vgl. ebd., S. 107.

»In strolling in the streets, promenading along the Bosphorus, in public concerts and/or picnics in the park, women and men of different backgrounds from different origins, with different dialects, patterns of life and religiosity, and different economic status are brought together. These city-spaces constitute and offer sociability, but also privacy and a diffused sense of agency outside of the communitarian structures of home and neighbourhoods. They are emancipatory as they allow for transgression and subversive modes of action, which defy authoritarian forms of the community structures that are binding and de-personifying.«⁹¹

Das Verhältnis der Menschen, Männern, Frauen und Transgendermenschen, zum öffentlichen Raum entspricht einem über Generationen hinweg gelerntem Umgang mit dem Stadtraum: Dieser hat sich ebenso in den Habitus der Stadtbewohner_innen eingeschrieben, wie sie ihn selbst gestaltet haben. Für Frauen hat dies zu einem ambivalenten Rollenbild geführt. Einerseits haben Städte im Zuge der Emanzipationsbewegung seit der Aufklärung eine wichtige Rolle als Ermächtigungsräume für Frauen gespielt. In die expandierenden Metropolen des 19. Jahrhunderts zogen viele Frauen aus den ländlichen Unterschichten in die Städte, um dort Arbeit und Glück zu suchen, sich eine Zukunft aufzubauen, die in den engen, patriarchalisch geregelten ländlichen Gesellschaften nicht möglich war. Zahlreich folgten sie, wie viele andere, dem alten Ruf und Mythos der Stadt: »Stadtluft macht frei!« Städte wurden zu wichtigen Orten des »Experimentierens mit Geschlechterrollen«.⁹² Zugleich wurde Stadt diskursiv zu einem Gefahrenraum für Frauen: In höchst ambivalenter Weise sind sie in der Stadt Gefährdete oder stellen sie selbst die Gefahr dar. Die ebenso geheimnis- und reizvolle wie verachtete soziale Figur der Prostituierten mag hierfür stehen. Elisabeth Wilson hat sich mit ihr befasst:

»Prostituierte und Prostitution begegnen uns ständig in der Diskussion städtischen Lebens, bis hin zu der Behauptung, eine Frau in der Großstadt zu sein – (...) losgelöst von Familie und Verwandtschaft – eine ›öffentliche Frau‹ also, hieße gleichzeitig, eine Prostituierte zu werden. Frauen sind so wenig vollwertige Bürger der Stadt wie Minoritäten, Kinder und Arme. Niemals wurde ihnen zum Beispiel die freie Bewegungsmöglichkeit im öffentlichen Raum, in der Öffentlichkeit eingeräumt.«⁹³

91 Ebd., S. 111.

92 S. Bauriedl: Androzentrische Leerstellen, S. 121.

93 E. Wilson: The Sphinx in the City, S. 221.

Abb. 6: Standplatz für Sexarbeiterinnen in Basel



Foto: Johanna Rolshoven 2017

Das betraf natürlich auch die Frauen der Oberschicht, die um Freiheiten und Freiräume kämpften und sie auch verwirklichten. An anderer Stelle werden die großstädtischen Salons als Orte eigener Frauenöffentlichkeit erwähnt, auch Kaufhäuser als Frauenöffentlichkeiten spielten eine große Rolle⁹⁴ und eine Fülle weiterer Initiativen und Novitäten der Moderne, wie Frauenvereine, Clubs, Banken, Wohnbauten, Schulen, Theater, Universitäten, Architekturbüros und weitere Einrichtungen, die sich Frauen öffneten oder sogar zu exklusiven Frauenräumen wurden.⁹⁵ Gegen Ende des 19. Jahrhundert erhielten die

94 D. Stratigakos: Women in the Modern Metropolis, G. König: Stadtgeschichte, S. 301ff.; Dies.: Ein Phänomen des Übergangs? Zur Feminisierung der Stadt in der Frauengeschichtsschreibung. In: Beiträge zur Volkskunde in Baden-Württemberg. Bd. 6. Stuttgart 1995, S. 235-245; Dies.: Konsumkultur. Inszenierte Warenwelt um 1900. Wien u.a. 2009.

95 Vgl. das Beispiel der ersten Frauenbank der Welt, gegründet 1910 in Berlin. Vgl. D. Stratigakos ebd. S. 285.

bürgerlichen Frauen an einigen wenigen Orten erstmalig Zugang zu Schulen und Hochschulen, zu öffentlichen Bildungsinstitutionen. Dies bedeutete zugleich, selbständige Schritte in die städtische Öffentlichkeit zu unternehmen, berufstätig zu werden, sich mit Freunden zu treffen und am kulturellen Leben der Metropolen teilzunehmen. Zeitgleich fand eine Politisierung sowohl der Unterschichtsfrauen (etwa über die Arbeitervereine, Parteien und Gewerkschaften) als auch der bürgerlichen Frauen statt. Die erste Frauenrechtsbewegung machte sich um die Wende zum 20. Jahrhundert bemerkbar. Frauen wurden mobil, gingen auf die Straße und auf Reisen und eröffneten sich damit Räume selbständigen Handelns und Wahrnehmens.

Historizität: die Geschichte der Gegenwart

Während Offenheit und Vielfalt zu den Grundbegriffen der kulturanalytischen Stadtforschung zählen, erhalten Gender und Geschichtlichkeit⁹⁶ den Stellenwert einer Grundkategorie. Diese zentrale Dimension will ich im Folgenden ausführen.

Städte unterscheiden sich voneinander nach Lage, Kultur und Baugestalt. In der Historizität einer Stadt ist die zeitliche nicht von der räumlichen Dimension trennbar, so wie Zeit und Raum sich nicht trennen lassen⁹⁷. Die Stadt wird über epochale Kohorten fassbar, welche die Summe an Geschichte und Geschichten umfasst, die sich hier zugetragen haben. Die österreichische Mittelstadt Graz zum Beispiel kann für die Moderne bis zum Ende der Kaiserzeit 1919 ebenso als *kakanisches* Graz und beliebter südlicher Pensionswohnsitz des imperialen Beamtenstandes beschrieben werden, wie als das *rote* Graz eines bedeutenden Industriestandortes mit einer traditionsreichen Arbeiter- und auch Widerstandsbewegung. Das verdrängte *braune* Graz formiert sich mit dem Aufkommen des Nationalsozialismus und schmückt sich mit dem NS-Ehrentitel der *Stadt der Volkserhebung*.

96 Den Begriff der Geschichtlichkeit grundlegend ausformuliert im Kontext der Facherneuerung der Volkskunde hatte Martin Scharfe: Geschichtlichkeit. In: Hermann Bausinger, Utz Jeggle, Gottfried Korff, Martin Scharfe: Grundzüge der Volkskunde. Darmstadt 1999⁴ [Stuttgart 1978], S. 127-203.

97 Albert Einstein und Stephen Hawking sprechen von Raumzeit: Stephen Hawking: Eine kurze Geschichte der Zeit. Die Suche nach der Urkraft des Universums. Reinbek bei Hamburg 1992 [1988], S. 171-175; Jon May and Nigel Thrift (Hg.): TimeSpace. Geographies of temporality. London: Routledge 2001.

Jede Epoche hinterlässt ihre *empreinte*, ihren Abdruck, und die Geschichtlichkeit einer Stadt bedingt ihre Veränderung und Wandlungsfähigkeit, die dieses besondere Gepräge ausmachen, das sich aus der Summe der historischen Ereignisse und Situationen, der Ökonomien und Gesellschaftsformen zusammensetzt. Dieses konjunkturelle Gepräge drückt sich nicht nur in sichtbaren Zeuginnen der Vergangenheit aus, wie Architektur und Topologie, die Sprache der Formen und Steine es sind, sondern auch in den Mentalitäten der Bewohner_innen, die auf kollektiv und individuell Erinnertes rekurrieren. »Eine Stadt, schreibt Rolf Lindner, ist kein neutraler, beliebig zu füllender Behälter, sondern ein von Geschichte durchtränkter, kulturell kodierter Raum, der bereits mit Bedeutungen angefüllt ist.«⁹⁸

Die Lesbarkeit der Stadt

Wie verschafft man sich methodischen Zugang zu diesem in vielen unterschiedlichen materialen und immateriellen Schichten kodierten Raum einer Stadt? Eine häufig verwendete semiotische Formel besagt, man könne eine Stadt »lesen«. Roland Barthes zufolge sind es die Bewohner_innen, die eine Sprache in und über die Stadt entwickeln:

»Die Stadt ist ein Diskurs und dieser Diskurs ist wirklich eine Sprache: Die Stadt spricht zu ihren Bewohnern, wir sprechen unsere Stadt, die Stadt, in der wir uns befinden; wir sprechen sie, ganz einfach, indem wir sie bewohnen, in ihr herumlaufen, sie betrachten. Dabei besteht das Problem allerdings darin, einen Ausdruck wie »Sprache der Stadt« über das nur metaphorische Stadium hinauszuhoben. Der eigentliche wissenschaftliche Schritt ist erst dann geleistet, wenn es gelingt, ohne Metapher von der Sprache der Stadt zu sprechen« und konkret Bedeutung zu beschreiben.⁹⁹

Der Metapher von der Lesbarkeit der Stadt folgend, wird Stadt im Sprechen fortgeschrieben.¹⁰⁰ Der theoretische Zusammenhang zwischen Sprache und Kultur, der mit dem *linguistic turn* die Kulturwissenschaften erreicht hat, weist »Kultur als Text« aus¹⁰¹. Wie die Grammatik einer Sprache steht sie ih-

98 Rolf Lindner: Die kulturelle Textur der Stadt. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 104 (2008), S. 137-147, hier: S. 140.

99 R. Barthes: Semiotik und Urbanismus, S. 289f.

100 Vgl. ebd., S. 288.

101 Vgl. Eberhard Berg, Martin Fuchs (Hg.): Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation. Frankfurt/M. 2016 [1993]; Clifford Geertz: Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. Frankfurt/M. 2003 [1973].

ren Sprecher_innen zur Verfügung und wird im Handeln/«Sprechen» aktualisiert. Demnach ließe sich auch von einer *écriture* der Stadt sprechen, einer Schrift, die Stadtbewohner_innen durch das Leben in der Stadt zu beherrschen gelernt haben, und in der sie sich ausdrücken; eine Schrift, die dechiffrierbar und lesbar ist, sofern man – dies liegt jedem Sprachverständnis zugrunde – mit den Codes zu ihrer Entschlüsselung vertraut ist: »Das Lesen einer Stadt ist ein aktiver Prozess, bestimmt vom Wissen um Deutung und Bedeutung.«¹⁰² Diese, strukturalistischem Denken zugrunde liegende Vorstellung – und darin liegt eine der großen Leistungen des französischen oder russischen Strukturalismus im 20. Jahrhundert –, geht davon aus, dass sich gebaute und von Menschen belebte Räume, aber auch generell Artefakte in einem historischen Zuschreibungsprozess mit Bedeutung aufgeladen haben.

Wie erschließen sich solche Bedeutungen? Wie kann man sich die Lektüre einer Stadt konkret methodisch vorstellen? An welchem Ort zwischen Struktur und Handlung ist sie anzusiedeln und inwiefern ist sie teilbar? Stadt ist dieser Auffassung zufolge die Summe der *Historie*: der in diesem Raum stattgehabten Geschichte von Ereignissen. Die Stadt Wien zum Beispiel ist ein Ort, an dem politische Geschichte geschrieben wurde. Das k. und k. Kaiserreich, »Kakanien«, wie Robert Musil es nannte¹⁰³, und die nachfolgenden Republiken beziehungsweise demokratisch gewählten Regierungen manifestiert/en im öffentlichen Raum ihre Siege und Niederlagen, ihre hohen Zeiten und Errungenschaften ebenso wie Trauer, Empörung, Aufruhr. Diese historischen Momente lassen sich an politischen Reden ablesen, an Militärparaden, an den Polizeiaufgeboten, mit denen Demonstrationen begleitet, ihnen Einhalt geboten oder sie niedergeschlagen wurden. Als Machtdemonstrationen, die der Bevölkerung gegenüber die staatlichen Kräfteverhältnisse aufzeigen, ebenso wie als Widerstand dagegen oder als Ausdruck von Teilhabe, sind sie historische Prozesse.

Auch die Materialität der Stadt selbst weist sie als einen von Geschichte durchdrungenen Raum aus. Sie manifestiert sich in Gebäuden, Fassaden und Monumenten, den Anordnungen von Straßen, Häusern und Wegen, den Straßenbelägen und Farben, den Straßennamen und Gedenktafeln, den Friedhöfen und Parkanlagen. Es ist die Strukturgeschichte der Epochen und Ereignisse und ihrer, in der Zeit fixierten Stellvertreter oder Repräsentant_innen – Pestsäule, Nymphenbrunnen und Kriegerdenkmal –, die zu bestimmten

102 Beate Binder: Streitfall Stadtmitte. Der Berliner Schlossplatz. Wien u.a. 2009, S. 15.

103 Vgl. R. Musil: Der Mann ohne Eigenschaften.

gesellschaftlichen Zeiten ›besprochen‹ und als ideologische Diskurse immer wieder reaktualisiert werden.

Abb. 7: Eine Stadt lesen: Kunstinstallation in Padua 2016



Foto: Johanna Rolshoven 2016

Das Palimpsest, ein zentraler Begriff der kulturalanalytischen Stadtforschung, charakterisiert als sprechende Metapher die Struktur des Gegenstands einer Stadtlektüre. Palimpseste nennt man in verschiedenen Epochen immer wieder neu überschriebene antike Papyrusrollen.¹⁰⁴ Beate Binder schreibt, dass in einer Stadt die »Plätze und Parks, die Gebäude und Denkmäler, die Straßennamen und Erinnerungstafeln (...) auch biografische

104 Vgl. Giacomo Bottà: Berlin as Urban Palimpsest. In: Aurélie Choné (Hg.), *Villes invisibles et écritures de la modernité*. Mulhouse 2012: Œrizons, S. 43-54.

Stationen einer lokalen Geschichtslandschaft und ihrer Akteure« verkörpern¹⁰⁵. »Gedenk- und Gedächtnisorte, Relikte und Spuren der nahen und fernen Vergangenheit liegen im urbanen Raum nahe beieinander und sind eng verwoben. Stadtlandschaften sind wie Palimpseste, auf deren Oberfläche sich Zeichen überlagern, sich kreuzen und miteinander kommunizieren.«¹⁰⁶

Stadtgeschichte lässt sich über konkrete Texte und Bilder verstehen, die sich dechiffrieren, lesen und interpretieren lassen. Diese mobilen Repräsentationen einer Stadt, die sich in Quellen materialisieren, in musealisierten Objekten, Plakaten und Abbildungen, in archivalischen und zeitgenössischen Schriften und Bildern, lassen sich als Diskurse oder Narrative zum Sprechen bringen. Rolf Lindner benennt als Gegenstände der empirischen Kulturanalyse etwa »Schulfibeln, Festschriften und Chroniken; Gebrauchstexte wie Lokalzeitungen, Stadtmagazine, Stadtführer, Stadtwerbung; fiktionale Werke wie Erzählungen, Romane und TV-Serien; urbane Legenden und Mythen; charakteristische Figuren als Verkörperung sozialer Klassen; Anekdoten, Redensarten und (...) Witze«.¹⁰⁷ Als Stadtgeschichte »lesen« lassen sich darüber hinaus auch Situationen und Anlässe wie Gedenkfeiern, Versammlungen, Feste und Umzüge. Die Chiffre, die sich aus solchen Quellen entschlüsseln lässt, kann einen topischen, themenzentrierten Charakter oder einen diffusen allgemeinen Charakter haben, sie kann evident oder auch verborgen in Erscheinung treten. In diesem Widerspruch zwischen »Verborgenheit« und »Emergenz« liegt das Kerngeschehen jeder Kultur, denn auch der inhärent performative Charakter des Abwesenden ist ein Kulturproduzent. Jedes Nicht-Erinnern und Vergessenwollen, jede Bekundung dessen, dass wir »so nicht gewesen sein wollen«, jedes Abspalten dunkler Seiten der (städtischen) Gesellschaftsgeschichte wirkt nachhaltig und folgenreich auf die Zukunft. Die Verdrängung der Ausbeutungen, Erniedrigungen und Kapitalverbrechen des Kolonialzeitalters äußert sich im Jihad gegen die vormaligen kolonialen Metropolen in einem ähnlichen Mechanismus, wie die stillschweigende Kontinuität der Akteure der NS-Unrechtsregimes und der Shoah sich sowohl in einem Rechts- als auch in einem Linksterrorismus der 1970er Jahre offenbarte.¹⁰⁸

105 B. Binder: Streitfall Stadtmitte, S. 15.

106 Ebd., S. 15.

107 Rolf Lindner: Offenheit, S. 396.

108 Vgl. Frantz Fanon: Die Verdammten dieser Erde. Paris 1962; J. Rolshoven: Kultur, ein Theater der Komplikationen; Wolfgang Kraushaar (Hg.): Die RAF und der linke Terrorismus. 2 Bde. Hamburg 2006.

Städtische Wandkunst: Mobile Repräsentationen des Stadtgedächtnisses

Abb. 8 (links): Lissabon 2018; Abb. 9 (Mitte): Warschau 2017; Abb. 10 (rechts): Lissabon 2018



Fotos: Johanna Rolshoven

Konstruktionen von Stadtidentität: Erinnern und Vergessen

Soviel die Stadt vergessen lässt, so viel tut sie für das Erinnern. Rolf Lindner definiert das Gedächtnis der Stadt als »die unbewusste Organisation aller vergangenen und gegenwärtigen Praktiken und der mit ihnen verknüpften geistigen und symbolischen Bedeutungen«. Dieses Gedächtnis verleihe »dem sozialen Leben in der Stadt Dynamik und bewahrt die Stadt zugleich davor, ihre Identität zu verlieren«.¹⁰⁹ Dem Konstruktionscharakter des Stadtgedächtnisses liegt Stadtgeschichte als funktionaler Teil einer Stadtidentität zugrunde. Sie äußert sich ebenso in der Pflege der Geschichte wie im Verdrängen und Unsichtbarmachen, in den zahlreichen Manifestationen des Vergessens von Ereignissen und Situationen. Joachim Schlör erwähnt als Beispiel für die Zuspitzung des Sichtbaren, in dessen Windschatten das Verborgene segelt, die Geschichte der Titanic.¹¹⁰ In der historisierenden Identitätskonstruktion der Hafenstadt Southampton in der Gegenwart hat sie einen hohen Stellenwert.

109 R. Lindner: Offenheit, S. 392.

110 Joachim Schlör: Marlene Dietrich auf dem Schiff von New York nach Southampton. In: Beate Binder, Moritz Ege, Anja Schwanhäußler, Jens Wietschorke (Hg.), Orte. Situationen. Atmosphären: Kulturanalytische Skizzen. Für Rolf Lindner. Frankfurt, New York 2010, S. 77-86.

Hier ist der große Ozeandampfer am 10. April 1912 ausgelaufen und aus Southampton stammten auch über 500 der 1514 Menschen, die in der berühmten Katastrophe, dem »Untergang der Titanic«, umgekommen sind, die meisten von ihnen waren Mitglieder der Schiffsbesatzung. Im Zentrum der Stadt gibt es ein großes Denkmal für die Maschinisten der Titanic und eine kleine Gedenktafel für die Musiker; das SeaCity Museum zeigt »how the disaster affected the city«;¹¹¹ ihre Geschichte ist zum Schulstoff geworden, und bei den unterschiedlichsten Ereignissen und Anlässen wird diese bemerkenswerte Vergangenheit memoriert. Dagegen bleibt die wichtige Rolle der Stadt Southampton für die Transmigration von Millionen osteuropäischer Juden nach Amerika – auch auf der Titanic reisten Flüchtlinge – noch wenig dokumentiert, auch wenn die verblässende Aufschrift »Migrant's Home« an einem renovierten Gebäude in der Nähe des Hafens darauf verweist.¹¹²

Die Präsenz von Historie, der gesellschaftlichen Erinnerung, geht in der Stadt demnach Hand in Hand mit der Abwesenheit von Geschichte, mit dem Vergessen. Stadtgeschichte wird hergestellt, sie wird geschrieben, und sie schreibt sich als stets aktualisiertes und aktualisierbares Memorat in das Gedächtnis von Stadtbewohner_innen ein. Aufschlussreich ist, welche ökonomisch motivierten ideologischen Funktionen die Art und Weise des Umgangs mit Geschichte und damit die Steuerung des kollektiven Gedächtnisses erfüllen.

Gedächtnis und Erinnerung sind zu unerlässlichen kulturtheoretischen Schlüsselbegriffen der Gesellschafts- und auch der Stadtforschung geworden. In ihrem modernen Gebrauch gehen sie auf den französischen Soziologen Maurice Halbwachs (1877-1945) zurück. Halbwachs' Schriften zu lesen, ist von ungebrochener Aktualität, in hohem Maße aufschlussreich für ein Grundverständnis von Kultur und Gesellschaft und sei jedem Interessierten, jeder Interessierten ans Herz gelegt.¹¹³ Ein längeres Zitat aus der deutschen Übersetzung von »Das soziale Gedächtnis und seine Bedingungen« sei daher an

111 Vgl. <https://seacitymuseum.co.uk/titanic-story> (10.05.2020).

112 Mit herzlichem Dank an Joachim Schlör, vor Ort in Southampton, für die Informationen zu diesem Absatz!

113 Die prominenten Arbeiten von Jan Assmann und Aleida Assmann, die sich profunde mit Halbwachs Ideen auseinandergesetzt und sie weiterentwickelt haben, dürfen hier nicht unerwähnt bleiben: vgl. u.a. Aleida Assmann: *Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*. München 1999; Jan Assmann: *Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität*. In: Jan Assmann, Tonio Hölscher (Hg.): *Kultur und Gedächtnis*, Frankfurt/M. 1988, S. 9-19.

dieser Stelle erlaubt, verknüpft mit einem grundsätzlichen Plädoyer, wissenschaftliche Texte im Original zu lesen, um auf *eigene* Gedanken kommen zu können.

Die «sozialen Überzeugungen besitzen einen doppelten Charakter, welches auch immer ihre Herkunft sein möge. Sie sind kollektive Traditionen oder Erinnerungen, aber sie sind zugleich auch Ideen oder Konventionen, die aus der Kenntnis des Gegenwärtigen entspringen. Wäre es (in diesem Sinne) rein konventionell, so wäre das soziale Denken rein logisch; es würde nur das zulassen, was in die gegenwärtigen Verhältnisse paßt. Es würde ihm gelingen, bei allen Mitgliedern der Gruppe alle die Erinnerungen auszulöschen, die sie – wie gering auch immer – nach rückwärts zögen und ihnen erlaubten, gleichzeitig teilweise in der Gesellschaft von gestern und teilweise in der heutigen zu verweilen. Wäre es rein traditionell, so würde es keine Idee und selbst keine Tatsache in sich eindringen lassen, welche mit seinen alten Überzeugungen nicht übereinstimmte, so wenig das auch der Fall wäre. So würde die Gesellschaft weder im einen noch im anderen Falle irgendeinen Kompromiß zwischen dem Bewußtsein von den gegenwärtigen Verhältnissen und der Anhänglichkeit an traditionelle Überzeugungen zulassen; sie würde sich gänzlich entweder auf das eine oder das andere begründen. Aber das soziale Denken ist nicht abstrakt. Selbst wenn sie der Gegenwart entsprechen und sie ausdrücken, nehmen die Ideen der Gesellschaft stets in einzelnen oder in Gruppen Gestalt an. Hinter einem Titel, einer Tugend, einer Qualität sieht die Gesellschaft sogleich deren Träger. Die Gruppen und die einzelnen existieren aber in der zeitlichen Dauer und lassen ihre Spur im Gedächtnis der Menschen zurück. Es gibt in diesem Sinne keine soziale Idee, die nicht zugleich eine Erinnerung der Gesellschaft wäre. (...) Daraus geht hervor, daß das gesellschaftliche Denken wesentlich ein Gedächtnis ist, und daß dessen ganzer Inhalt aus kollektiven Erinnerungen besteht, daß aber nur diejenigen von ihnen und nur das an ihnen bleibt, was die Gesellschaft in jeder Epoche mit ihren gegenwärtigen Bezugsrahmen rekonstruieren kann.»¹¹⁴

Auf den Begriff der Verdrängung von Vergangenen, auf das Vergessen von »Geschichte« war Halbwachs – lange bevor die Arbeiten von Sigmund Freud ins Französische übersetzt waren –, nicht eingegangen, auch wenn er deutlich die gesellschaftliche Funktion und den ideologischen Charakter der selek-

114 Maurice Halbwachs: Das kollektive Gedächtnis. Frankfurt/M. 1991 [Paris 1939].

tiven Erinnerung benennt. Vergessen als individuelle, gesellschaftliche, kulturelle Strategie oder sogar als »Notwendigkeit«, wie Marc Augé schreibt, sollte erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts in den Geisteswissenschaften ein wichtiges Thema werden.¹¹⁵

Memorie und Historie

Der Tübinger Volkskundler Utz Jeggle hatte in Anlehnung an Halbwachs eine weitere wichtige Differenzierung des Gedächtnisbegriffes¹¹⁶ vorgenommen, mit der er »Memorie« und »Historie« unterscheidet. In die Struktur einer Stadtgeschichte fließen sichtbare und unsichtbare Motive ein, die auf Ereignissen in der Vergangenheit beruhen, aber auch – darauf muss die akteurszentrierte Stadt-Raum-Kulturforschung näher eingehen – Erinnerungen von Stadtbewohner_innen und Stadtbesucher_innen.

Die Geschichtlichkeit oder Historizität einer bestimmten Stadt ist zum einen eine Angelegenheit der Historie, der Geschichtsschreibung, zum anderen umfasst sie die Memorie, welche sowohl als individuelle wie auch als kollektive Erinnerung der hier lebenden Menschen aufgefasst werden kann. In der Memorie erscheint die Welt aus der Akteur_innenperspektive. Was jede/r einzelne individuell oder geteilt mit anderen mit dem Stadtraum verbindet, die gelebte Biografie, das familiäre Gedächtnis, wirken in der Regel Generationen übergreifend – einmal als ein bewusst gesetzter Akt, ein andermal in der eher unvermerkten Vermittlung. Der britische Anthropologe Andrew Irving umschreibt mit dem Begriff der *thoughtscapes* die Summe der inneren Dialoge von Stadtbewohner_innen in Bewegung: »It is a *thoughtscape* that consists of the continous streams of inner dialogue, memory and imagination that comprise

115 Vgl. Michel de Certeau: L'Absent de l'histoire. Paris 1973; Mame; Paul Ricoeur: La mémoire, l'histoire et l'oubli. Paris 2000; Seuil; Aleida Assmann: Formen des Vergessens. Göttingen 2016; Marc Augé: Les formes de l'oubli. Paris 1998; Payot. – Der französische Ethnologe Augé skizziert, ausgehend von Forschungen in afrikanischen und indigenen amerikanischen Gesellschaften, drei »Figuren des Vergessens«: zum einen das Vergessen der Gegenwart und die Hinwendung zur als besser imaginierten Vergangenheit als Konstruktion von Kontinuität, zum zweiten Vergessen als Aufhebung sowohl von Vergangenheit als auch von Zukunft bei Übergangsritualen, die im Jetzt des Schwellenstatus spielen, und zum dritten ein Vergessen der Vergangenheit als Notwendigkeit um, im Sinne einer Erneuerung, Zukunft gestaltbar werden zu lassen. Ebd., S. 83-87.

116 Vgl. Utz Jeggle: Memorie und Historie. Zur Arbeit des Erinnerns. In: Christian Giordano (Hg.), Kultur anthropologisch. Frankfurt/M. 1989, S. 343-360.

people's everyday lives and practises and mediate their engagement with their social and material surroundings.«¹¹⁷ Die Bedeutung der Auseinandersetzung mit den stillen Selbstgesprächen, den inneren Dialogen und Assoziationsketten, vor allem aber dem Denken in Bewegung, etwa während des Gehens, unterstreicht Irving vor allem in Bezug auf das Verständnis der anthropologisch-methodologisch zentralen Dimension von »Wirklichkeit«. Diese – man könnte sagen: existenzialistische – Auffassung ermöglicht, das Zusammenspiel von Denken, Erinnern und der städtischen Umwelt, also Raumaneignungen, zu betrachten und eine ganzheitliche »embodied lived experience« zum Ausgangspunkt der Beschreibung von Stadterfahrung als Stadtbeschreibung zu machen. Irving geht noch einen Schritt weiter in der Konzeption einer Auffassung von Stadt, die von einer Synchronizität der gedanklichen Kopräsenz ihrer Bewohner_innen ausgeht: »To be in the city is to be located at all times within a meshwork of intersecting thoughts and to be part of a continuous and collective interaction with the sights, sounds, tastes, smells and textures which impress themselves onto the collective nervous system.«¹¹⁸

Das kulturelle Gedächtnis einer Stadt, aus dem sich zugleich das kulturelle Gedächtnis einer Region oder Nation konstituiert, setzt sich aus der Quersumme beider Erinnerungsformen, Historie und Memorie, zusammen. Es ist, wie Beate Binder in ihren Stadtforschungen unterstreicht, die Grundlage für »individuelle wie kollektive Sinnstiftungen und Identitätskonstruktionen«¹¹⁹ und damit eine Grundlage für Gemeinschaftsbildung¹²⁰. Die Möglichkeit der Realisierung eines heterokulturellen pluralen Zusammenlebens, wie es in einer Hafenstadt wie Marseille, Riga oder Tanger möglich ist, beruht auch auf einer ähnlichen gemeinsamen, transgenerationellen Erfahrung und Erinnerung der Vertreibung und Emigration, wie sie während des 20. Jahrhunderts u.a. Palästinenser_innen, Russ_innen, Maghrebiner_innen, Jüdinnen und Juden, Vietnames_innen oder Armenier_innen gemacht haben.

Die zu einer Historie gerinnende offizielle städtische oder nationale Geschichtsschreibung ist der zentrale Ort der Identitätspolitik: der Ort der Produktion von Ideologie, die Geschichte zum Mittel der Tagespolitik zurechtmacht. »Identitätspolitik, so unterstreicht Beate Binder für Berlin, kann spaltend sein und darauf hinaus laufen, mehr oder weniger große Teile städti-

117 Andrew Irving: *The Lives of Other Citizens. Taking a Journey into New York's Thoughtscape*. In: *Anthrovision* 4, 2 (2016), S. 1-15, hier: S. 3.

118 Ebd., S. 8.

119 Vgl. B. Binder: *Streitfall Stadtmitte*, S. 15.

120 Vgl. ebd., S. 16.

scher Geschichte auszublenzen und Modernisierungsverlierer unsichtbar zu machen, oder sie kann sich als integrativ verstehen und versuchen, Vergangenheit und Gegenwart zu verknüpfen (...).«¹²¹ Weil »Stadtraum historisch gesättigte Landschaft ist, strukturiert entlang gesellschaftlicher Ordnungsvorstellungen, ist die Auseinandersetzung um deren Deutung ein politisches Konfliktfeld, in dem soziale, geschlechtliche, ethnische und andere Differenzen, die gesellschaftliche Positionen und Praxen strukturieren, zugleich ausgehandelt, bestätigt, modifiziert und/oder gefestigt werden.«¹²²

Repräsentationen von Geschlechterverhältnissen im öffentlichen Raum

Ein Beispiel für das urbane Gedächtnisfeld sind die – wie bereits erwähnt – materialen und sichtbar gemachten Repräsentationen des Geschlechterverhältnisses im öffentlichen Raum, die in Straßennamen, auf Gedenktafeln und über Monumente visualisiert und personifiziert werden. Neben den herrschenden Stereotypen heldischer Männlichkeit und sorgender Weiblichkeit finden sich hier und da andere, provokative und zeitgemäße Frauendarstellungen, die aus temporären Kunstaktionen und seltener auch aus Auftragskunstzusammenhängen stammen.

In der finnischen Hafenstadt Turku und im lettischen Riga stehen Kapitäne, protestantische Geistliche und Nationalhelden auf Sockeln, die die historisch jungen Nationalstaaten bestärken. Auch Drachenmonumente verkörpern siegreichen Schutz, wie jener in Jurmela, vor dem sich an Wochenenden die kleinen Burschen der Ausflugsfamilien abfotografieren lassen. In Warschau finden sich monumentale Darstellungen, die an den Aufstand des Warschauer Ghettos und an den berühmten Kniefall des Willy Brandt erinnern, mit etlichen verunglimpfenden Schablonensprayungen mit dem Konterfei von Wladimir Putin. In Bronze anwesend ist der Widerstandskämpfer Jan Karski, der für die Unabhängigkeit Polens steht, ähnlich anderen Dichterfiguren in Beirut, Kaunas, Algier und anderen Städten. In Lausanne und Zürich, beide an einem See gelegen, fallen die nackten Frauen auf als moderne Repräsentationen all der Nymphen, Seejungfrauen und anderer – mythologisch nicht ganz ungefährlicher – Wasserwesen, die so zahlreich die barocken städtischen Brunnenanlagen, wie etwa in Innsbruck oder Graz, bevölkern. Meerjungfrauen in Küstenstädten wie in Jaffa stehen häufig mit Stadt-

121 Vgl. ebd., S. 16.

122 Vgl. ebd., S. 17.

gründungsmythen in Verbindung: weibliche Wasserwesen mit geheimnisvollen Kräften dienen als Schutzmächte. Monumentale Frauenfiguren – Matronen – stehen im litauischen Vilnius und im armenischen Jerewan, im Stil der Sowjetischen Monumentalkunst, und in Rotterdam, wo die mächtige Königin Wilhelmina in einer modernen humorvollen Interpretation dargestellt wird. Manche neueren Kunstwerke durchbrechen oder provozieren die klassischen Muster, Figurierungen und Festschreibungen. Ebenfalls in der Hafenstadt Rotterdam steht eine Figur von Peter dem Großen, der die Niederlande 1697/98 incognito als Schiffszimmermann arbeitend besucht hatte, sowie ein eindruckliches Monument aus Koffern vor dem Hotel »New York«, das an das Elend der Auswanderer erinnert. In Marseille, Koper, Tunis und Zagreb stehen Widerstandskämpfer auf den Sockeln der Geschichte, und es wird an Opfer der kolonialen oder faschistischen Gewaltherrschaft erinnert.¹²³

Es ist nicht nur kurzweilig, sondern auch aufschlussreich, sich die bisweilen altmodische Bevölkerung auf den Denkmalsockeln seriell anzuschauen, um sich ein Bild des Umgangs mit Geschichte in unterschiedlichen Ländern und Städten und zu unterschiedlichen politischen Regierungsperioden vor Augen zu führen, und um ihre kontemporäre Dienstbarkeit herauszulesen. Die »steinernen und historischen Gestaltformen«, vermitteln, so Kaschuba, »einen vielfach noch erkennbaren stadträumlichen Ordnungsgedanken«¹²⁴. »Die Plätze und Parks, die Gebäude und Denkmäler, die Straßennamen und Erinnerungstafeln verkörpern (...) auch biografische Stationen einer lokalen Geschichtslandschaft und ihrer Akteure«¹²⁵.

Die ortstypische Aufladung des gebauten Stadtraumes wird von den Bewohner_innen unter Zuhilfenahme des Wissens gedeutet, über das sie verfügen, aber auch vor dem Hintergrund von »Überzeugungen und Werten«¹²⁶, die in bestimmten kulturellen Kontexten ihre Wirkmächtigkeit haben. Aus der kulturalanalytischen akteur_innenzentrierten Perspektive auf den Alltag sind die Einbindungen der Denkmäler in die Alltagsbewegungen, aber auch in die politischen Handlungsformen aufschlussreich. Als exponierte topographische Referenzpunkte dienen Monumente einmal als Treffpunkt, wie etwa in Zagreb, wo man sich »unter dem Schwanz« des Rosses des Reiterdenkmals für Jelačić auf dem Hauptplatz zu verabreden pflegt. Ein andermal dienen sie

123 Die Beobachtungen zu den Monumenten habe ich auf anthropologischen Studienreisen zwischen 2010 und 2020 gemacht.

124 Vgl. W. Kaschuba: *Urbane Identität*, S. 14.

125 Ebd., S. 15.

126 Vgl. ebd., S. 15.

Sockelhelden und Wasserwesen

Abb. 11 (links): Der Drachentöter in Jurmela bei Riga;

Abb. 12 (rechts): Willy Brandt: Der Kniefall vor den Opfern des Warschauer Ghettos



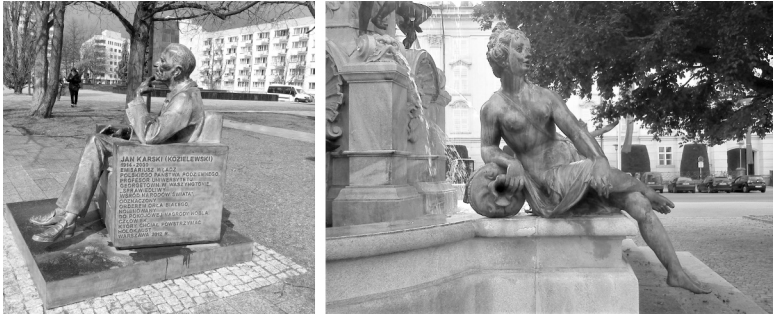
Fotos: Johanna Rolshoven 2014 (links); Johanna Rolshoven 2015 (rechts)

der nationalistischen Kundgebung, wenn vor demselben Denkmal – es war Ende November 2017 – dem kroatische Kriegsverbrecher Slobodan Praljak, der zuvor vor dem Den Haager Kriegsgericht den Freitod wählte, eine heldenhafte Ehrerweisung zu Teil wurde. Regelmäßige Friedhofsgänger_innen eignen sich auf sehr individuelle Art und Weise Geschichte und Wissen um die Gräbermemoriale an, wie Colette Pétonnet auf ihren Spaziergängen mit »schwebender Aufmerksamkeit« auf dem Pariser Friedhof Père Lachaise erfahren und ergründet hat.¹²⁷

127 Vgl. C. Pétonnet: Freischwebende Beobachtungen.

Abb. 13 (links): Der polnische Widerstandskämpfer Jan Karski (1914-2000);

Abb. 14 (rechts): Tiroler Nereiden am Leopoldbrunnen, Innsbruck



Fotos: Johanna Rolshoven 2013 (links); Johanna Rolshoven 2015 (rechts)

Zwei methodische Beispiele zur Verknüpfung von Historie und Memorie im Stadtraum

»Helvetia auf Reisen« (Basel 1996)

Im Rahmen einer interdisziplinären Lehrveranstaltung an der Universität Basel zu städtischen Übergangsräumen haben wir 1994/95 ein Basler Denkmal mit künstlerischen und ethnographischen Mitteln von nahem betrachtet:¹²⁸ die Figur »Helvetia auf Reisen« der Bildhauerin Bettina Eichin, eine feministische und politische Interpretation der Schweizer Nationalheroine. Eine mächtige Frauenfigur aus Bronze, die überlebensgroße Helvetia, sitzt auf dem Brückenkopf der mittleren Rheinbrücke und macht diesen zu einem besonderen Ort. Sie hat ihren Koffer und ihre Waffen (Schild und Speer) an der Mauerbrüstung hinter sich abgelegt und schaut nachdenklich und etwas sehnsüchtig gegen Westen, Richtung Frankreich. Die Seminargruppe ging den Bedeutungen nach, die dieser Ort im städtischen Alltag hat, den Erinnerungen an Begebenheiten, die dort erlebt wurden. In den Recherchen hat sich herausgestellt, dass diese Bronzefigur gerade für Frauen ein beliebter Ort zum Innehalten im städtischen Alltagsgetriebe ist und auch ein beliebter

128 Vgl. J. Rolshoven, Justin Winkler: Übergänge im Stadtraum. Texte von Wahrnehmungsübungen. Basel 1996; zum feministischen Denkmalverständnis der Bildhauerin Bettina Eichin vgl. URL: Das hat es mit der »Helvetia auf Reisen« auf sich - Telebasel, 14.09.2020.

Abb. 15 (links): *La Vierge du Lac*, Lausanne, Vincenzo 1989;

Abb. 16 (rechts): *Die litauische Schriftstellerin Julija Beniuševičūtė-Žymantienė* (1845-1921), Vilnius



Fotos: Johanna Rolshoven 2014

Treffpunkt. Man setzt sich gerne auf die Bank auf dem kleinen Platz hinter dem Monument, im mächtigen Rücken der Heroine. Das Monument, das nach seiner Aufstellung Anstoß erregt hatte, hat sich über die referentiellen Alltagspraktiken der Basler und Baslerinnen über Jahrzehnte in das Gedächtnis der Stadt eingeschrieben und ist zu einem signifikanten Ort geworden. Denn die Symbolfigur der Eigenossenschaft legt ihre Rolle als aufrechtstehende Statue ab, sie steigt herab vom Denkmalsockel und begibt sich auf die Straße zu den Stadtbewohner_innen. Sie setzt sich neben sie auf die Brückenmauer: diskret, nicht herablassend, sie exponiert sich nicht. Ihr breiter Rücken beruhigt, er hat etwas Beschützendes an sich. Helvetia, in dieser Statur, vermag die fehlende Erinnerung an die Partizipation der Frauen an der Basler Geschichte und Stadtwerdung anzumahlen.

Wie erhalten wir Zugang zu solchen individuellen Raumpraktiken, die in Form von Erinnerungen unsichtbare und schwer greifbare Spuren hinterlas-

Abb. 17 (links): Die slowenischen Widerstandskämpfer Pinko Tomažič (1915-1941) und Karlo Maslo (1912-1988), Koper;

Abb. 18 (rechts): Der französische Widerstandskämpfer Missak Manouchian (1906-1944), Marseille



Fotos: Johanna Rolshoven 2016 (links); Johanna Rolshoven 2019 (rechts)

sen? In dem Basler Projektseminar wurden Stadtbewohner_innen zu ihren alltäglichen Wegen und Routinen befragt und zu ihrer Raumwahrnehmung, wenn sie der Weg über die Basler Brücke an Bettina Eichins »Helvetia« vorbeiführte. Wir haben eine Wahrnehmungsspaziergang rund um das Brückenquartier unternommen, sie von allen Seiten beobachtet, Polaroid-Aufnahmen angefertigt, gezeichnet, Tonaufnahmen gemacht und uns dabei von sensiblen Expert_innen begleiten lassen: einem Architekten, einem Poeten, einem Geographen, einer Kulturwissenschaftlerin. Im Anschluss haben wir Bettina Eichin zu einem Gespräch eingeladen, um uns über das Wissen, die Wahrnehmung, den Stadtraum und die Raumerfahrungen auszutauschen.

Abb. 19 (links): »Junak«: Der heldenhafte Freitod des Slobodan Preljak (1945-1917), Zagreb;

Abb. 20 (rechts): »Helvetia auf Reisen« von Bettina Eichin, Basel 1980



Fotos: Johanna Rolshoven 1917 (links); Foto: pixabay free license (rechts)

Das Kunstwerk, so eine zentrale Erkenntnis, fordert die Verknüpfung der eigenen städtischen Raumpraxis mit der Strukturgeschichte. Der Zusammenhang zwischen Nationalstaat, staatlicher Politik und einer angemessenen weiblichen Repräsentanz im öffentlichen Raum der Gesellschaft, das heißt im Feld des Politischen, sind Thematiken, die sowohl eine individuelle Bewußtseinsbildung als auch die eigene gesellschaftliche Verortung herausfordern.

»Staged Fieldwork« (London 2006)

Methodische Zugänge gestalten sich notwendigerweise orts- und themenspezifisch verschieden, weil sie dem Gegenstand, seiner Lage, seiner Zeit, seinem Charakter, dem Wissen und den Möglichkeiten der Forschenden angemessen sein wollen. Dieser zentrale kulturalanalytische Anspruch an die Stadtforschung fordert Methodenerfahrung und -wissen heraus, verlangt kreative Offenheit und den Mut, das wissenschaftliche Methodenbuch auch einmal zu zuklappen, um eigenen Überlegungen und Explorationen Raum zu geben. Nicht die genaue Befolgung der hier vorgegebenen Schritte zählt, sondern der in einer spezifischen Situation mögliche Erkenntnisgewinn und damit letzt-

lich die gesellschaftliche Relevanz der Forschung, die sich an ihrem Anspruch und ihrer Wirklichkeitsentsprechung misst.

Beeindruckendes Beispiel eines solchen methodenkreativen und situationsangepassten Vorgehens, mit dem die Stadt als Ort voller unsichtbarer Erinnerungen sichtbar gemacht wird, sind die Arbeiten von Andrew Irving¹²⁹. Mit seiner Forschung über das Stadtgedächtnis, zu Beginn der 2000er Jahre in London, hat er auch diejenigen und dasjenige präsent gemacht, das nicht (mehr) anwesend ist. Auf ungewöhnliche Weise verknüpft er ethnographische Ansätze mit Kunst und Performance zu einem »staged fieldwork«. In einem bestimmten thematischen Forschungskontext bat er Stadtbewohner_innen, sich zu Orten und Gebäuden in der Stadt zu begeben, die sie mit biographischen Begebenheiten und Erinnerungsmomenten verbinden. Sie wurden dabei von zwei Personen begleitet: dem Forscher mit einem Aufnahmegerät und einem Fotografen. An Ort und Stelle schilderten sie dann ihre Erinnerungen, die vom Begleiter aufgezeichnet wurden. Irving hat nicht einfach normale Passant_innen gefragt, was denkbar wäre bei diesem aufschlussreichen Zugang, sondern er hat sog. *Buddies* auf den Plan gerufen, das heißt Betreuer_innen von Londoner_innen der ersten Generation an Aids Erkrankten. Diese in den 1980er und 1990er Jahren akut Erkrankten waren damals mangels Medikation unweigerlich zum Tode verurteilt. Die *Buddies* wurden als im Alltag unterstützende Begleitpersonen, eine Art Sozialarbeiter/in, von einer Stiftung finanziert. Irving bat sie, ihn an Orte zu führen, die etwas mit dem oder der von ihnen seinerzeit betreuten und inzwischen verstorbenen Menschen zu tun haben, und um Begebenheiten zu erzählen.

Die mit diesem Vorgehen verbundene Absicht war vielschichtig. Zunächst wollte Irving an diese durch ihren frühen Tod im London der 1980er/90er Jahre aus der Stadt verschwundenen Personen erinnern. Darüber hinaus wollte er an diese Epoche erinnern, die das sexuelle Verhalten der kommenden Generation einschneidend verändert und das Lebens- und Zeitgefühl einer ganzen Generation beeinflusst hatte. Man konnte damals nicht wissen, dass eines Tages Medikamente existieren würden, die die tödliche in eine chronische Krankheit verwandeln konnten.

Einige dieser Orte und die Geschichten dazu finden sich in einem Aufsatz von Irving photographisch dokumentiert. Ein Beispiel möchte ich hier zur

129 Vgl. sein jüngstes Buch: Andrew Irving: *The Art of Life and Death. Radical Aesthetics and Ethnographic Practice*. Chicago 2017: HAU.

Veranschaulichung paraphrasieren. Wir sehen eine Photographie der Oberfläche eines Bürgersteigpflasters in Edith Grove, Chelsea, die Bildüberschrift lautet »The Beating Pavement«. An genau diesem Ort auf dem unscheinbaren Straßenboden wurde 1987 Isabel Collins von einer Gruppe Jugendlicher niedergeschlagen und ausgeraubt, als sie abends auf dem Weg nach Hause durch diese Straße ging. Isabel Collins war eine Frau mittleren Alters, bei der als erster Frau in Großbritannien Aids diagnostiziert worden war. Sie hatte sich in den 1980er Jahren bei einer Bluttransfusion angesteckt. Sie habe, so der *Buddy*, offen über ihre Krankheit gesprochen, ohne jedoch die Ansteckungsursache zu verlautbaren: »to mask the truth but to collapse the distinction between ›innocent‹ and ›guilty‹ modes of HIV transmission«. ¹³⁰ Als sie nun niedergeschlagen und blutend auf dem Boden lag, wollten einige Passanten zu Hilfe kommen. Sie warnte sie jedoch davor, sie anzufassen und sich über ihr Blut mit HIV anzustecken.

»Her body covered up a greater depth that is not readily present to vision. Underneath Isabel's skin lurked a virus, which meant that blood, a substance that gives life, was also a poison that was killing her and also had the potential to kill others if it left her body. And it is important to realize that what troubled Isabel much more than the actual violence was being forced to reveal her condition to people who had come to help her.« ¹³¹

Ein zweites Photo, das der *Buddy* aufnahm und kommentierte, trägt die Überschrift »The Last Goodbye, Outside Marks and Spencer's, Kensington High Street«. Es zeigt eine Bushaltestelle, an der der Helfer Isabel Collins zuletzt lebend gesehen hatte. Bei dieser Begegnung war beiden bewusst, dass dies ihre letzte sein würde, denn der *Buddy* hatte ein Jobangebot im Ausland angenommen. Als er 15 Jahre später an jener Bushaltestelle vorbeigeht, überkommen ihn Erinnerungen an diese Situation, an vieles, das zwischen beiden ungesagt geblieben war im Wissen um den bevorstehenden Tod Isabels. Irvings sensible Interpretation der Erzählung des *Buddys* machen die existentielle Bedeutung beiläufiger Alltagssituationen bewusst, wenn sie rückblickend mit Sinn gefüllt werden:

»Often words and gestures possess little significance in their own time and place and there are only retrospectively inscribed with meaning. Through-

130 Andrew Irving: *The Skin of the City*. In: *Anthropological Yearbook of European Cultures* 15 (2006), S. 9-36, hier: S. 15f.

131 Ebd., S. 15f.

out history small words and tiny gestures are made resonant and meaningful by a later event, and a forgotten smile, casual wave or trivial comment subsequently becomes infused with intense emotions say in the knowledge that this was the last time a friend or family member was seen alive. This reminds us that meaning is never completely wrapped within its present context but remains unfinished and open to later re-signification.«¹³²

Die besondere Methode, mit der Irving arbeitet, verknüpft urbane Alltagspraktiken, Emotionen, Gedächtnis und gebauten Stadtraum miteinander. Als situative Verdichtung von Erfahrung, Erinnerung und dem Wissen um Vergänglichkeit berührt sie in fundamentaler Weise das Leben der Menschen in einer Stadt. Sich diesem Zusammenhang zu nähern, ist keine alltägliche und auch keine leichte Forschungsaufgabe. Irving's Vorgehen hat einen weiteren methodischen Vorzug und eine theoretische Besonderheit: »The process of creating the field and its past through performance, photography and narrative involved the volunteers in thousands of decisions about what events to represent and what stories to tell, choices that expose the contingency and indeterminacy of the field and memory.«¹³³

Unbestimmtheit und Kontingenz, die Irving als zentrale Momente des Feldes benennt, sind zugleich fundamentale Momente des Lebens selbst, mit denen jedwede Art von Feldforschung mit Menschen konfrontiert. Das Leben wie auch jede alltägliche Situation sind nicht vorhersehbar. Das, was wir erinnern und denken ist von Unbestimmtheit gekennzeichnet. Konventionelle Forschung dagegen verlangt in der Regel nach einem Setting der Verlässlichkeit und Überprüfbarkeit. Sie suggeriert Eindeutigkeit, indem sie verlangt, dass man festlegt, was dieses oder jenes Phänomen oder eine Handlung bedeuten. Dieses Dilemma zwischen Offenheit und Bedeutungsfixierung wohnt dem – stets verunsichernden und konfliktuellen – Akt der Interpretation inne. Wie damit umgehen? Nicht nur ein erschöpfendes Kontextwissen bietet hier Orientierung, sondern auch ein hohes Maß an Reflexivität, das über Interaktion und Kommunikation führt, über ein Nachdenken über Sinn, Reichweite und Tragweite der eigenen Forschungsabsichten.

Durch die Art und Weise, wie Forschungsergebnisse dargestellt und vermittelt werden – zum Beispiel die von Irving's Buddy kommentierte Photographie – wird Sinn angedeutet, ohne ihn allzu sehr festzulegen. Das Ge-

132 Ebd., S. 16f.

133 Ebd., S. 27.

dächtnis einer Stadt ist nichts Determiniertes, sondern ein offener Prozess, der den/die Einzelne/n lebensweltlich mit der Stadt verknüpft.

»It is this latter city of mood, memory and the multiple, overlapping layers of materiality and imagination that defines people's experiences of London and that often seems more ›real‹ than the hard facts/surfaces presented to us in the form of pavements, supermarkets and banks, a phenomenon that would be experienced say by a Jewish woman walking around post-war Paris, whereby the woman never ›sees‹ the building immediately in front of her (perhaps it is a bank or clothes shop) but the old Jewish bakery that was once there where she used to buy bread before the German occupation. In her case perception, experience and reality are not constituted by her senses or the city that exists in front of her but by a past that no longer exists, thus bringing up the ongoing tension that exists between western epistemology's habitual contract between vision and reality and the invisible reverie and memorial practices of people's everyday life.«¹³⁴

Hinter Irvings Stadtforschung steht eine stadthnologische Auffassung, in der »Fleisch und Stein, Körper und Gebäude mit Vorstellungen (Imaginationen) verwoben«¹³⁵ sind. Die Stadtgestalt verkörpert also auch individuelle Sinngebungen. Solche Untersuchungen erlauben es, tiefer in das Stadtgewebe vorzudringen. Hier erweist sich die Stadt als ein höchst aufschlussreiches Forschungsfeld, in dem sich Gesellschaft als Prozess konstituiert, in vielfältigen und vielschichtigen Spuren fort dauert und als Kultur manifestiert, die wir in ihren Bedeutungszusammenhängen untersuchen können.

Textur und Habitus einer Stadt

Zwei weitere, von Rolf Lindner entwickelte wichtige Grundbegriffe der kulturalistischen Stadtforschung zielen auf die Erfassung struktureller Dimensionen der Stadt. Mit *Textur* und *Habitus* bezeichnet er Eigenschaften einer Stadt als Ganzes. Sie sind hilfreich, um die Dialektik der Stadtprägung zu erfassen: einerseits »die subjektive Bedeutung, die die Stadt für ihre Bewoh-

134 Ebd., S. 29.

135 Vgl. ebd., S. 31.

ner gewinnt, und (...) die Vorstellungen, die sie mit ihr verbinden«¹³⁶, und andererseits die Prägungen, die Stadtbewohner_innen durch die Stadt selbst erfahren.

Individuelle Vorstellungen von einer Stadt sind das Ergebnis von Erfahrungen, Bildern und Repräsentationen, eine Art Quersumme von Memorie und Historie. In vergleichbarer Weise setzt die Textur einer Stadt sich aus den »kumulative(n) Konnotationen«¹³⁷ einer angehäuften Bildwelt zusammen, die insgesamt ihren Ruf oder die Vorstellung von ihr ausmachen. Lindner spricht von »historischen Sedimentbildungen«: »bestimmte Ideen, bestimmte Anschauungen und Haltungen, bestimmte Normen und Werte, das macht sie für den einen attraktiv, für den anderen abstoßend.«¹³⁸ Diese Repräsentationen bilden eine »charakterologische(n) Einheit«, »die sich aus der vielstimmigen Variation eines, sich aus dem jeweiligen stadtprägenden Sektor der Ökonomie ergebenden Grundthemas bildet und zu einem stereotypen, in der Dauer verwurzelten Bild führt«.¹³⁹ Stadtbilder haben demnach etwas zu tun mit der einer Stadt zugrundeliegenden Wirtschaftsform, oder genauer: den Ökonomien der Stadt.

Stadtbilder kann man sich als einen narrativen Raum vorstellen und als ein Imaginarium, das schon bei der Namensnennung zu Prädikatisierungen mit Ausrufs- oder auch Fragezeichen führt: Marrakesch!, Dortmund?, Wels!¹⁴⁰, Paris!, Olten? Diese Vorstellungen sind einmal offensichtlich und diskursiv – jeder scheint sie zu kennen, so wie die Bewohner_innen von Southampton die Geschichte der Titanic. Ein andermal liegen die Stadtvorstellungen nicht auf der Hand, sie sind latent¹⁴¹ und gelangen aus bestimmten Gründen nicht an die zeitgeschichtliche Oberfläche. Zum Beispiel erschließt sich der Ruf von Graz als braune Stadt nicht auf den ersten Blick. Nur anlässlich bestimmter Ereignisse oder in besonderen Situationen wird diese Schicht der Reputation von Graz an der Oberfläche des Gesagten hörbar. Wenn zum Beispiel über künstlerische Interventionen in der Stadt an diese prägende

136 Rolf Lindner: Textur, *imaginaire*, Habitus – Schlüsselbegriffe der kulturalistischen Stadtforschung. In: Helmuth Berking, Martina Löw, (Hg.), Die Eigenlogik der Städte. Frankfurt/M. 2008, S. 83-94, hier: S. 84.

137 Anselm Strauss zit. n. ebd., S. 84.

138 R. Lindner: Offenheit, S. 395

139 In Anlehnung an Gerald D. Suttles vgl. Rolf Lindner: Textur 2008, S. 85.

140 Vgl. Georg Wolfmayr: Lebensort Wels. Alltägliche Aushandlungen von Ort, Größe und Maßstab in der symbolisch schrumpfenden Stadt. Wien 2019.

141 Vgl. R. Lindner: Textur 2008, S. 87.

Dimension der Vergangenheit erinnert wird, Kontroversen ausgelöst und die Stadtregierung diese Kunstwerke wieder abbauen lässt.¹⁴²

»Das Imaginäre, so Lindner, bildet weder (einen) Gegensatz zur Realität noch deren bloße Verdoppelung (im Sinne eines Abbildes), sondern eine andere poetisch-bildhafte Art und Weise mit ihr in Kontakt zu treten. Das Imaginäre überhöht, sublimiert und verdichtet sein Objekt«¹⁴³. Das Imaginäre bildet die Textur der Stadt, die wie ein Subtext wirkt, der die Reputation einer Stadt gestaltet. Welches Verständnis von »Stadttext« wird in diesem Kontext formuliert?

Rolf Lindner versteht zum einen darunter – in Anlehnung an den amerikanischen Soziologen Gerald Suttles – eine symbolische Dimension in dem Sinne, dass man aus der Stadt wie in einem Buch Bedeutungszusammenhänge herauslesen kann. Zum anderen meint er mit *Textur* konkrete Texte, die über eine Stadt existieren und die einen Bedeutungszusammenhang evozieren, der erstens stadtspezifisch ist und zweitens gewissermaßen subkutan, also unterschwellig, einen kumulativ entstandenen Bedeutungshintergrund vermittelt. Demnach umfasst die Textur einer Stadt die Summe aller Schriften, die jemals über eine Stadt verfasst worden sind. Sie formen einen kumulativen Bedeutungszusammenhang: »Sie lagern in und flottieren zwischen den realen und imaginären Archiven der Stadt – Spuren davon schreiben sich in übereinander gelagerten Schichten der realen Stadt ebenso ein wie im Unterbewußtsein der Individuen.«¹⁴⁴

Der türkische Schriftsteller Orhan Pamuk schreibt in seinen Lebenserinnerungen über die Stadt Istanbul: »Wir gewöhnen uns nämlich daran, alles Erlebte (...) danach zu bewerten, wie andere es sehen. (...) Und was für unser Leben zutrifft, gilt auch für unsere Stadt: Deren wahre Bedeutung erfahren wir von anderen.« »In die schwarzweiße Atmosphäre der Stadt [meiner Kindheit, jr] lassen mich auch Bleistiftzeichnungen eintauchen, die Orientreisende wie zum Beispiel Le Corbusier angefertigt haben, desgleichen auch Romane, die in Istanbul spielen«, oder auch »Tim und Struppi in Istanbul«.¹⁴⁵ Im biografischen Rückblick auf die eigene Stadt mischen sich so das selbst Er-

142 Vgl. die Installationen von Jochen Gerz 2010 in Graz »63 Jahre danach«, <https://www.museum-joanneum.at/kioer/projekte/temporaere-projekte/events/event/738/jochen-gerz> (15.10.2020).

143 Vgl. R. Lindner: *Textur* 2008, S. 87.

144 Michael Zinganel: *Real Crime*, S. 24.

145 Orhan Pamuk: *Istanbul. Erinnerungen an eine Stadt*. Frankfurt/M. 2013 [2003], S. 51.

lebte mit dem von anderen Erzählten wie auch mit dem selbst Gelesenen zu der Erinnerung an »seine« oder »ihre« Stadt.

Ein weiteres – besonderes – Beispiel ist das der italienischen Hafenstadt Triest, die als einstiger Meereszugang des Habsburger Reiches das Tor zur Welt war. Hier weilten seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert viele Schriftsteller internationalen Formates, die diese Stadt entweder zum Gegenstand ihres Schreibens gemacht haben, oder sich hier schreibend aufhielten. James Joyce, Italo Svevo, Umberto Saba oder zeitgenössisch Claudio Magris und Susanna Tamaro unter anderen. Sie haben die Stadt in Gedichten besungen und in Geschichten beschrieben und dadurch wohl auch vernakuläre Literaturen angeregt.

Umberto Saba (1883-1957): Drei Straßen

Es gibt in Triest eine Straße, in der ich mich spiegle
an langen Tagen eingeschlossener Trauer:
Sie heißt Via del Lazzaretto Vecchio.
Zwischen Häusern, alten Hospizen gleich,
hat sie einen, nur den einen Freudenschimmer:
das Meer am Ende ihrer Seitengassen.
Hier schwebt ein Duft von Gewürzen und von Teer
aus Lagerhallen, deren Fassaden bröckeln.
Hier treibt man Handel mit Netzen, mit Tauwerk
für die Schiffe. Ein Geschäft hat als Schild
eine Flagge, drinnen sitzen mit dem Rücken
zum Passanten, der ihnen selten einen Blick
vergönnt, anämisch und gebeugt
über die Farben aller Nationen
die Näherinnen die lebenslange
Strafe ab: Unschuldige Gefangene
nähen trostlos an den Freudenbannern.(...).¹⁴⁶

Diese literarische Erfahrung oder die Erfahrung literarischer Präsenz prägt die Stadt bis heute: Hier gibt es viele Bücherstände und Buchhandlungen, in denen Literatur über Triest und die besagten Schriftsteller zu finden sind. In

146 Aus: Umberto Saba: Tre Vie, online: <http://www.luxautumnalis.de/umberto-saba-tre-vie/>

Zeitungen und Zeitschriften, in denen zum Beispiel Claudio Magris stark präsent ist, finden sich immer wieder Literatúrauszüge. Im Caféhaus San Marco steht ein Schreibtisch für Magris, auf dem seine Bücher stehen, inzwischen wurde das Café um eine Buchhandlung erweitert. In der Innenstadt von Triest sind die berühmten Dichterfiguren als Skulpturen ausgestellt und dienen als Wegzeiger für Tourist_innen. Es gibt einen touristischen Dichterweg durch die Stadt, und sogar vor den Toren von Triest, hoch über den Meeressklicken, kann man einem Rilkeweg folgen. Rainer Maria Rilke weilte 1911 auf Schloß Duino und verfasste hier die berühmten Duineser Elegien.¹⁴⁷ Eine Fortführung der Triestiner Stadtextur findet sich auch in den Kriminalromanen von Veit Heinichen, der sich in Triest schreibend niedergelassen und die Figur des charismatischen Commissario Proteo Laurentii erfunden hat.

Abb. 21: Café San Marco, Trieste



Foto: Johanna Rolshoven 2016

Das Bild, das man sich von einer Stadt macht, ist unwillkürlich von solchen literarischen Vorbildern geprägt. »Wir machen uns (...) ein ›Bild‹ vom

147 Vgl. Rainer Maria Rilke: Duineser Elegien. Leipzig 1923; vgl. hierzu auch Hannah Arendt, Günther Stern: Rilkes Duineser Elegien. In: Neue Schweizer Rundschau: Wissen und Leben 23 (1930), S. 855-871.

Raum und seinen Bewohnern, d.h. vom Charakter der Stadt beziehungsweise des Stadtteils wird auf den Charakter des Bewohners und *vice versa* geschlossen.«¹⁴⁸ Literatur und literarische Bilder haben einen großen Einfluss auf die Stadt-Erfahrung. Sie vermitteln mit den geschilderten Ereignissen und handelnden Menschen den Schauplatz Stadt. Historische Literatur, Klassiker, prägen durch ihre hohe Präsenz in bildungsbürgerlichen Bibliotheken ebenso wie durch den Schulstoff: Charles Dickens hat mit sozialkritischen Büchern stark das *imaginaire* von London geprägt, Honoré de Balzac, Emile Zola und Eugène Sue haben auf die Vorstellungen von Paris eingewirkt, und Alfred Döblins »Berlin Alexanderplatz« ist eine ebenso berühmte Repräsentation von Berlin wie Robert Musils »Mann ohne Eigenschaften« sie von Wien ist.

Als Kind und Jugendliche wollte ich unbedingt das mir verspernte, da damals in der DDR gelegene Dresden sehen, das ich in den 1960er Jahren durch die Lektüre der Kinderbücher Erich Kästners so scheinbar anschaulich kennen gelernt hatte. Klassische Literatur inzwischen. Auch die hohen Auflagen der Populärliteratur mit Stadtreferenzen nehmen dergestalt Einfluss auf Städte, dass sie deren Charakter als touristische Destinationen verstärken, wie etwa Liebes- oder Kriminalromane: von Jean-Claude Izzo über Marseille, Fred Vargas und Georges Simeon über Paris, Petros Markaris über Athen, Donna Leon über Venedig oder Anastasija Kamenskaja über Moskau. Erst »durch literarische Widerspiegelung und Bearbeitung, so Wolfgang Kaschuba, entstehen Aura und Authentizität, also explizite Vorstellungen und Narrative von der besonderen Atmosphäre und vom eigenen Atem dieser einen Stadt«¹⁴⁹. Literarische Bilder nähren den Tourismus und die vielfältige Ideal-Bildproduktion, die mit ihm einhergeht. Tourist_innen sind »kollektive ›City-Builder‹: aktive Mitkonstrukteure von städtischen Images und Imaginationen, von urbanen Lebenswelten wie Mythen«¹⁵⁰.

Indem ich diese Beispiele über Stadtextures hier niederschreibe, trage ich wiederum zu ihrer stereotypen Verfestigung bei, in einem Vorgang, den Roland Barthes als Ideologisierungprozess beschrieben hatte. Ich sehe Literarisierungen als Teil von Gentrifizierungsprozessen, und wie bei allen solchen Prozessen handelt es sich um ambivalente Vorgänge, die nicht einfach als schlecht oder gut abgetan werden können. Die kreative Aufwertung von

148 R. Lindner: Textur 2008, S. 140.

149 W. Kaschuba: Urbane Identität, S. 15f.

150 Ebd., S. 16.

Stadtteilen arbeitet einerseits dem kapitalistischen Kalkül der Renditesteigerung zu, andererseits bewirkt sie zweifelsohne auch de facto positive Veränderungen im Sinne einer Steigerung von Lebensqualität und Zusammenhalt des Kollektiven.

»Das Imaginierte«, schreibt Isabella Wahlhütter in Anlehnung an Lindner über Triest, »ist die »verborgene Schicht der Realität«, die poesiehafte Wahrnehmung der Stadt, die aus der Wirklichkeit heraustritt, ja sie sogar verdichtet. Und vielleicht drückt sich diese gerade im Triest der vielen Kulturen auch schreibend aus, wenn jüdische, österreichische, italienische, slowenische Poeten, Schriftsteller, Essayisten sich auf die Suche nach ihrer Stadt und ihrer Identität begeben (...). Aus ihren Poeten hat die Stadt sich auch ein Image fabriziert«. Aber es fällt auf: »Es sind nur Männer, die in den Darstellungen zur Literaturstadt Triest Erwähnung finden. Ist das »imaginierte Triest« ein männliches?«, fragt Wahlhütter.¹⁵¹ Wird die geschlechtsspezifische individuelle Bewußtseinsbildung von Stadtbewohnerinnen und ihre gesellschaftliche Verortung, wie das Beispiel der Repräsentationen von Denkmälern veranschaulicht, in hohem Maße durch die Narrationen der materialen ebenso wie imaginierten Dimensionen einer Stadt geprägt, dann werden die Defizite einer realitätsangemessenen weiblichen Repräsentation von Stadt umso deutlicher sichtbar.

Stadttex te wirken als Diskurse, die ermächtigen und entmächtigen. »Der kulturell kodierte Raum, so Rolf Lindner, ist daher nicht nur ein definierter, sondern auch ein definierender Raum, der über Möglichkeiten und Grenzen dessen mitentscheidet, was in ihm stattfinden und was auf ihn projiziert werden kann. Als bestimmter und bestimmender, gewissermaßen prädisponierter Raum, antwortet er auf die durch den ökonomischen und sozialen Wandel erhobenen Ansprüche auf eine spezifische Weise, legt bestimmte Veränderungen nah, weist andere eher als unpassend ab.«¹⁵²

Die Auswirkungen städtischer und stadtspezifischer Texturen betreffen mehrere Ebenen. Zum einen spielen sie eine Rolle in den Zugehörigkeitsgefühlen und Identitätskonstruktionen der Bewohner_innen. Sie wachsen auf mit solchen Bildern, mit diesem oder jenem guten oder schlechten Ruf einer Stadt. Sie werden in Stadtbilder hinein sozialisiert und verinnerlichen sie –

151 Isabella Wahlhütter: Trieste – Trst – Triest – Erkundungsfragmente aus der Stadt. In: Johanna Rolshoven (Hg.), *Exploring Trieste. Reader zur Exkursion*. O.O, o. Jg. (Graz 2011), S. 9-18, hier: S. 17f.

152 R. Lindner: *Textur* 2008, S. 141.

so hat es Orhan Pamuk ausgedrückt und so formuliert es auch die Schriftstellerin Irma Ragusa über Triest als Ort ihrer Kindheit¹⁵³. Nicht nur positive oder negatierte Selbstbilder können hieraus erwachsen, sondern auch Status- und Geschlechtsdifferenzen, die sich unvermerkt fortschreiben, festigen und »urbanes Handeln«¹⁵⁴ in all seinen Ungleichheitsfacetten determinieren.

In die »kulturelle Textur« einer Stadt sowohl als Ganzes, aber auch identitätswirksam in einzelnen Stadtquartieren sind Differenz und Differenzierung diskursiv eingeschrieben.¹⁵⁵ Sie festigen positive ebenso wie exkludierende Images von als »berüchtigt«, »arm« oder »ausländisch« stigmatisierten Straßen und Quartieren. Hauptstadtbewohner_innen eines Landes tragen die Nase in der Regel etwas höher als Mittel- und Kleinstädter_innen, da der imaginationsgenährte Habitus einer Stadt wie auch ihre ökonomische Potenz auf die Selbstbilder zurückwirken. Die Bewohner_innen berüchtigter, das heißt als arm oder kriminell stigmatisierter Vorstädte, so hat Colette Pétonnet in ihrer Pionierstudie über eine Pariser Banlieue aufgezeigt¹⁵⁶, bewegen sich häufig in einer sozialen Abwärtsspirale, aus der es kaum ein Entkommen zu geben scheint.

Im Rahmen stadtpolitischer Marketingmaßnahmen wird städtische Reputation als Imagekonstruktion mit wirtschaftlichen Absichten aktiviert. Es wird aktiv auf bestehende städtische Repräsentationen zurückgegriffen, um den Standort Stadt zu attraktivieren und Investoren und zahlungskräftige, hoch besteuerbare Bewohner_innen anzuziehen: »Die Rolle der Kulturindustrie bei der Formung der Stadt und ihrer Bewohner zeigt sich nicht zuletzt in dem Stellenwert, der dem Design, der Kulisse, dem *make up* in Ökonomie und Kultur der Stadt zukommt.«¹⁵⁷ In der spätmodernen Gegenwart spielt hier vor allem die Patrimonialisierung eine zunehmende Rolle. Sichtbare historische Zeugnisse, einzelne Bauten wie ganze Innenstädte, werden nicht ohne wirtschaftliche Hintergedanken zum Kulturerbe geadelt.

153 Vgl. Irma Ragusa: Mehr Meer. Erinnerungspassagen. Graz, Wien 2009.

154 Vgl. Judith Laister, Anton Lederer, Margarethe Makovec (Hg.): Die Kunst des urbanen Handelns / The Art of Urban Intervention. Wien 2014.

155 Vgl. P. Niedermüller: Stadt, Kultur(en), Macht, S. 299.

156 Vgl. C. Pétonnet: Ces gens-là.

157 Vgl. Rolf Lindner: Der Habitus der Stadt – ein kulturgeographischer Versuch. In: Petermanns Geographische Mitteilung 147, 2 (2003), S. 46–53.

Ein weiterer von Rolf Lindner entwickelter Begriff für die kulturanalytische Stadtforschung ist der des *Habitus* einer Stadt.¹⁵⁸ Er ist eng mit den Begriffen *Textur* und *Imaginäres* verknüpft. Der Habitus ist ein Konzept, das auf Norbert Elias zurückgeht, den »Menschenwissenschaftler«¹⁵⁹, wie er sich selbst bezeichnet hat, den großen Gelehrten des 20. Jahrhunderts, der – vom Faschismus in die Emigration gezwungen – erst spät in der ihm gebührenden Breite rezipiert wurde. Durch die Ausdifferenzierung des Habitusbegriffes durch Pierre Bourdieu im Rahmen seiner Distinktions- und Kapitalsortentheorie wurde dieser zum Fundament der westlichen Sozialstrukturanalyse.¹⁶⁰ Bourdieu spricht von Habitus als Charakter¹⁶¹. Der Habitus eines Menschen ist das unsichtbare Gewand aus gesellschaftlichen Dispositionen, das er oder sie am Leib und auf den Schultern trägt. Dieses Gewand aus Gewohnheiten und Prägungen – »Geschmack, Neigungen und Vorlieben« –, wird durch die soziale Position eines Menschen im Feld der von Ungleichheit geprägten Gesellschaft bestimmt. »L'habitus est un individuel collectif«: Habitus ist ein kollektives Individuelles.¹⁶² Die Prägungen eines Menschen im Laufe seines Lebens manifestieren sich als »strukturierende Struktur«, die verinnerlicht wird und sich bis in das körperliche Verhalten hinein einschreibt, in die Bewegungen und das Denken¹⁶³. Der Tübinger Kulturwissenschaftler Bernd Jürgen Warnken hat in einer Projektforschung gemeinsam mit Studierenden aufgezeigt, wie das Gehen einer Person durch ihr Geschlecht und ihre soziale Herkunft geprägt ist.¹⁶⁴ Es wird wie andere Dimensionen der körperlichen

158 Vgl. R. Lindner: *Textur*, S. 87.

159 Vgl. Hermann Korte: *Über Norbert Elias. Das Werden eines Menschenwissenschaftlers*. Frankfurt/M. 1988; Norbert Elias über sich selbst. A. J. Heerma van Voss, A. van Stolk. Biographisches Interview mit Norbert Elias. Frankfurt/M. 1990.

160 Vgl. Norbert Elias: *Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen*. Bd. 1: *Wandlungen des Verhaltens in den weltlichen Oberschichten des Abendlandes*. Frankfurt/M. 1997 [1939], Bd. 2: *Wandlungen der Gesellschaft. Entwurf zu einer Theorie der Zivilisation*. Frankfurt/M. 1976 [Basel 1939]; Pierre Bourdieu: *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt/M. 1982, S. 171–210; Loïc Wacquant: *Eine kurze Genealogie und Anatomie des Habitusbegriffs*. In: *Berliner Debatte Initial* 4 (2016), S. 103–109.

161 Vgl. R. Lindner: *Textur*, S. 88.

162 Vgl. P. Bourdieu: *Anthropologie économique. Cours au Collège de France 1992–1993*, S. 240.

163 Vgl. ders.: *Die feinen Unterschiede*, S. 277–354.

164 Vgl. Bernd Jürgen Warnken (Hg.): *Der aufrechte Gang. Zur Symbolik einer Körperhaltung*. Tübingen 1990.

Haltung, der Gesten, Mimik und des Sprechens über Prozesse der Sozialisation, Imitation und auch der Oppression vermittelt und schreibt sich in den stets sozialen Körper ein.

Den Begriff des Habitus auf Stadt zu beziehen bedeutet, diese wichtige Dimension der historisch gewachsenen Distinktion, des Geworden_Seins zu gewichten und über sie der Individualität einer Stadt auf die Spur zu kommen¹⁶⁵. Die Stadt verinnerlicht gewissermaßen das Geschehen, das sich in ihr zugetragen hat, und das sie ökonomisch, politisch und sozialstrukturell prägt. Die erwähnten literarischen Verarbeitungen ebenso wie der gebaute Raum in seiner Historizität und die über Denkmäler und Straßennamen artikulierten Geschichtspolitik fließen in den Habitus der Stadt ein.

Zur Veranschaulichung rekurriert Lindner auf das Beispiel der charismatischen französischen Hauptstadt Paris. Ihr Renommée weist sie als Ort von Kultur und Zivilisation aus, von Philosophie und hoher Bildung, als Ort der verfeinerten Lebensart und Luxusindustrien, und einer ruhmreichen Geschichte: Aufklärung, Revolution und Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte sind hier prominent lokalisiert. Dieses positive Image-Paket wirkt nachhaltig auf die Reputation der Stadt, macht ihren Reiz und ihre Beliebtheit aus; »letzten Endes«, schreibt Rolf Lindner, [wirke] hier noch immer die Urbanität der städtischen Aristokratie des 18. Jahrhunderts nach, die tonangebend für ganz Europa war«¹⁶⁶. Dieses ambivalente historische Kondensat bleibt wirkmächtig, auch wenn sich die Ökonomien und das Soziale einer Stadt über die Jahrhunderte hinweg verändert haben. Aufschlussreich wäre es, Repräsentationen der Stadt Paris, wie in jeder charismatischen Stadt, aus den Perspektiven anderer Schichten, anderer Kontinente und geschlechtsdivers zu beschreiben.¹⁶⁷

Mit ihren spezifischen räumlichen und sozialen Bedingungen bestimmt die Stadt als »strukturierende Struktur« die Lebensweise der Menschen. In den Jüdischen Studien ist – um hierzu ein signifikantes Beispiel zu nennen – der Sozialtypus des sog. »Port-Jew«, des Hafenjuden, bekannt.¹⁶⁸ Er lehnt sich an die Figur des »Court Jew«, des »Hofjuden«, an, mit der jüdische Bankiers bezeichnet wurden, deren Bedeutung als Financiers in den

165 Vgl. R. Lindner: Offenheit, S. 93.

166 Ebd., S. 91.

167 Um nur ein Beispiel zu nennen: In der aktuellen algerischen Demokratisierungsbewegung »Hirak« spielt die Pariser Commune als politische Referenz eine zentrale Rolle.

168 Vgl. David Cesarani (Hg.): Port Jews: Jewish Communities in Cosmopolitan Maritime Trading Centres, 1550-1950. London, New York 2013: Routledge.

europäischen absolutistischen Monarchien gewachsen war. Der »Port Jew« wird zu einer Erscheinung der spätneuzeitlichen und modernen Geschichte der jüdischen Hafenstadtbevölkerung. Europäische Hafenstädte sind in vielem mit der jüdischen Kultur verbunden und entscheidend durch sie geprägt. Im 18. Jahrhundert fand die jüdische Bevölkerung – in Europa stets zwischen Progrom und Niederlassungserlaubnis eingespannt – hier Arbeit im Handel und es wurden ihr auch, in manchen Städten wie etwa Triest oder Odessa, besondere Niederlassungsrechte eingeräumt: Die Freihandelszonen der Häfen hingen von Handel- und Geldgeschäften ab, welche wiederum den Juden als Privileg der christlichen Bevölkerung gegenüber erlaubt waren. Schlör beschreibt den Habitus des »Hafenjuden« als den einer aktiven und selbstbewussten Persönlichkeit, die auf ein breites Netzwerk an wirtschaftlichen und kulturellen Verbindungen in ganz Europa zurückgreifen konnte¹⁶⁹: »Port-Jews across the ages have something in common – the importance of place. Ports have experienced a greater cosmopolitanism than other urban settlements, producing particular forms of expression of Jewishness, blurring categories of local, national and global«. ¹⁷⁰

Mehr als jede binnenländische Stadt ist die Hafenstadt ein Ort der Internationalität, des Handels und Austauschs, der Möglichkeiten und Konstellationen verschiedener Sprachen und Kulturen, Lebensweisen und Praktiken. Wie jede andere Stadt wirkt sie formend auf die Zusammensetzung ihrer Bewohner_innen. Die Besonderheit ihrer Bilder und Symbole sind auch der Stoff der Spezifik ihrer Vergemeinschaftungsarten, ihrer multikulturellen Urbanität¹⁷¹, die in manchen Fällen politischer Stützpunkt der kolonialen Commonwealth-Idee war. Im Gegensatz zur binnenländischen Großstadt bedient daher der Habitus der Hafenstadt kaum die okzidentale ideologische Trilogie von monoethnischer Nation, Moderne und Urbanität¹⁷².

Zu Beginn dieses Buches wurde die Klassifizierung der Städte in drei Grundformen zitiert, wie sie der schwedischen Sozialanthropologie Ulf Hannerz den 1980er Jahren vorgenommen hatte: in *Court town* (Regierungs- und Verwaltungsstadt), *Commercetown* (Handels- und Finanzstadt) and *Coketown*

169 Vgl. Joachim Schlör: Towards Jewish Maritime Studies. In: *Jewish Culture and History* 13, 1 (2012), S. 1-6, hier: S. 2.

170 Tony Kushner, zit. n. ebd.

171 Vgl. W. Kaschuba: Urbane Identität, S. 19.

172 Vgl. D. Rabinowitz, D. Monterescu: Reconfiguring the »mixed town«, S. 197.

(Industrie- und Gewerbestadt), von denen sich Zwischenformen ableiten lassen¹⁷³. Das, wovon eine Stadt lebt, schreibt er, manifestiert sich in ihren Einrichtungen und Körperschaften, in ihren Infrastrukturen, in der Wohnungssituation, in »Konsum- Kultur- und Freizeiteinrichtungen«.¹⁷⁴ Rolf Lindner nennt als Beispiel das Ruhrgebiet, das von der Kohle- und Stahlindustrie geprägt war. Es stelle sich historisch mit einer relativ homogenen Sozialstruktur dar, »die zur Herausbildung einer Geschmackskultur geführt hat, bei der die Arbeiterschaft (...) als stilbildender Träger wirkte. Das schlug sich nieder in der Angebotsstruktur des Einzelhandels, namentlich in der Konfektion, in der Speisekultur (zum Beispiel in der hohen Dichte von Imbissbuden), in den Unterhaltungsstätten (mit einem hohen Anteil an Kinos und Tanzsälen, später Diskotheken), in der Vielzahl an Kneipen und Trinkbüdchen sowie in den Sport- und Freizeitvereinen«.¹⁷⁵ Die berühmten Duisburger Schimanski-Fernsehkrimis überzeichnen diese Repräsentationen. Ein solcher Wirkungszusammenhang führt zu einem spezifischen Gepräge von Städten, macht sie besonders und unterscheidbar und bestimmt auch dann noch ihre Entwicklung, wenn die alte Ökonomie längst nicht mehr aktuell ist. Dieses Gepräge formt Habitus und Atmosphäre von Städten und unterstützt ihre Reputation: als anziehend oder abweisend, als schön oder hässlich, als reich oder arm.

Atmosphäre, Wahrnehmung und Bewegung

Der Grazer Kulturanthropologe Thomas Felfer hat in seiner Diplomarbeit 2011 auf innovative Weise Bourdieus Lebensstilanalyse mit den Soundscape-Studies verknüpft. Er hatte Klanglandschaften in der österreichischen Mittelstadt Graz erhoben und sie als methodisches Forschungsinstrument eingesetzt, um etwas über die Bedeutung bestimmter Orte für Menschen aus unterschiedlichen sozialen Schichten zu erfahren. Soundscapes-Studies sind ein Ansatz, der von multidisziplinären Pionieren aus der Musik, der Psychologie, der Kunst, der Geografie, Stadtplanung und der Philosophie im letzten Viertel des 20. Jahrhunderts entwickelt wurde und gleichzeitig Eingang in die Stadtforschung gehalten hat.

173 Vgl. U. Hannerz: Exploring the City, S. 98f.

174 Vgl. R. Lindner: Offenheit, S. 186.

175 Ebd., S. 186.

Thomas Felfer hat im Rahmen seiner Forschung einer Reihe von Interviewpartner_innen Hörbeispiele vorgespielt: Glockengeläut, die Geräuschkulisse eines öffentlichen Ortes, des Fließbands einer Druckerei, des Flusses.¹⁷⁶ Es hat sich gezeigt, dass die Befragten über einen schichtenspezifischen Hörhabitus verfügen. Hörgewohnheiten ebenso wie die alltagsweltliche Hörwahrnehmung erlauben keine objektivierende Abbildung. Individuelles Hören ist wie andere Dimensionen der Wahrnehmung und der Sensibilität¹⁷⁷ durch die soziale Herkunft bestimmt und verändert sich im Laufe der biografischen und sozialen Entwicklung. In Abhängigkeit von ihrem sozio-kulturellen Milieu und der hier gewonnenen Erfahrung, ihrem Geschlecht und Alter entwickeln die Stadtbewohner_innen Hörstrategien, die wiederum bestimmend für Klangerinnerungen sind.¹⁷⁸ Das heißt, sie ›hören‹ aus den vorgeführten Beispielen ihnen aus ihrer eigenen Lebenswelt bekannte Situationen heraus.

Soundscapes zählen wie »smellscapes« zu den atmosphärischen Dimensionen der Umwelt. Der Begriff der Atmosphäre hat sich zu einem attraktiven Diskussionsfeld einer neuen Generation an Stadtforscher_innen entwickelt und entfaltet seine theoretische Wirksamkeit vor allem in Philosophie, Geographie und Architektur.¹⁷⁹ Umweltgeräusche und -klänge erweisen sich in ethnographischen Studien als »handlungsrelevante Erfahrungskategorien«, die das individuelle Erleben einer Stadt beeinflussen. Gernot Böhme schreibt: »Der erste Gegenstand der Wahrnehmung ist Atmosphäre oder das Atmosphärische.« Sie ist etwas, das unmittelbar wirkt, dem ich mich nicht entziehen kann. »Atmosphären werden gespürt, indem man affektiv von ihnen betroffen ist.«¹⁸⁰

Atmosphäre ist »ein Etwas, das (...) von mir zu unterscheiden ist«; ich bin nicht unbedingt Teil einer Atmosphäre, ich nehme sie als mich umgebend,

176 Vgl. Thomas Felfer: Klangerinnerungen. Versuch einer Ethnographie des »Hörens«. Diplomarbeit Graz Institut für Volkskunde und Kulturanthropologie. Graz 2011, S. 39.

177 Vgl. Arnold Berleant: *Sensibility and sense. The aesthetic transformation of the human world*. Exeter 2020: Imprint Academic.

178 Vgl. T. Felfer: Klangerinnerungen, S. 96.

179 Vgl. die von Rainer Kazig, Daniel Masson und Rachel Thomas herausgegebene Ausgabe von *Mobile Culture Studies. The Journal 2* (2017) (mcsj): *Atmospheres and Mobilities*: <https://unipub.uni-graz.at/mcsj/periodical/titleinfo/2497765>.

180 Gernot Böhme: *Atmosphären* (2001). In: Susanne Hauser et al. (Hg.), *Architekturwissen. Grundlagentexte aus den Kulturwissenschaften*. Bd. 1: *Zur Ästhetik des sozialen Raumes*. Bielefeld 2011, S. 236-246, hier: S. 236.

herrschend wahr und kann sie von mir selbst unterscheiden.¹⁸¹ Wenn ich einen Raum betrete, in dem eine bestimmte Stimmung herrscht, teile ich diese Stimmung nicht unbedingt, denn ich kann anders gestimmt sein. Atmosphären, Stimmungen sind unabhängig vom geometrischen Raum; sie können als sozialer Raum eines individuellen oder auch kollektiven Erlebens in Erscheinung treten: Bei einem Gang durch die Fußgängerzone, auf dem Fußballplatz, in den Ferien in der Strandbar oder auf dem Schulhof... erlebe, genieße oder erleide ich eine sich sozialräumlich manifestierende Atmosphäre. Böhme definiert Atmosphäre auch als Gefühle, die im Raum schweben.¹⁸² Die Phänomenologie der Atmosphären erleichtert die Vorstellbarkeit von Abläufen, die sich der objektiven Beschreibung entziehen, die dem Erleben gegenüber jedoch offenstehen. Begriffe der Philosophie und Ästhetik erfüllen damit eine wichtige Funktion für die Kulturanalyse: Sie veranschaulichen Wesenserscheinungen und Seinsabläufe, die auch im Zentrum urbaner Lebenswelten stehen. Die Erfassung von Atmosphären ist ein Mittel, den gelebten Raum zu erfassen und damit eine Grundkompetenz sensitiver Feldforschung.

Neben diesen phänomenologischen Dimensionen stellt sich ganz konkret die Frage nach den sensorischen Wirkungsdimensionen. Was ist etwa verantwortlich für eine städtische oder stadträumliche Atmosphäre und – hieran geknüpft – sind Atmosphären gestaltbar?

Sie lassen sich kaum reduktionistisch bestimmen, da sie sich aus einer Assemblage an naturräumlichen und kulturräumlichen Verhältnissen und Eindrücken zusammensetzen: Wirkungen von Temperatur-, Wind- und Wetter, Anmutungen, die von Materialien, Formen, Farben und Geräuschen ausgehen, aus Bewegungen von Artefakten und Menschen. Atmosphären können Stimmungen beeinflussen oder hervorrufen, die an bestimmten Orten oder Plätzen wahrgenommen werden, spontane Eindrücke, die sich nicht so leicht beschreiben lassen. Ein städtischer Ort kann »als heiter oder melancholisch, bedrückend oder entspannt, mürrisch oder freundlich, aufgeschlossen oder verschlossen wahrgenommen werden.«¹⁸³ Er kann langsam oder betriebsam, nüchtern oder opulent erscheinen. Interessant und weiterführend für eine kritische Erschließung dieses Feldes ist die Verknüpfung von Habitus und städtischer Atmosphäre, die Thomas Felfer erschliesst und die auch Rolf Lindner andeutet: »Es ist (...) die Lebensführung der gesellschaftlichen Gruppe,

181 Ebd., S. 237.

182 Ebd., S. 238.

183 Ebd., S. 394.

die aus historischen, mit den prägenden Wirtschaftssektoren verbundenen Gründen für eine Stadt maßgebend geworden sind, die zum kulturellen Leitbild und damit zum Produzenten der Atmosphäre der Stadt wird.«¹⁸⁴

Die dominanten sozialen Milieus und die prägenden Wirtschaftssektoren sind für eine städtische Atmosphäre zentral, aber sie sind nicht allein dafür verantwortlich. Auch die Lebenswelten von Minderheiten wirken hier bestimmend – in dem kleinen Maßstab der überschaubaren Räume, Straßen und Quartiere, und nicht unbedingt holistisch auf die ganze Stadt bezogen. Helge Gerndt betont, dass gerade Alltagskultur »die Atmosphäre einer Stadt wesentlich mitbestimmt«¹⁸⁵.

Wir nehmen mit den Sinnen wahr; sie sind unser Tor zur Welt. Wir sehen, hören, riechen und tasten beziehungsweise spüren unsere Umwelt. In jedem der Sinne zeigt sich das »Vermitteltsein von Ich und Welt«¹⁸⁶ in einer anderen Nuance. Der optische Eindruck vermittelt eine größere Distanz als etwa der akustische oder olfaktorische Eindruck. »Die akustische Grundhaltung fördert das Gefühl des Verbundenseins, die optische dasjenige des Abgehobenseins.«¹⁸⁷ Das Hören unterliegt daher ebenso wie das Sehen einer unmittelbaren Rationalisierung, der Denkkombinatorik, während der Geruchssinn die Welt der Gefühle, der Erinnerungen und Empfindungen auf einer mittelbaren Ebene erschließt, der die Rationalisierung erst in einem zweiten Moment der Wahrnehmung folgt.¹⁸⁸ Alle Sinne sind eng mit der Fähigkeit zu erinnern verbunden.

Wahrnehmung ist vor allem ein soziokulturelles Phänomen. Sie findet sich durch den Standort der Betrachtung gefiltert: den konkreten räumlichen Standort wie auch den Ort im sozialen Raum, in einem übertragenen Sinne, der Gesellschaft, die sich in die körperliche und mentale Disposition eines Menschen einschreibt. Die individuelle Wahrnehmung ist durch das Koordinatennetz der Zugehörigkeiten bestimmt: als Frau oder Mann oder dazwischen, als wohlhabend oder arm, als fremd oder zugehörig. Sie ist ebenfalls durch Wissen und Erfahrungen geprägt. Der Soziologe Hans Paul Bahrdt

184 Vgl. R. Lindner: Offenheit, S. 395

185 Vgl. Helge Gerndt 1985, S. 14, zit. n. T. Hengartner: Forschungsfeld Stadt, S. 151.

186 Vgl. Walter Siegfried: Mensch – Bewegung – Raum. Zürich 1977, S. 99.

187 Ebd., S. 123.

188 Vgl. Johanna Rolshoven: Provencebild mit Lavendel. Die Geschichte eines Geruches in seiner Region. Bremen 1991; Regina Bendix: Sense, Scent and (Urban) Sensibility. In: Madalina Diaconu et al. (Hg.), Senses and the City. An interdisciplinary approach to urban sensescape. Berlin 2011, S. 211–229.

spricht von den »Prädispositionen der Wahrnehmung«¹⁸⁹. Er meint damit »vorher erworbene inhaltlich besetzte Muster, um die einfallenden Sinnesdaten zu ordnen, selektieren und auch modifizieren zu können«. Wahrnehmung, schreibt er, ist in hohem Masse durch Typisierungen bestimmt: Vereinfachungen, die mit der Bedeutung zu tun haben, »welche die Gegenstände in unserem Leben haben«.¹⁹⁰ Wir nehmen so wahr, dass es für uns irgendwie einen Sinn ergibt: »Diese Bedeutungen sind erlernt und variieren stark, je nach kulturspezifischer Sozialisation und je nach Typ der Situation.«¹⁹¹

Als ein Beispiel erwähne ich meine eigene Faszination für die städtische Bauform des Hinterhofes. Sie ist biographisch begründet: Ich bin in den 1960er Jahren in einer deutschen Mittelstadt im Hof eines großen Mietwohngebäudes »aufgewachsen«. Dieser Hof war ein sicherer Ort zum Spielen und um Radfahren und Rollschuhlaufen zu üben. Sogar rauchen habe ich da, mich völlig unbeobachtet wägend, mit einer Freundin zusammen eingeübt, mit geklauten Zigaretten. Meine Mutter hat mir später erzählt, sie habe uns vom Balkon aus beobachtet und sich vor Lachen kaum halten können, als meine Freundin mir zugerufen habe: »Nicht reinblasen musste, sondern ziehn!«, was mir dann einen ordentlichen Hustenanfall beschert hat. Der Hof war heimelig und abenteuerlich zugleich. Die großen Brüder haben in der Garagengrube Autos repariert, wir haben an der Teppichstange geturnt und Frau Emmerich aus der Kellerwohnung hat uns manchmal Zuckerwasser ausgeschenkt. Im Sommer wurde die Zinnwanne aus der Waschküche mit Wasser gefüllt, damit wir plantschen und spritzen konnten.

Nicht jede Stadt hat Hinterhöfe wie Berlin, Krakau, Wien oder Graz, in denen zum Teil eine ganze weitere Wohnstadt steht. Sie haben eine überaus spannende Nutzungsgeschichte als Hinterbühne der bürgerlichen Wohnbauten mit einer eigenen Gesellschaftsform, die sich angemessen eher essayistisch-impressionistisch als mit einer sachlichen Ethnographie oder Soziologie darstellen lässt. Am Beispiel einer kleinen Balkonforschung habe ich das zu skizzieren versucht.¹⁹²

Die Beispiele zeigen, dass der Zusammenhang zwischen dem Erleben des gebauten Raumes, seiner Wahrnehmung und dem historischen Bezug zum

189 Vgl. Hans Paul Bahrdt: Grundformen sozialer Situationen. Eine kleine Grammatik des Alltagslebens. München 1996, S. 84.

190 Ebd., S. 84.

191 Ebd., S. 85f.

192 Vgl. Johanna Rolshoven: Der Balkon. In: Anita Prettenthaler-Ziegerhofer, Ute Sonnleitner (Hg.), Karin 60. Graz 2014, S. 6-7 (ms. Festschrift für Karin Schmidtlechner).

Raum der Gesellschaft für die Stadtforschung zentral ist. Wichtig ist auch, dass die Voraussetzung jeder Wahrnehmung als ›Methode der Welterfassung‹ der Wille ist, etwas bemerken, sehen und verstehen zu wollen, also ein Bewusstwerdungsprozess. »Die Sinne«, schreibt Walter Siegfried, »sind mehr als nur Verbindungen zur Welt, sie zeigen auch an, wie wir uns als Organismus gegenüber der Welt verschieden verhalten.«¹⁹³ In dem Augenblick, in dem Menschen den Ausdruck von Begebenheiten, Situationen und Abläufen wahrnehmen, wird er zu ihrem Eindruck. Die Philosophin Elisabeth Ströker schreibt, dass das »Ausdrucksverstehen (...) eine eigene Weise der Weltzuwendung mit eigenem Sinnzusammenhang« ist.¹⁹⁴ Wir nehmen die »Dinge nicht in ihren objektiven, Farb- und Formeigenschaften« wahr, »sondern in der eigenartigen (...) augenblicklichen Tönung«.¹⁹⁵ Ein Anspruch auf objektive und objektivierende Beschreibung wäre demnach verfehlt und anmaßend. Vielmehr geht es darum, zu beschreiben, was wir sehen und wahrnehmen und dabei die Brille, durch die wir sehen, als Prädisposition unseres Blickes mitzubetrachten. »Erst im absichtslosen Verweilen«, so Ströker, »teilt sich der gestimmte Raum voll und ganz mit, zeigen die Dinge ihr eigentümliches Gesicht.«¹⁹⁶ Es geht darum, sich die Bedingungen und Filter der eigenen Wahrnehmung bewusst zu machen.

Es gilt also, sich im Forschungsprozess der eigenen Absichten bewusst zu werden, eine reflexive Distanz einzunehmen oder auch, sich ihrer gegebenenfalls bewusst zu enthalten. Diese Blickoffenheit bedeutet nicht Unge-rahmtheit. Jede Wahrnehmungsübung bedarf einer Art Fensterrahmen aus Ort, Zeit und Gegenstand, um den Blick in der Fülle der Umwelteindrücke nicht zu zerstreuen und zu verlieren. Ich gehe beispielsweise an einem Sonntag-, einem Mittwochnachmittag und Freitagvormittag im Mai zur Baustelle eines Supermarktes in einem bestimmten Stadtquartier und beobachte das Passant_innenverhalten in Zeitfenstern von 4 x 10 Minuten, um unmittelbar danach meine Beobachtungen aufzuschreiben oder die Geräuschkulisse akustisch aufzunehmen. Der Blick der Forschenden erhält dadurch eine verlässliche (reliable) Struktur, die sich in ein qualitatives Methodensetting einfügt. Diese ermöglicht gültige (valide) Antworten.

193 W. Siegfried: Mensch 1977, S. 101.

194 Vgl. Elisabeth Ströker: Philosophische Untersuchungen zum Raum. Frankfurt/M. 2011 [1965], S. 224.

195 Ebd., S. 225.

196 Ebd., S. 226.

Wahrnehmung ist eine Bewegungstechnik. Sie hängt eng zusammen mit dem Gehen als Methode der Stadterfahrung beziehungsweise -erforschung. Gehen ist eine Form der kinetischen Rauman eignung, in die der ganze Körper mit allen Sinnen involviert ist. Der französische Philosoph und Anthropologe Michel de Certeau hatte das Gehen als Sprache der Stadt bezeichnet, er spricht von einer Rhetorik des Gehens¹⁹⁷:

»Täglich erzeugt der Fußgänger [gehend] Muster, Bewegungsmuster, die zu einer Sprache oder zu einer Art Rhetorik werden; auf diese Weise schafft er sich selbst eine Karte der Stadt. Jeder hat seine eigene Art, durch die Stadt zu gehen, aber das Muster aller dieser Wege schafft ein Netz (...) über die ganze Stadt. Der städtische Raum wird durch die Bewegung des Fußgängers [der Fußgängerin, jr] permanent verändert (...). Das heißt: Dieser Raum ist kein fertig bearbeitetes, einmaliges Kunstwerk, sondern ein Prozess.«¹⁹⁸

Die Eigenbewegung des Menschen ist konstitutives Zeichen seiner Lebendigkeit: Bewegung, so die Philosophin Elisabeth List, ist Leben in einem fundamentalen Sinne.¹⁹⁹ Der »vitale Eigenantrieb« unterscheidet den Menschen vom Ding, das sich mechanisch bewegt. Dadurch, sagt die phänomenologische Philosophie, entwickelt das Individuum eine dynamische Beziehung zur Welt.²⁰⁰ Durch Bewegung entsteht ein gelebter Raum, eine soziale Räumlichkeit, denn »der Raum ist nicht nur Raum *für* meine Bewegung – er ist (...) auch Raum *durch* meine Bewegung.«²⁰¹ Durch die eigene Bewegung wird der Raum erfahren, erlebt und das Geschehen im Raum wahrgenommen. Im Unterschied zu der Position des Verweilens, des Sitzens oder Verharrens macht der/die Gehende sich durch die Bewegung zum Teil des Geschehens. Der Wahrnehmungsspaziergang wird dadurch zu einer partizipativen Methode, die sich sowohl als Weg (gr. *Met-Hodos*) der Themenfindung, der Feldberührung und Kontaktaufnahme mit Stadtbewohner_innen, als auch als Weg der Themenvertiefung empfiehlt. Eine spezielle Form der Wahrnehmungsmethode ist die Szenographie. Sie geht auf den französischen Stadtanthropologen Isaac Joseph zurück. Er spricht von der Stadtbeobachtung als einer

197 M. de Certeau: Die Kunst des Handelns, S. 190.

198 Elisabeth Wilson: Begegnung mit der Sphinx. Stadt, Chaos und Frauen. Basel 1993, S. 223.

199 Vgl. Elisabeth List: Ethik des Lebendigen. Weilerswist-Metternich 2009.

200 Vgl. E. Ströker: Raum, S. 227.

201 Ebd., S. 227.

Parcours-Szenographie, die der Bewegung im städtischen Raum angemessen ist. Wir erlauben, so schreibt er, in der Regel einen Raum im Parcours: »Sequenz für Sequenz und entsprechend einem Ablauf, der auf seltsame Weise an ein Fernsehspektakel erinnert, markiert von Effekten, Metaphern und Analogien. Es vollzieht sich im Zeitraum der stattfindenden Ortsveränderung und nicht von einem spezifischen Standort aus.«²⁰² Denn die städtische Kultur ist eine Kultur der Fortbewegung und des Übergangs *par excellence*.²⁰³

Stadt als Ort der Bewegung: Die Rhetorik des Gehens

Stadt hat immer den Charakter eines Umschlagplatzes. Sie ist ein Ort, der Mobilitäten herausfordert. Bewegung prägt das Stadtleben grundlegend: Sie ist etwas, das man ausübt, praktiziert und dem man zugleich unterworfen ist. Sie ist weit mehr als individuelle Fortbewegung oder technisches Transportmittel, so dass Robert Park darunter auch Geldbewegungen, das Phänomen der Börse oder das der Mode zählt²⁰⁴. Und Rolf Lindner schildert am Beispiel Berlins die Elektrifizierung der Stadt als Rhythmusgeberin, die den Stadtmenschen hervorbringt, eine neue Spezies mit einem beschleunigten Lebenstempo, das in alle Alltagsbereiche bis hinein in Sprechen und Sprache wirkt.²⁰⁵

Mit den Menschen, ihren Handlungen, Gedanken, Ideen und Imaginationen werden – um Arjun Appadurai und seine kulturwissenschaftliche Globalisierungstheorie zu paraphrasieren²⁰⁶ – Dinge, Informationen, Finanzen und Ideologien mobilisiert. Die Anforderung der (zielgerichteten) Bewegung zieht – gleichsam als Verkörperung der kapitalistischen Moderne – eine Beweglichkeit nach sich als eine Art »subjektive Umschlaggeschwindigkeit«, wie Rolf Lindner schreibt, die sich in Flexibilität, Behändigkeit, ja auch Opportunismus äußert.²⁰⁷ Karl Schlögel äußert sich dazu, vielleicht ein wenig pa-

202 I. Joseph: *Les compétences de rassemblement*, S. 114 (Übers. JR).

203 Vgl. ders., S. 115.

204 Vgl. R. Park: *La ville*, S. 103.

205 R. Lindner: *Berlin*, S. 32-55.

206 Vgl. A. Appadurai: *Disjuncture and Difference*.

207 Vgl. Rolf Lindner: *Vorüberlegungen zu einer Anthropologie der Stadt*. In: *Volkskunde in Sachsen* 16 (2004), S. 177-188, hier: S. 182.

thetisch, dass in der städtischen Raum-Menschenbewegung »Lebensenergie zusammenstößt«, die die Städte mit Energie versorgt²⁰⁸.

Bewegung als Bedingung der Stadt, als ihr Signum, ist ein heuristisches Moment, das erst ansatzweise in die Stadtforschung Eingang gefunden hat. Es fallen zahlreiche thematischen Felder auf, die kulturanalytisch noch wenig erschlossen sind. Zwar gibt es inzwischen zum Gehen in der Stadt zahlreiche anregende Untersuchungen, aber noch wenig zu den Implikationen der Elektronisierung und Digitalisierung auf die Gehenden und das städtische Kollektiv.²⁰⁹

Einzelne Studien behandeln den öffentlichen Verkehr als einen Ort, an dem sozialer und technischer Raum gestaltet und als zentrales Moment des urbanen Alltags greifbar werden²¹⁰, während zum Individualverkehr meist nur ingenieur-, planungs- und sozialwissenschaftliche Studien vorliegen²¹¹. Noch wenig behandelt ist die Bedeutung des Autos als Fortbewegungsmittel, als Wohnung, als schützende und geschützte Kabine (»Schreirraum«) des kurzzeitigen Alleinseins im von privaten und beruflichen Verpflichtungen getriebenen Stadtalltag, als Sozialraum der Peer Group, ein Symbol von Freiheit und Unabhängigkeit. Kaum in die Fragestellungen aufgenommen ist die Tatsache, dass das Fahrzeug ein trotz seiner Unentbehrlichkeit gefährliches Artefakt ist, dessen Beitrag zur Mortalität durch Unfälle und Luftverschmutzung vom Alltagsnutzen abgespalten wird. Die Geschichte der modernen Stadt ist von einer sich akzelerierenden Verkehrsentwicklung mit weit verzweigten Auswirkungen begleitet. Die Stadt wird zum Möglichkeitsraum der immer höheren, aber nicht gleichmäßig verteilten Erreichbarkeiten, die ihren Raum ebenso

208 Vgl. Karl Schlögel: *Heisse Orte, kalte Orte*. In: Ders., *Im Raume lesen wir die Zeit. Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik*. München 2003, S. 292-303, hier: S. 293.

209 Vgl. hierzu die frühe Arbeit von Jean-Paul Thibaud: *Le baladeur*, sowie Johanna Menhard: *Entanglements on and with the street. Ethnographical explorations on intra-actions of smartphones and bodies in motion*. In: J. Rolshoven, J. Laister (Hg.), *Die Straße*, S. 25-42.

210 Vgl. Marc Augé: *Ein Ethnologe in der Metro*. Frankfurt/M. 1988; ders.: *Le métro revisité*. Paris 2008; Seuil; Rolf Lindner: *Die U-Bahn als paradigmatischer Ort*. In: *kuckuck. Notizen zu Alltagskultur* 1 (1994), S. 20-22; Gottfried Korff: *S-Bahn-Ethnologie*. In: *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* 93 (1990), S. 5-26; Johanna Rolshoven: *Die Straßenbahn als technischer und sozialer Raum. Eine Skizze am Beispiel der Basler »Trambevölkerung«*. In: Dies.; Thomas Hengartner (Hg.), *Technik-Kultur. Formen der Veralltäglichen von Technik – Technisches als Alltag*. Zürich 1998, S. 217-241.

211 Von wenigen Ausnahmen abgesehen unter anderem Daniel Miller (Hg.): *Car Cultures*. Oxford 2001: Berg.

lokal wie transnational ökonomisch durchdringen. Das Atmosphärische des Verkehrs, der das Soziale der Stadt zunehmend maskiert, wird in der Bildenden Kunst und in der Literatur früh dargestellt, zum Beispiel in Robert Musils berühmtem ersten Absatz:

»Autos schossen aus schmalen, tiefen Straßen. (...) Fußgängerdunkelheit bildete wolkige Schnüre. Wo kräftigere Striche der Geschwindigkeit quer durch ihre lockere Eile fuhren, verdickten sie sich, rieselten nachher rascher (...). Wie alle großen Städte bestand sie aus Unregelmäßigkeit, Wechsel, Vorgeleiten, Nichtschritthalten, Zusammenstoßen von Dingen und Angelegenheiten, (...) aus Bahnen und Ungebahntem, (...) und der ewigen Verstimmung und Verschiebung aller Rhythmen gegeneinander (...).«²¹²

Ein methodisches Vorlaufen von Gehen als kulturanalytischer und auch künstlerischer Stadterforschungsmethode findet sich in der politischen Künstler_innenbewegung der Situationistischen Internationale. Im Kontext der von Henri Lefebvre ausformulierten Kritik des Alltagslebens haben sich in Frankreich in den unmittelbaren Nachkriegsjahrzehnten politische Gruppierungen gebildet, deren zentraler Protagonist Guy Debord war. Er rief – in der ersten Phase der 1972 aufgelösten Bewegung – zu sogenannten *Dérives* auf, dem scheinbar ziellosen Treibenlassen durch den Stadtraum, bei dem sich spontan Situationen einstellen, mit denen man kreativ und spontan umgehen kann. Im Hintergrund stand der Widerstand gegen die sich abzeichnende Kapitalisierung von Freizeit: Die »Konstruktion« nicht ökonomisierbarer Situationen im Stadtraum, so formuliert im Manifest der Situationistischen Internationale, wurde als »ununterbrochene Verwirklichung eines großartigen Spiels« verstanden, an dem die Stadtläufer_innen bewusst teilnahmen.²¹³ Der *Parcours* der *Dérive* verstand sich als provokative Methode, in den Stadtraum wie auch in den unhinterfragten Alltagsraum einzugreifen. Eher eine Gruppentechnik als die des einsamen Flaneurs, wird das absichtslose und zufallsgeleitete Umherschweifen zur Parodie des Raumes, einer Figur der Zweckentfremdung und Kritik am Urbanismus der

212 R. Musil: Der Mann ohne Eigenschaften, S. 9–10.

213 Vgl. Andreas Benl: Eine Situation schaffen, die jede Umkehr unmöglich macht. Guy Debord und die Situationistische Internationale. In: Jochen Baumann et al. (Hg.), Kritische Theorie und Poststrukturalismus. Theoretische Lockerungsübungen. (=Argument Sonderband NF AS 271) Berlin, Hamburg 1999, S. 63–77, hier: S. 64.

Moderne und seinen ordnenden Vorgaben: eine »Psychogeographie«, die die Wirkungen des gebauten Raumes auf die Gefühlswelten auslotet.²¹⁴

Diese Form der Konterkarierung als emotionale Erfahrung des Stadtraumes findet sich auch in Spielarten zeitgenössischer »Stadt sportarten« wie Parkour, Skaten, Stadttanz oder Flashmob wieder, denen sowohl Momente der Kritik als auch von Spaß und Ereignisgesellschaft innewohnen²¹⁵. Mit Henri Lefebvre lassen sich solche städtischen Erscheinungsformen als Raum- und damit Gesellschaftskritik lesen.²¹⁶ Diese lässt sich auch in der literarischen oder philosophischen Konstruktion von Figuren erkennen, deren Habitus Kritik an der unaufhaltsamen Eile der Moderne übt, an Verkehrsmoloch, Zeitnot beziehungsweise der Übertragung der Fabrikzeit auf das Alltagsleben und der technologischen Überformung alles Menschlichen. Dem entgegen verkörpert die Kunstfigur des *Flaneurs* Muße, Glück und Toleranz. Dieser notorische Langsamgänger schlendert wider die Beschleunigung des kapitalisierten Stadtlebens, in dem Zeit Geld bedeutet und – wie Heinrich Heine in einer berühmten Sentenz schrieb – die Zeit den Raum tötet. Während dem Flaneur die Konnotation des Privilegierten anhaftet, sind *Vagabund* und *Vagabundin* Krisenfiguren, die sich dem kapitalistischen Imperativ von Sesshaftigkeits- und Arbeitsgebot entziehen, aber auch aus der Moderne herausfallen.²¹⁷

Ähnlich dem Flaneur schafft die von Gilles Deleuze und Félix Guattari ernannte (Denk-)Figur des *Nomaden* Raum durch Bewegung, ohne den Raum zu besetzen oder von ihm Besitz zu ergreifen. Deleuze und Guattari, so Renate Brosch, gehe es darum, to »identify the nomad with the erasure of an existing political, geometric and cultural ordering of space and nomadology with an escape from sedentary metaphysics and the territorial state power that forms its setting«²¹⁸. Nur im Rahmen der westlichen nationalstaatlichen Norm von

214 Vgl. Guy Debord: Einführung in eine Kritik der städtischen Geographie (1955) sowie Theorie des Umherschweifens (1958). In: Situationistische Internationale. Der Beginn einer Epoche. Hamburg 2008 [1995], S. 17–20, S. 64–67.

215 Vgl. Johanna Rolshoven: Mobilitätskulturen im Parkour. Überlegungen zu einer kulturwissenschaftlichen Mobilitätsforschung. In: Reinhard Johler et al. (Hg.), Mobilitäten. Europa in Bewegung als Herausforderung kulturanalytischer Forschung. Göttingen 2011, S. 52–60.

216 Vgl. H. Lefebvre: Die Revolution der Städte.

217 Vgl. Johanna Rolshoven, Maria Maierhofer (Hg.), Das Figurativ der Vagabondage. Kulturanalysen mobiler Lebensweisen. Bielefeld 2012.

218 Vgl. Gilles Deleuze, Félix Guattari: 1227: Treatise on Nomadology: The War Machine, zitiert nach Renate Brosch: Moving Images – Mobile Viewers. Conceptualising ways of

Sesshaftigkeit, Stabilität und Ordnung funktionieren ausgrenzende Prinzipien und Strategien wie Rassismus, Nationalismus und Sexismus.

Rosi Braidotti bedient sich der Metapher des Nomadischen, um die Figuration eines postmodernen feministisches Subjektes zu benennen, dessen gesellschaftliche Differenzenerfahrung zu einer listigen und subversiven intellektuellen und politischen Beweglichkeit – Paula-Irene Villa spricht von »Unterwegs-Sein als Ressource«, – wird²¹⁹. In der postkolonialen Theorie steht die Figur des *Migranten* für die Hybridität der mobilen Gegenwartskultur, in der sich Kulturen nicht mehr an, sondern zwischen Orten situieren.²²⁰ Die theoretisch positivierende Konnotation des/der Migrant_in als Raumpionier_in vermag das stigmatisierende und in starkem Maße exkludierende Moment der Bezeichnung »Migrant_in« nicht zu neutralisieren. Sprache und Wortwahl müssen im Zeichen von Kulturdynamik und Gesellschaftswandel kritisch überdacht werden. »Migrant_innen« verfügen wie alle Modernen und Postmodernen über eine schmerzhaft und mobilisierende Erfahrung der Vielörtigkeit. Von *Mobilen* oder *Multilokalen* zu sprechen statt von Migrant_innen, rekuriert auf Kulturdynamik als Moment einer gemeinsamen modernen Erfahrung und amalgamiert die Nachteile dieser »Figurierung«, die in unwillkürlicher Personifizierung und damit Stigmatisierung liegen.

Solche konjunkturellen Mobilitätsfiguren, -figurationen und -figurative bezeichnen Krisenfiguren und Krisenkonstellationen, welche die Ambivalenzen zwischen Mobilitäten und Sesshaftigkeit als »einander ergänzende Modi der Verankerung des Menschen in der Kultur« bezeichnen.²²¹ In ihren Konnotationen oszillieren sie zwischen philosophisch anmutenden Abstraktionen und empirischen Deskriptionen²²², zwischen wirkmächtigen Repräsentationen und realen marginalisierten Lebensweisen, zwischen Aura und Stigma, Furcht und Versprechen.

seeing in the context of mobility. In: Dies. (Hg.), *Moving Images – Mobile Viewers*. 20th Century Visuality. Berlin 2011, S. 7–25, hier: S. 14.

219 Vgl. Rosi Braidotti: *Nomadic Subjects. Embodiment and Sexual Difference in Contemporary Feminist Theory*. New York 1994: Columbia University Press; Paula-Irene Villa: *Mobilität, Heterotopie, Dezentrierung*. Rosi Braidotti: »Nomadic Subjects«. In: Julia Reuter, Alexandra Kalentzos (Hg.), *Schlüsselwerke der Postcolonial Studies*. Köln 2012, S. 143–152, hier: S. 148.

220 R. Brosch: *Moving Images*, S. 15.

221 Vgl. J. Rolshoven: *Das Figurativ der Vagabondage*. In: Dies., Maria Maierhofer (Hg.), *Das Figurativ der Vagabondage*, S. 25.

222 Vgl. R. Brosch: *Moving Images*, S. 15.

Urbanität und das Städtische

Die bewegungsorientierte, moderne städtische Lebensweise prägt die Stadtbewohner_innen und schreibt sich in ihre Gewohnheiten, in ihren Habitus ein. Sie haben gelernt, sich an ihre Umgebung anzupassen und mit der Stadt zurecht zu kommen: »Die Körper wollen an ihre neuen Anforderungen, an die Reaktionsschnelligkeit und die neuen Bewegungen erst gewöhnt werden, und auch der Geist hat sich auf das Abwägen von Verkehrsrisiken, das Erwischen des günstigen Moments und das pünktliche Innehalten in der Bewegung erst einzustellen.«²²³

Die bis in die neuronale Plastizität hineinreichende »menschliche Plastizität«, ist »den Prozessen der Habitualisierung und Inkorporierung von Auffassungs- Wahrnehmungs- und Handlungsweisen« geschuldet.²²⁴ Die Großstadt, so stellen die Stadtforscher_innen fest, stellt »tatsächlich eine eigene Kulturform« dar, »die an die Neuankömmlinge große Anforderungen« bezüglich Anpassungsfähigkeit stellte und stellt²²⁵. Dieser Anpassungsprozess, die »innere Urbanisierung«, lässt sich im Sinne von Norbert Elias als Zivilisationsprozess auffassen, »der zur Verinnerlichung der formellen und informellen Regeln des Verkehrs miteinander drängt und Fremdwänge in Selbstzwänge verwandelt«²²⁶. Solche Regeln sind etwa das Nicht-Grüßen, die »Verkehrsregeln« für Fußgänger_innen, das Nichteinmischungsgebot in zwischenmenschliche Situationen. Die flüchtige Anonymität des städtischen Raumdurchmessens hatte Ulf Hannerz treffend als »traffic relationship« beschrieben:

»It is possible, for example, to think of people in the city as mannequins, putting a variety of meanings on show in such a way that everyone can inspect them, accept them, or reject them, without becoming heavily committed to interaction or identification with the personnel concerned. Traffic relationships may entail such a parade of impressions, in particular, because

223 Lothar Müller: Modernität, Nervosität und Sachlichkeit. Das Berlin der Jahrhundertwende als Hauptstadt der »neuen Zeit«. In: Mythos Berlin. Zur Wahrnehmungsgeschichte einer industriellen Metropole (Katalog zur Ausstellung), Berlin 1987, S. 79-92, hier: S. 88, zit. nach R. Lindner: Vorüberlegungen zu einer Anthropologie der Stadt, S. 180.

224 R. Lindner, ebd., S. 180.

225 R. Lindner: Offenheit, S. 387.

226 Ebd., S. 387.

they are often a side involvement of people at the same time engaged in other activities. Walking through city street, one may zigzag through a ball game, catch a glimpse of a craftsman putting the final touch to his products, overhear snatches of half a dozen conversations, cast a glance at assorted shop windows, and stop for a moment to evaluate the talent of some street musicians. One can scarcely avoid pondering over the part played by such experiences in the urban cultural process.«²²⁷

Gottfried Korff, der 1985 den Begriff der »inneren Urbanisierung« definiert hat, schreibt: »Mentalitäten formieren und ändern sich in Kommunikations- und Interaktionsprozessen, die ihrerseits von historisch-gesellschaftlichen Entwicklungen prägend bestimmt werden.«²²⁸ Aber »die Mobilität und die Dynamik der Urbanisierung hatten keineswegs automatisch ein neues, bewegliches Bewusstsein erzeugt«²²⁹, sondern in einem langsamen allmählichen Anpassungsprozess diese Mentalitäten verändert und an das Fremde gewöhnt.

Doch nicht nur »Kultur«, Alltagsverhalten und Kommunikation formulieren und artikulieren Urbanität, sondern auch Technik und Technologie, die städtisches Leben erst möglich gemacht haben. Im 19. Jahrhundert entwickeln sich die technischen Errungenschaften der Moderne zu Grundlagen des städtischen Lebensstils. Sie kamen auf als Begleitprozesse von Industrialisierung, Ökonomisierung und Urbanisierung. Die sogenannte Sanierung war hier im wörtlichen Sinne wegbereitend: die Befestigung von Straßen und Gehsteigen, der Bau von Wasser-, Abwasser- und Abortanlagen, von Leitungen, Rohrsystemen und Trassen. Der Bau der Kaufhäuser und der Bahnhöfe ging mit der Installierung von Rolltreppen und Aufzügen als logistischer Pioniertechnologie einher, die auch Menschen und Verkehrsströme »kanalisieren« und den Ausbau des öffentlichen Verkehrs und seiner Verbindungen ermöglichen. Als sensationell galten in ihren Anfängen vor allem das Elektrische, die Elektrifizierung, die Elektrotechnik²³⁰: Sie alimentieren Verkehrsmittel, Beleuchtung und Reklame, Vergnügungszentren, Rundfunk, Telefon und Schlagerindustrie und die privaten Haushalte. Die Elektroindustrie wird zur städti-

227 U. Hannerz: *Exploring the City*, S. 113.

228 G. Korff: *Mentalität und Kommunikation*, S. 345.

229 Ebd., S. 346.

230 Vgl. Beate Binder: *Elektrifizierung als Vision. Zur Symbolgeschichte einer Technik im Alltag*. Tübingen 1999; R. Lindner: *Berlin*, S. 87.

schen Leitindustrie²³¹ und prägt nicht nur Aussehen und Habitus der modernen Stadt, sondern bestimmt auch grundlegend die Lebensweise der Bewohner_innen. Die Geschwindigkeit des Stadtlebens taktet den Rhythmus des Alltagslebens.²³² Vor allem das brandsichere Licht brachte einen Paradigmenwechsel und beförderte Topos und Aura der Nacht.²³³

Bruno Latour und Emilie Hermant haben in ihrem umwerfenden Buch über das Unsichtbare der Stadt Paris in ungewohnter, zugleich panorama-tischer wie mikroskopischer Perspektive die Konnexionen und Abhängigkeiten zwischen den Materialitäten, Virtualitäten, Visualitäten und dem Lebendigen: Individuum und Gesellschaft der großen Stadt aufgezeigt.²³⁴ Zwar unsichtbare, aber sehr konkrete Akteure agieren über Algorithmen mit Programmen, Bildschirmen und Archiven, die unterschiedlichste Systeme in der Stadt beherrschen wie Wetterstationen, Ortungs- und Leitsysteme, Zeitmesser, Labore oder Überwachungsanlagen. Sie verwalten die Stadt-Logistik über Medien, Beschriftungs- und Wegleitungssysteme wie Tafeln, Schilder, Barrieren, Ampeln, Asphaltbeschriftungen. Sie rahmen, leiten an oder unterwandern damit die Arithmetik des Sozialen.²³⁵ Dabei, so Latour, beteiligen sich unauffällig unzählige bescheidene Bindeglieder, man könnte sagen: Synapsen, an der Koexistenz dieser Systemelemente mit Millionen von Pariser Einwohner_innen und verleihen dadurch der urbanen Existenz einen Sinn. »Die Wirtschaft, die Soziologie, das Wasser, das Elektrische, das Telefon, die Wählerschaft, die Geographie, das Klima, das Abwassersystem, die Gerüchteküche, die Untergrundbahn, die polizeiliche Überwachung, die Normen, die Summen, die Eichmaße und die Zusammenfassungen... All das zirkuliert in Paris durch feinste Leitungen, von denen keine als Rahmen, Infrastruktur oder Zusammenhang für die anderen dienen kann.«²³⁶ Der für wahr gehaltenen, jedoch trügerischen Perspektive des großen Maßstabs, die *vue générale*, das Panorama des Aussichtsturms oder das Satellitenbild, setzte er mit einer »oligoptischen« Perspektive das Geschehen eines Gesichtsfeldes in einem konkreten Handlungsraum entgegen und schreibt, dass etwa »Wasser, Elektrizität, das Telefon, der Verkehr, die Meteorologie, die Geographie, die

231 Vgl. R. Lindner: Vorüberlegungen zu einer Anthropologie der Stadt, S. 184.

232 Vgl. ders.: Berlin 2016, S. 57f.

233 Vgl. Joachim Schlör: Nachts in der großen Stadt. Paris, Berlin, London, 1840-1930. München 1991.

234 Vgl. B. Latour, E. Hermant: Paris, ville invisible.

235 Vgl. ebd., S. 76.

236 Ebd., S. 151f. (Übers. jr).

Stadtentwicklung, alle über eine Oligoptik verfügen: eine große Schalttafel in der Mitte eines geschlossenen Büros, von wo aus man über ganz Paris blickt, aber mit großer Auflösung nur wenige Dinge aufs Mal sieht.«²³⁷

Innere Urbanisierung und das »Ich der Stadt«

Um Urbanität als den sozialen Raum zu veranschaulichen, der die Stadtbewohner_innen erst eigentlich hervorgebracht hat, beginnt meine Annäherung an dieses zentrale Thema der Stadtforschung mit einem Exkurs, der zugleich auf Lücken des europäischen Stadtgedächtnisses verweist.

Der Kulturwissenschaftler und Judaist Joachim Schlör hat ein großes Werk über »Das Ich der Stadt. Debatten über Judentum und Urbanität 1822-1938« verfasst²³⁸. Das Buch basiert auf literarischen und kulturhistorischen Quellen, auf Archivmaterial und Statistiken. Es enthält vielerlei kulturwissenschaftliche Informationen zur modernen Stadtentwicklung und Informationen zur Fachgeschichte der Volkskunde. Vor allem befasst sich Schlör mit der Frage nach dem Typus des Städters: Handelt es sich um eine besondere Menschensorte, die ein bestimmtes Menschenbild vermittelt? Zur Beantwortung dieser Frage setzt er sich mit der jüdischen Kultur auseinander, die bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts vor allem die europäischen Großstädte markant geprägt hat und die wir heute wegen der verheerenden Gräueltaten der Shoah kaum mehr kennen. Aufgrund von Antisemitismus und Stigmatisierung, aber auch der Scham angesichts der Ermordung der jüdischen Bevölkerung Europas, ist der Beitrag des jüdischen Bürgertums zur Modernisierung und Zivilisierung der Städte, die Produktion von Orten der Kultur, bis heute kaum in der ihm angemessenen Weise gewürdigt worden. Mit einem Zitat von Karl Kautsky (1914) unterstreicht Schlör seine These, dass Juden Stadtbewohner_innen schlechthin seien:

»Man braucht bloß zu beobachten, wie das städtische Milieu heute auf die Menschen wirkt, wie sich der Landbewohner unter seinem Einfluß verändert, und dann in Betracht zu ziehen, daß die Juden das einzige Volk der Erde sind, das seit rund zwei Jahrtausenden eine rein städtische Bevölkerung bildet, und die Erklärung der jüdischen Eigenart ergibt sich zwanglos.

237 Ebd., S. 58 (Übers. jr).

238 Göttingen 2005.

Sie ist die auf die Spitze getriebene Eigenart des Städters. (...) Der Jude ist der Stadtbewohner par excellence geworden.«²³⁹

An der Hypothese »Juden sind Städter«, die Schlör als Diskurs dechiffriert, hängt zweierlei: Zum einen die Auseinandersetzung damit, *wie* diese Behauptung argumentiert, und zum anderen die Veranschaulichung dessen, *was* einen Menschen zum Städter, zur Städterin macht: die Frage nach der mentalen und habituellen, der kulturellen Prägung durch das komplexe und spezifische Milieu der Stadt. Es geht darum, beispielhaft den Prozess der »inneren Urbanisierung« zu verfolgen, in dem die Stadt – vor allem die Großstadt – einen »neuen« Menschen hervorbringe, dem/der eine Kraft der Veränderung innewohne.

Die städtische Lebensform steht für »Veränderung, Vergänglichkeit, Ungebundenheit, Toleranz, Vorurteilslosigkeit, Beweglichkeit und bewusste Verfremdung des Herkömmlichen« und sie steht für Anonymität: »Anonym zu sein heißt auch, ohne Ruf zu sein. Sich selber fremd werden heißt auch, ein neuer Mensch werden zu können. Die Stadt lässt ihren Bewohnern eine Option; darin vor allem besteht ihre Attraktion.«²⁴⁰ Hinweise zur Typik dieser Mentalität finden sich in den frühen Schriften der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Sie bilde sich vor dem Hintergrund einer städtischen Lebensweise heraus, bei der, wie Georg Simmel schrieb, »das Ineinander von körperlicher Nähe und geistiger Distanz«, sowie, so Willy Hellpach, »von äußerer Nähe und innerer Fremdheit« bestimmend ist.²⁴¹ Der inneren Urbanisierung wohne demnach eine Kraft der Veränderung inne, ein kulturdynamischer Impuls. Die jüdische Erfahrung stehe dabei paradigmatisch für die Geschichte der Modernisierung und der Urbanisierung, die eine grundlegende Erfahrung der Entwurzelung ist.

»Mit dem Aufbruch von Personen und Gemeinden aus der Tradition, mit der Auflösung traditioneller Strukturen beginnt eine neue, eine »moderne« Geschichte, die sich (...) mit Begriffen wie (...) Wanderung – Ortsbindung – Ortsverlust – Abwesenheit umreißen lässt. Die Erfahrung von Ent-Wurzelung, Mobilität und Migration, wie sie in religiösen, kulturellen und literarischen Zeugnissen der europäischen Juden reflektiert wird, ist – paradigmatisch –

239 Zit. n. J. Schlör ebd., S. 34.

240 R. Lindner: Offenheit, S. 388.

241 Vgl. R. Lindner: Das andere Ufer. Zwei-Kulturen-Metapher und Großstadtforschung. In: T. Kohlmann, H. Bausinger (Hg.), Großstadtvolkskunde, S. 158.

eine ›moderne‹ Erfahrung. Sie erfasst sowohl Veränderungen im Selbstbild und Selbstbewußtsein der Juden in Europa wie ihr Verhältnis, ihre Beziehung zu den umgebenden Gesellschaften.«²⁴²

Die Erfahrung der Moderne entspricht grundlegend einer Erfahrung »von Migration, Vertreibung, Neuansiedlung und Heimatverlust«.²⁴³ Die Moderne verkörpert und exponiert sich in der Stadt, in ihr materialisiert und institutionalisiert sie sich und wird von den städtischen Akteur_innen entwickelt, verworfen, zu eigen gemacht. Welche Strukturen und Spezifika sind es, die das Stadtleben ausmachen und die diese offensichtliche Emanzipationsbewegung der Untertanen forcieren? Gerade hier spielt der Begriff der Urbanität eine zentrale Rolle: Das Urbane steht für die zivilisatorischen Errungenschaften der Moderne, die von der Befreiung der Menschen aus den Abhängigkeiten von göttlicher Bestimmung und feudalstaatlicher Leibeigenschaft, über seine stadtbürgerliche Mitbestimmung hin zu Demokratie als Regierungsform und Individualismus, der Möglichkeitsraum einer selbstbestimmten Lebensweise, führt. In der Stadt gibt es ein Kommunikations- und Bildungsangebot, das es auf dem Land nicht gibt. Es gibt den öffentlichen Raum des anonymen Austauschs, der Kommunikation, der als Raum der emanzipatorischen Bewusstwerdung beschrieben wird. Es gibt Schulen, Universitäten, Druckereien und Buchhandlungen, Salons und Cafés als Orte bürgerlicher Bildung und ihrer Verbreitung. »Der Gang durch eine Stadt«, schreibt Schlör, »konfrontiert uns mit einem wilden Angebot aus Bildern, Szenen, Symbolen und Signalen, (...) [einem] Dschungel [, durch den] wir unsere Pfade schlagen, die heute anders verlaufen als gestern und morgen.«²⁴⁴ Diese Erfahrungen und Erlebnisse in der Großstadt modellieren die Wahrnehmung, die Erfahrungen der Menschen, ihre Persönlichkeit und Identität.

Doch nicht nur die Erfahrung der Gegenwart spielt hier eine Rolle. Die Vergangenheit bleibt präsent, die einstigen Zugehörigkeiten treten in Austausch, nicht selten in ein konfliktuelles Verhältnis mit dem Erleben der Gegenwart. Dieser Prozess erstreckt sich, wie wir heute wissen, über mehrere

242 J. Schlör: Das Ich der Stadt, S. 39–40.

243 Ebd. S. 41. – Bücherempfehlungen: Martin Pollack: Kaiser von Amerika. Die große Flucht aus Galizien. Wien 2010 und Joseph Roth: Juden auf Wanderschaft (1927). München 2013; Alexander Granach: Da geht ein Mensch (1943). Augsburg 2003; Helen Liesl Krag: Man hat nicht gebraucht eine Reisegesellschaft. Wien 1992.

244 Ebd., S. 45.

Generationen. Eine Psychotherapeutin, die mit Migrationserfahrungen arbeitet, erzählt mir, wie sehr die Traumata nicht nur der eigenen, sondern auch vorheriger Generationen, im Herkunftsland erlitten, in die Gegenwart des Aufnahmelandes hinüberreichen: Erfahrungen von Hunger und Armut, von Gewalt und Entbehrung ebenso wie von Geborgenheit und Glück.

Akkulturation in der Großstadt bedeutet, bezogen auf das Jüdischsein, Konzessionen an die Moderne ebenso wie an die Tradition zu machen: »Modernitätsängste und Modernitätskritik sind wesentliche Momente dieser Entwicklung.«²⁴⁵ Um an der Moderne teilhaben zu können, müssen traditionelle Elemente und Strukturen der religiösen Lebensführung sowie Alltagsgewohnheiten zugunsten von neuen Mustern aufgegeben werden. Die jüdische Bevölkerung hat zudem damit zu kämpfen, dass sie, aus dem Osten kommend, zu Deutschen oder zu Österreicher_innen geworden war. Sie erkennen, dass sie sich als solche verstehen und handeln, jedoch von der christlichen Mehrheitsgesellschaft nach wie vor stigmatisierend als »jüdisch« bezeichnet werden. »Wir mögen, was wir tun, deutsch nennen, schreibt der Berliner Gelehrte Moritz Goldstein 1912, »die anderen [jedoch] nennen es jüdisch.«²⁴⁶

Hier geht es vor allem um das 19. und das 20. Jahrhundert. Das turbulente 19. Jahrhundert ist das Zeitalter des aufsteigenden Bürgertums und des Abschieds von feudalen und rückständigen Strukturen. Theodor Fontane schiebt im Jahr 1878 über Berlin, in der Vermittlung von Schlör:

»Die adelige Gesellschaft, die Berlin einst ›dominierte‹, (...) war zu arm, zu binnenländisch beschränkt, zu unkosmopolitisch und zu unvertraut mit allem was eine feinere Form schafft: mit Wissenschaft und Kunst. Gelesen hatte man wenig und gesehen nichts. (...) Dagegen sei es doch, bei allem kaum verhohlenen Bedauern, ein ›Fortschritt‹, die neue bürgerliche Schicht, selbst wo ihr ›etwas von der Aengstlichkeit und Unsicherheit des Parvenus‹ anhafte, am Werke zu sehen: Hier ›entfaltet sich eine Ueberlegenheit und das Enge, das Provinziale ist abgestreift. Große Interessen werden verhandelt, der Blick hat sich erweitert, er geht über die Welt. Die Sitten sind verfeinert, geläutert, gebessert. Vor allem der Geschmack. (...) Die Kunst, die Wissenschaft, die sonst betteln gingen oder auf sich selber angewiesen waren, hier haben sie ihre Stätte, statt der Pferdeställe werden Observatorien gebaut

245 Ebd., S. 41.

246 Zit. n. ebd., S. 79.

und statt der Ahnenbilder (...) hängen die Werke unserer Meister in Zimmern und Galerien. Der Staat mag verloren haben, die Welt hat gewonnen.«²⁴⁷

In Berlin, so der Literaturwissenschaftler Thomas Koebner, war das jüdische Bürgertum »mit seiner Partizipation am lokalen Leben (...) als wichtiges Ferment des gesellschaftlichen Aufbaus und Fortschritts in Preußen hochgeschätzt«.²⁴⁸ »Die Assimilation in und an Wien erschuf (...) Großstadtjuden (...). Aber auch die Integration der Juden erschuf erst Wien als Großstadt, im Bild ebenso wie in der Realität. Großstadt als Zentrum von Handel, Finanzwesen und Industrie, Großstadt als kulturelles und intellektuelles Zentrum wurde die Haupt- und Residenzstadt Wien erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts«²⁴⁹.

Was bedeutet in diesem Kontext ›Großstadt‹ als – von Alfred Döblin 1912 so bezeichnetes – »Großes Wesen«²⁵⁰, als völlig neuer Stadttypus in Europa, dessen Größe und Dynamik alles bisher Gekannte an menschlicher gebauter, sozialer und erfahrener Lebenswelt weit übertraf? Vor allem in literarischen Quellen werden wir zu den gefühlten Dimensionen des Großstadtlebens fündig. Sie bilden Erfahrungen ab und beeinflussen rückwirkend die Bilder, die sich die Leser_innen vom Stadtleben gemacht haben, um auf diese Weise Stadttexturen zu bespielen. Schlör hat hierzu eine idealistische Passage des ungarischen Schriftstellers György Konrád aufgetan:

»Die Großstadt ist die prachtvollste Schöpfung der menschlichen Gesellschaft. Es gibt kein Kunstwerk, das es mit der Lebensgemeinschaft der Großstadt aufnehmen könnte. Sie ist ein sich selbst aufbauendes Subjekt, sie ist Konzentration und Illumination, sie ist Kampf gegen die Trägheit des Materials und des Menschen, sie ist der menschliche Zusammenschluss und die Vereinigung des Menschen als Schöpfung. Die Großstadt ist die eigentliche Kreatur, das trifft um so mehr zu, je weltstädtischer sie ist. Sie ist künstliche Anti-Wirklichkeit, sich selbst entwickelnde Freiheit. Hier ist nicht nur der Mensch Spielball blinder Kräfte, sondern auch der Mensch selbst ist Spieler. Die Großstadt ist die höchste Entwicklungsstufe der menschlichen Freiheit. (...) Großstadtluft macht frei.«²⁵¹

247 Zit. n. ebd., S. 116.

248 Thomas Koebner 1991, zit. n. ebd., S. 134.

249 Ebd., S. 125.

250 Vgl. ebd., S. 135.

251 Zit. n. ebd., S. 126.

Diese Hoffnung auf Emanzipation und Freiheit, auf Teilhabe und rechtliche Gleichstellung hegte die jüdische Bevölkerung in besonderem Maße; im 19. Jahrhundert war sie in großer Zahl auf der Flucht vor Armut und Progromen von Osteuropa nach Westeuropa oder nach Übersee geflohen oder ausgewandert. Nicht nur der Überlebenskampf gab den Antrieb, auch die Fama von »Besitz, Bildung und Freiheit«, die in der Stadt erreichbar sind. Die beruflichen Felder, in denen jüdische Zuwanderer vor allem präsent sind, waren das Finanzwesen, Recht, Medizin und Journalismus; auch »die freien Künste boten ein vielfältiges Betätigungsfeld«, wie wir vor allem am Beispiel von Wien um die Jahrhundertwende feststellen.²⁵² Jüdische Bürger waren Städter, die ihre Wohn- und Lebensorte betont prägten. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts war die »Metropole Berlin (...) keine »jüdische Stadt«, wie die antisemitische Propaganda sie zeichnete, aber sie war doch eine Stadt, die jüdischem Leben, jüdischer Initiative mehr Raum bot als irgendeine andere.«²⁵³

Juden und Jüdinnen sind also, im ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert, Großstädter in Wien und Berlin, in Frankfurt und München, sie sind Hafenstädter innen in Livorno, Amsterdam, Triest, Bordeaux und Hamburg. Sie haben diese Städte geprägt und die Städte wiederum haben ihre Biographie und Identität geprägt. Diejenigen, die rechtzeitig vor der Shoah in die Emigration gehen konnten, haben als Wiener und Berliner wiederum London und New York, Shanghai und Tel Aviv²⁵⁴ geprägt; sie »nahmen Elemente einer Stadterfahrung mit in die fremden Städte, Erfahrungen, in denen ein Stück »Berlin« oder »Wien« weiterwirkt.«²⁵⁵

Urbanität: Kennzeichen des Stadtlebens

Die jüdische Bevölkerung hatte mit vielen kulturellen und wirtschaftlichen Impulsen einen großen Anteil am Prozess der Stadtwerdung und damit an dem, was man zusammenfassend unter dem Begriff der Urbanität versteht. Urbanität ist ein mit vielen Bedeutungen besetzter Begriff. Er bezeichnet zum einen ein in der Regel positives Konnotationsfeld, das sich auf den städtischen Lebensstil, die Ästhetik des gebauten Raumes und die Breite des kulturellen Angebotes bezieht, und von dem das Stadtmarketing profitiert. Er ist zum

252 Vgl. ebd., S. 127.

253 Ebd., S. 133.

254 Vgl. J. Schlör: Tel Aviv. Vom Traum zu Stadt. Gerlingen 1996; Maoz Azaryahu: Tel Aviv. Mythography of a City. New York 2007: Syracuse University Press.

255 J. Schlör: Ich der Stadt, S. 135.

anderen bereits in den Anfängen der Stadtforschung in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, namentlich von Louis Wirth (1897-1952), als wissenschaftlicher Begriff verwendet worden, der Stadt als ein von Dichte, Vielfalt und Heterogenität gekennzeichneten Raum charakterisierbar und beschreibbar macht.²⁵⁶

Demnach konstituiert sich Urbanität wie die Stadt selbst als ein komplexer, historisch gewachsener und kulturspezifisch situierter Prozess, die Quintessenz dessen, was städtisches Leben ausmacht. Urbanität beschreibt weniger die realen Seiten der Stadt als deren idealistische Momente, die an das Leben in der Stadt geknüpften »Hoffnungen und Versprechen«²⁵⁷. Der Begriff Urbanität ist damit jenem von Gesellschaft vergleichbar, der sowohl realistische Strukturierungen als auch ein idealistisches Konzept des Zusammenlebens Verschiedener benennt. Der Stadtsoziologe Hartmut Häußermann definierte Urbanität als eine historische Kategorie, der eine emanzipatorische Perspektive der Befreiung innewohne, die aus der Entwicklung der europäischen Stadt in der Tradition der Aufklärung hervorgegangen sei, und die die Stadt zu einem Ort möglichen humanen Lebens macht.²⁵⁸ Der Begriff umschreibt demnach einen »komplexen Prozess der Vergesellschaftung in der Moderne«, eine Art »Keimzelle moderner Zivilgesellschaft«, die dieser »Erzählung« von Urbanität, wie Wolfgang Kaschuba schreibt, anhaftet.²⁵⁹ Joachim Schlör zufolge dehnte die Urbanisierung ihre Wirkmächtigkeit von den Städten aus »auf die soziokulturelle Verfassung der gesamten Staaten, zumindest in Westeuropa«, und wurde hier »schließlich zum beherrschenden ›modernen‹ Lebensstil, der durchaus nicht mehr an ein Leben in der Stadt gebunden war und ist.«²⁶⁰

Häußermanns sozialdemokratische Perspektivierung von Urbanität setzt an ihrer zeitgemäßen und idealistisch formulierten Neudefinition an, die unter Urbanität soziale Chancengleichheit, verwirklichte Demokratie, ökologi-

256 Vgl. L. Wirth: Urbanism as a way of life.

257 Vgl. W. Siebel: Was macht eine Stadt urban? (1994), S. 5-20, hier: S. 12: <https://docplayer.org/15208386-Walter-siebel-was-macht-eine-stadt-urban.html> (14.10.2020).

258 H. Häußermann: Urbanität. In: Birgit Brandner et al. (Hg.), *Kulturerlebnis Stadt*. Wien 1994, S. 67-80, hier: S. 67f.

259 W. Kaschuba: Urbanität: Einheit der Widersprüche? In: Vittorio M. Lampugnani (Hg.), *Urbanität und Identität zeitgenössischer europäischer Städte*. Ludwigsburg: Wüstenrot-Stiftung 2005, S. 8-28, hier: S. 11.

260 J. Schlör: Ich der Stadt, S. 166, in Anlehnung an ein Zitat von Laux 1989, S. 57.

sche »Versöhnung mit der Natur« sowie Offenheit von Planung, Raumnutzungen und im Sinne von Toleranz versteht.²⁶¹

Um den Begriff für die Kulturanalyse nutzbar zu machen, müssen wir zwar auf solche strukturpolitischen Dimensionen rekurren, aber auch seine theoretische Sachdienlichkeit an empirischen Situationen messen und reiben. Auf reale Lebenswelten bezogen, lässt sich Urbanität nicht schematisch oder logistisch definieren, sondern wird eher über Beispiele, Situationen, Figuren und Faktoren greifbar. Gleichzeitig werden die ihr innewohnenden Ambivalenzen spürbar: Positiv aufgeladene Urbanität steht den negativen Zuschreibungen im Bild modernen Stadt gegenüber. Je nach Standpunkt der Betrachterin oder des Betrachters können diese wiederum positiv gelesen werden. Zum Beispiel jugendkulturelle Artikulationen im Stadtraum, die sich einerseits als »kriminelle Provokation« verurteilen und andererseits als »agency«, als ein aktives stadträumliches Einschreiben und der kulturellen Vernetzung und sozialen Partizipation lesen lassen. Diese Ambivalenz trifft den Kern des Begriffes der Urbanität. Als Ort des dichten Zusammenlebens verschiedener Menschen wird Stadt zwangsläufig zu einem Ort des Konfliktes, der Unstimmigkeiten und Widersprüche, aber auch des Aushandelns von Konflikten.

Unordnung und Chaos gehören zur Stadt und machen ihren Reiz aus: »Urbanität enthält ein widerständiges, ein chaotisches und anarchistisches Element. Gerade das Ungeplante, das Nicht-Gewollte, das Überraschende und Fremde sind wesentliche Elemente einer urbanen Situation.«²⁶² Stadt erscheint demnach als ein Ort notwendiger Unordnung, indem halblegale Aktivitäten und Schattenwirtschaft²⁶³, Illegalität und Kriminalität Teil des Möglichkeitsraumes Stadt und damit ihr Kennzeichen sind. Ohne Rückgriff auf den »Untergrund« einer Stadt und seiner Netzwerke hätten sich während des totalitären faschistischen Regimes der deutschen sog. Nationalsozialisten und ihrer individuellen, kollektiven und nationalstaatlichen Kollaborateur_innen keine Exilregierungen bilden können, wie etwa die polnische Regierung in Frankreich. Es hätte keine antifaschistischen Widerstandsgruppen gegeben, die nach dem Zusammenbruch des Hitlerfaschismus wie in Marseille und anderen französischen Städten, neue Stadtregierungen bildeten, und die die nationalen Politiken mitbestimmten, wie maßgeblich die Ethnologin

261 Vgl. H. Häußermann: Urbanität, S. 77-79.

262 Ebd., S. 72.

263 Vgl. W. Siebel: Was macht eine Stadt urban?, S. 8.

Germaine Tillion aus dem Widerstandsnetzwerk am Pariser Musée de l'Homme²⁶⁴. Auch Hilfs- und Befreiungsaktionen für Verfolgte hätten ohne Hilfe des Untergrunds, ohne Fälschung von Papieren oder Diebstahl von Dokumenten kaum arbeiten können: so die Namenslisten auszuliefernder Personen des lange Zeit vergessenen Schweizer Botschafters Carl Lutz in Budapest²⁶⁵ oder des Amerikaners Varian Fry in Marseille²⁶⁶. Auf die Gegenwart übertragen denken wir an illegalisierte transnationale humanitäre Selbsthilfenetzwerke, in denen Informationen, Hilfe und Unterstützung, Dienstleistungen, Nahrung und Geldmittel zirkulieren, die Leben retten und Notlagen lindern. In den Städten der Gegenwart ermöglichen solche Netzwerke mittellosen und illegalisierten Einheimischen und Ortsfremden ein Auskommen. Wir denken auch an »Schattenwirtschaft«, an parallele Ökonomien als substanziellem Teil von Stadtökonomie, die nicht nur wirtschaftlich potente Akteure stützt, sondern auch Deprivierten eine Existenz ermöglicht, d.h. im Grunde wirtschaftliche Gerechtigkeit bedeuten. Der Preis der Freiheit ist das Inkaufnehmen des Verschiedenen und die Bedingung von Kontingenzen.

Stadt der Möglichkeiten und Gefahren

In der Antike und wieder seit der frühen Neuzeit war die Stadt diskursiv als Ort der Unnatürlichkeit und Krankheit verrufen. Die im 19. Jahrhundert einsetzende Großstadtkritik bezichtigt die Stadt in diesem Sinne, ein von der Natur entfremdeter Ort zu sein, an dem die Menschen »falsche« zweckgebundene Beziehungen zueinander unterhalten, die sich durch Anonymität, Oberflächlichkeit und Flüchtigkeit auszeichnen. Masse, Dichte und Vielfalt der Erscheinungen überforderten den Einzelnen/die Einzelne und die vielbesprochene Auflösung der traditionellen Beziehungsnetze und Strukturen

264 Vgl. J. Rolshoven: Französische Ethnologinnen.

265 Vgl. Théo Tschuy: Carl Lutz und die Juden von Budapest. Zürich 1995, <https://www.vol.at/der-vergessene-held-carl-lutz/6417666>; <https://www.amnesty.ch/de/ueber-amnesty/publikationen/magazin-amnesty/2014-1/kultur-carl-lutz-spaete-ehren> (20.10.2020).

266 Das im Sommer 1940 in New York von amerikanischen Intellektuellen gegründete und unter anderen von Eleanor Roosevelt unterstützte Emergency Rescue Committee (ERC) entsandte Varian Fry nach Marseille, um verfolgte, dorthin geflohene Kulturschaffende aus Europa zu unterstützen. Vgl. Varian Fry: *Surrender on demand*. New York 1945: Random house sowie die franz. Ausgabe, auf die ich mich hier beziehe: »Livrer sur demande...«. Quand les artistes, les dissidents et les Juifs fuyaient les nazis (Marseille, 1940-41). Marseille 2008: Agone, sowie die Würdigung Frys durch Günter Liehr: Marseille. Porträt einer widerspenstigen Stadt. Zürich 2013, S. 152-173.

im Rahmen von Familie, Nachbarschaft oder auf Quartiersebene bedrohe den Zusammenhalt des Gemeinwesens, der ›auf dem Land‹ vergleichsweise intakt sei. Von all dem trifft ein Weniges zu, aber es sind, bei näherem Hinsehen, gerade diese inkriminierten Eigenschaften, die Stadt als kulturellen Ort und als Raum neuer Möglichkeiten ausweisen, der es seinen Bewohner_innen erlaubt, sich unerwartet bietende Chancen wahrzunehmen und überraschende Erfahrungen zu machen. Aus solchen Situationen, so der prominente Stadtwissenschaftler Walter Siebel, lernt man und entwickelt sich weiter.²⁶⁷ Aus der Enge sozialer Kontrolle und Verpflichtungen herauszutreten und in sozialen Auseinandersetzungen Beweglichkeit einzuüben, bedeutet auch Toleranz zu lernen und zu erfahren, bedeutet Gelegenheiten zu ergreifen und sozial aufzusteigen.

Gleichzeitig erlaubt das Ephemere der sozialen Beziehungen in der Großstadt das entlastende Loslassen und den ›oberflächlicheren‹ Umgang mit Belastungen. Trotzdem wird in zahlreichen Stadtdarstellungen das Flüchtige negiert und das Statische, mutmaßlich Dauerhafte als das Erstrebenswerte und Kulturbildende angesehen. Der Städter, so heisst es, sei weniger der Sesshaftigkeit verhaftet als an Mobilität orientiert,²⁶⁸ und vernachlässige dadurch staatsbürgerliche Pflichten.²⁶⁹ Solche Dichotomien und Gegenüberstellungen spiegeln vorherrschende Werte in der Gesellschaft, sie sind Bestandteile von hegemonial-ideologischen Diskursen. Um ihre Funktionen in einer Gegenwart zu verstehen, ist es hilfreich, ihre Genese, ihr historisches Gewordensein zu betrachten.

Werfen wir einen Blick zurück auf eine positive Aufbruchsstimmung um die Jahrhundertwende 1900, als der Soziologe Georg Simmel die Großstadt als Labor, Werkstatt und Schauplatz der Moderne beschrieb²⁷⁰. Das Urbane wurde positiv besetzt als Voraussetzung der städtischen Identität der Bewohner_innen im Sinne einer Art »imaginäre(n) Vergemeinschaftung«²⁷¹; Urbanität erscheint als »das zentrale Zeichen- und Zukunftslabor der Stadt«²⁷². Der Ruf der europäischen Stadt: Sie hat sich in einem langen historischen

267 Vgl. W. Siebel: Was macht eine Stadt urban?, S. 8.

268 Vgl. J. Schlör: Ich der Stadt, S. 361.

269 Vgl. Johanna Rolshoven: Multilokalität als Lebensweise in der Spätmoderne. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde II (2007), S. 157-179.

270 Vgl. R. Lindner: Vorüberlegungen zu einer Anthropologie der Stadt, S. 176.

271 W. Kaschuba: Urbanität und Identität.

272 Vgl. ebd., S. 11.

Prozess von der frühen Neuzeit zur Moderne herausgebildet. Die ihr zugeschriebenen Charakteristika beruhen auf einer »ideellen Konstruktion«, die zugleich einen historischen wie auch utopischen Charakter hatte.²⁷³

Die Europäische Stadt war ein sicherer, umfriedeter »verwahrter« Ort mit Stadtmauern und -gräben, mit »Bürgerrechten und Zunftordnung, mit Marktplatz und zentraler Repräsentationsarchitektur, mit Elementen politischer Selbstverwaltung und Öffentlichkeit, mit Anfängen städtischer Lebensweise und Kultur«²⁷⁴. Vor dem Hintergrund dieser strukturellen Momente entsteht eine spezifische Auffassung von Bürgerlichkeit als erstrebenswerter kultureller Konstruktion. Die Stadt wird zum Ort von Bürgerlichkeit schlechthin, als Kultur und Lebensweise der dominanten Bevölkerungsgruppe. Der Historiker Jürgen Kocka, die Ethnologen Orvar Löfgren und Billy Ehn und der Soziologe Pierre Bourdieu haben in ihren Pionierstudien die ökonomischen Bedingtheiten bürgerlicher Kulturen in ihren langlebigen sozialen Mustern und hegemonialen Verästelungen aufgezeigt²⁷⁵: Die bürgerliche Lebensweise ist bis in die Gegenwart das zentrale Leitbild der sogenannten nivellierten Mittelstandsgesellschaft geblieben. An den Städten ablesbar findet in den letzten beiden Jahrzehnten eine ökonomische Verschiebung statt, die zu einer Entwertung und zum ökonomischen Rücklauf der Mittelschichten und einer erneut akzentuierten Ungleichverteilung von gesellschaftlichen Ressourcen führt.

Das bürgerliche Leitbild des Stadtlebens war historisch gesehen fundamental an die Vorstellungen von einem besseren Leben geknüpft, das sich deutlich von den Prämissen der ländlichen Agrargesellschaft abhob und auch einen Gegenpol zu den feudalen politischen Strukturen der Vormoderne bildete.²⁷⁶ Die hinter diesem Leitbild stehende Realität war und ist die soziale Ungleichheit als Konstante der Stadt: die Rechtlosigkeit und Deprivierung der Unterschichten, der Frauen und der Fremden. Nur mit dieser Abgrenzung nach »unten« konnte und kann die bürgerlich-konsumistische, an Aufstieg und Mehrwerterzielung orientierte Lebensweise ihre Hegemonie behaupten:

273 Vgl. R. Lindner: Offenheit, S. 386.

274 Vgl. W. Kaschuba: Urbanität und Identität, S. 11.

275 Vgl. Jürgen Kocka (Hg.): Bürger und Bürgerlichkeit im 19. Jahrhundert. Bielefeld 1987; Jonas Frykman, Orvar Löfgren: Culture Builders. A Historical Anthropology of Middle-Class Life. New Brunswick and London 1987: Rutgers University Press; Pierre Bourdieu: La distinction. Critique sociale du jugement. Paris 1979: Minuit.

276 Vgl. W. Kaschuba: Urbanität, S. 11.

vor dem Hintergrund der nicht oder schlecht bezahlten Arbeit der Ehefrauen, Diensthofen und der Arbeiterschaft.²⁷⁷

Der ›bessere‹, als kultiviert geltende Lebensstil, nach dem die Stadtbürger_innen streb(t)en, äußerte sich in städtischen Kultur- und Bildungseinrichtungen und wird von diesen getragen: »Theater und Zeitung«, Verein und Promenade, Gymnasium und Museum, Salon und Café«²⁷⁸ als Orte des Austauschs über Kultur und soziales Leben.

Emanzipatorische Urbanität der Salonkultur

Zu den höchst spannenden Infrastrukturen der Urbanität zählt/e die zunächst adelige, dann bürgerliche Salonkultur, die vor allem von – vielfach aus dem jüdischen Bürgertum stammenden – Frauen²⁷⁹ und in nahezu allen europäischen Ländern getragen wurde. In ihre privaten Wohnungen luden sie die zeitgenössische städtische Intelligenz zu wissenschaftlichen, literarischen, politischen oder musikalischen Salons ein. Vor allem ausgeprägt war diese Salonkultur in Paris, Berlin und Wien. Es wäre interessant, aktuelle Formen dieser in der Gegenwart wiederbelebten Diskussionskultur zu erforschen, die wohl zahlreich in europäischen Städten vorkommt: in Form von philosophischen, literarischen, musikalischen oder anthropologischen Cafés, privaten Jours fixes, Salons, Gesellschaften, Kreisen... wie auch immer die Bezeichnungen lauten.

Ein schönes und anregendes Buch von Heike Herrberg und Heidi Wagner widmet sich der Wiener Salonkultur zwischen Jahrhundertwende und Zweitem Weltkrieg, die vor allem in den Zwanziger Jahren eine Blüte erlebte.

»Die Salons des 19. Jahrhunderts [waren] Freiräume des Denkens, der Begegnung und der weiblichen Emanzipation. Die Gäste treffen sich regelmäßig (...). Sie gehören verschiedenen Gesellschaftsschichten und Lebenskreisen

277 Alternative, Gleichheit aller Bürger_innen in ihrer Diversität anstrebende Formen der Vergesellschaftung, die sich in Städten materialisiert haben, stellten sozialistische Stadtentwürfe in nahezu allen Erdteilen dar. Zum einen zählen dazu die historischen, gebauten Utopien, etwa von Robert Owen oder Charles Fourier, aber auch Beispiele der Architekturmoderne wie das brasilianische Brasília, das indische Auroville oder der südfranzösische Küstenort La Grande Motte oder auch alternativ organisierte Stadtviertel wie Christiania in Kopenhagen oder Uzupio in Vilnius.

278 W. Kaschuba: Urbanität, S. 11.

279 Vgl. http://de.wikipedia.org/wiki/Literarischer_Salon (10.10.2020).

an. Gemeinsam ist ihnen das Interesse an literarischen, politischen und philosophischen Gesprächen. Die Atmosphäre ist bestimmt von Toleranz und Vorurteilslosigkeit. Mittelpunkt dieser Gesellschaft ist (...) eine in der Regel wohlhabende Dame, deren Persönlichkeit die Gäste anzieht. Sie sorgt für amüsante Gespräche, schafft geistiges Behagen und fördert die Originalität der verschiedensten Begabungen. (...) Allen diesen Frauen ist das Talent gemeinsam, Gesellschaft zu inszenieren, Menschen zusammenzuführen, die gescheit, redefreudig oder besonders begabt und bemerkenswert sind.«²⁸⁰

»Der Salon Zuckerkandl wird im kulturellen Leben Wiens der zwanziger und dreissiger Jahre eine Institution. Ähnliche Gesellschaften finden auch in der nah gelegenen Wohnung ihrer Freundin Alma Mahler statt, die ihre Gäste sonntags abends in der Elisabethstrasse empfängt (...).²⁸¹ Künstlerischen Persönlichkeiten zur Bekanntheit zu verhelfen, ist der 56jährigen Kulturjournalistin (...) eine Herzensangelegenheit. Karl Kraus bezeichnet sie (...) als »Hebamme der Kultur«. Schon in ihrem ersten Salon, den sie bis 1916 in ihrer Villa in der Nußbaumstrasse führt, verkehrt alles, was in der Welt des Theaters, der Musik und der Bildenden Künste Rang und Namen hat. Besonders liegen ihr die Künstlerinnen und Künstler der Moderne am Herzen, die sie offensiv verteidigt. Für Oskar Kokoschka, den Gesellschaftsschreck, der in der Malerei revolutionäre neue Wege geht und im provinziellen Wien mißtrauisch bis ablehnend beäugt wird, ergreift sie in ihren Artikeln ebenso Partei wie für Adolf Loos, über dessen Aufsehen erregende Architektur sich Wien das Maul zerreisst.«²⁸²

Wie die renommierte Journalistin Berta Zuckerkandl unterhielten zur gleichen Zeit auch die Tänzerin Grete Wiesenthal, die Reformpädagogin Eugenie Schwarzwald, die Schriftstellerin und Kabarettistin Lina Loos, die Schriftstellerin Gina Kaus oder die Bildhauerin Anna Mahler in Wien Salons. In den Salons wurden Netzwerke geknüpft, die beispielsweise die Künstler und Künstlerinnen der Wiener Moderne unterstützen, die Sezession, die Wiener Werkstätten... moderne Musik und Malerei, Textilgestaltung wie die der Schwestern Flöge, die in Wien einen eleganten Salon betreiben. Literaten und Poeten wie Franz Werfel, Hugo von Hoffmannsthal, Arthur Schnitzler, Colette

280 Heike Herrberg, Heidi Wagner: Wiener Melange. Frauen zwischen Salon und Kaffeehaus. Berlin 2002, S. 28-30.

281 Ebd., S. 26.

282 Ebd.

und Heinrich Mann sind hier präsent, Theaterleute wie Max Reinhardt, Tilla Durieux, Helene Thimig, Lina Loos und Maria Ley, Maler wie Gustav Klimt und Oskar Kokoschka, Musiker wie Maurice Ravel oder Arnold Schönberg, der Architekt Josef Hoffmann, der Historiker Egon Friedell, Politiker wie Julius Tandler oder Ignaz Seipel... .

Das Geschehen in den Salons und deren internationalen Netzwerken ist nicht frei von politischem Gehalt und Einfluss. Dabei zeichnen sich in den dreißiger Jahren »unterschiedliche politische Richtungen ab. Während sich Grete Wiesenthals Haus, insbesondere in späteren Jahren, zu einem Refugium für politisch Gefährdete entwickelt und bei Eugenie Schwarzwald der junge Graf von Moltke Stammgast ist, der als Mitglied der Widerstandsgruppe Kreisauer Kreis 1945 hingerichtet wird, scheut sich Alma Mahler (...) nicht, ihre Tür den (...) fragwürdigen Kulturpolitikern der ›Vaterländischen Front‹ zu öffnen.«²⁸³

Die vier erwähnten Salonières: Zuckerkandl, Schwarzwald, Wiesenthal und Mahler entkommen mit knapper Not den Schergen des Faschismus. Wiesenthal überlebt in Wien, Schwarzwald stirbt in den 1940er Jahren an Krebs im Schweizer Exil; Zuckerkandl stirbt siebzugjährig 1945 im Pariser Exil; Mahler entkommt in die USA, wo sie in den 1960er Jahren stirbt. Die Salons sind ein Beispiel für Verdichtungen des kulturellen Lebens; für die Stadt als »Labor«, in dem Neues entstehen kann. Und sie sind zentrale Orte weiblicher Diskussionskultur, der Politisierung und Intellektualisierung, die Stadt als Ort der Emanzipation ausweisen.

Urbanität zwischen »Oben« und »Unten«

Das geschilderte, zunehmend »zivilisierte« Leben war und ist das einer städtischen Minderheit. Bedeutete Urbanität für die Privilegierten alltägliche Lebenserleichterung und Fortschritt, Freiheit und Gleichheit, so war sie für die Mehrheit der Stadtbevölkerung – für die Armen, die Arbeitenden, die große Zahl an Zuwanderern vom Land oder aus anderen Städten und Regionen²⁸⁴ – die Erfahrung von Ausgrenzung, Segregation und Ausschluss. Institutionen, Gesetze und Regelungen sichern den Besitzstand der einen und machen die anderen zu Fremden. Wolfgang Kaschuba formuliert hierzu den

283 Ebd., S. 40.

284 Vgl. W. Kaschuba: Urbanität, S. 12.

Begriff der »kulturellen Differenzstrategie«²⁸⁵: Das eigene Dazugehören und der Ausschluss oder die Stigmatisierung der anderen werden zur Grundveste bürgerlicher Identität. Die Geschichte der Urbanität, schreibt Kaschuba, »beginnt als städtischer Kampf zwischen unterschiedlichen Lebens-, Werte- und Wissenskonzepten: Territorialität versus Mobilität, Homogenität versus Heterogenität, lokales Wissen versus »fremdes« Wissen«. »Großstadt bedeutet insofern die Permanenz sozialer Spannung wie Differenz und die Ambivalenz sozialer Integrations- wie Segregationsprozesse«²⁸⁶.

Aus zahlreichen Biografien lässt sich rekonstruieren, wie die »Land- und Kleinstadtflichtigen« des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts »ihre Ankunft in der großen Stadt wie eine Befreiung von Bevormundung erfahren« haben. Rolf Lindner nennt in Bezug auf Berlin als Beispiel die aus bedrückenden Armuts- und Abhängigkeitsverhältnissen stammende ostelbische Bevölkerung, die den »Zug in die Stadt« als einen Weg in Unabhängigkeit und »alltagsweltliche Emanzipation von Abhängigkeitsverhältnissen« empfunden habe. Ähnlich stellt es sich für die von Armut getriebene böhmische und galizische Bevölkerung dar, die nach Wien zog. Für sie war die Großstadt ein Ort der Hoffnung, »Ort eines vergrößerten Möglichkeitshorizontes«.²⁸⁷

Im Hintergrund dieses für die Stadtwerdung unentbehrlichen Zuwanderungsprozesses stehen sehr unterschiedliche Lebenslagen: Der großen Verelendung der städtischen Unterschichten standen vielfältige Aufstiegsmöglichkeiten und Zukunftshoffnungen gegenüber. Bei den Berliner Fach- und Maschinenarbeitern, so Lindner, herrschte eine Mischung von »Stolz, Leistungsbewusstsein und Fortschrittsoptimismus«²⁸⁸, allesamt Parameter der Moderne, die in der aufstrebenden Stadt gefeiert wurden. Eine solche selbstbewusste Identität stand im Übrigen auch am Anfang der sozialen Bewegungen, die sich von den Städten ausgehend entwickelten.

»Fatalismus und Apathie auf der einen Seite, auf der anderen Fortschrittseuphorie, Leistungswille, urbaner Stolz – das sind die Mentalitätsmuster, die sich im Berlin des Vormärz in einer spezifisch soziokulturellen Übergangsphase formiert haben. Sie existieren nebeneinander und mischen sich zuweilen. Dabei figurieren Apathie und Fatalismus nicht nur als Abstiegsmentalität, sondern auch – in ihrer Funktion als Anpassungsregler – als

285 Ebd., S. 12.

286 Ebd., S. 12.

287 R. Lindner: Offenheit, S. 386f.

288 Ebd., S. 347.

Durchgangsmentalität, die eine Schonstellung gegenüber den neuen, rasch wechselnden Anforderungen und Verhaltenszumutungen der Großstadt erlaubt.«²⁸⁹

Diese feinsinnige Interpretation der Quellen verdeutlicht nicht nur die Ambivalenz sozialer Prozesse und hieran geknüpfter mentalitätsgeschichtlicher Entwicklungen, sondern auch die Schutzfunktion, die Pessimismus als Haltung und Distanzierungsgebaren erfüllen kann. Sie gestattet, aufschlussreiche Parallelen zu den zuvor erwähnten innovativen Zugängen zu knüpfen, mit denen Pierre Bourdieu, Claudia Honegger und Elisabeth Katschnig-Fasch mit ihren Teams bevölkerungsnahe Befindlichkeiten in einem Regime post-sozialstaatlicher Politiken eingeholt haben.

Die städtische Mentalität als Teil der »inneren Urbanisierung« des in die Moderne aufbrechenden 19. Jahrhunderts, auf der das zeitgenössische Handeln, Denken und Fühlen beruht²⁹⁰, wurde grundsätzlich von einer »Fülle von Erfahrungsfeldern« geprägt. Dazu gehörte die Fabrikarbeit mit ihrem unvorstellbaren Lärm, dem Schmutz, der Hitze und Kälte und der körperlichen Unterordnung unter den Rhythmus der Maschinen und Fabrikglocken²⁹¹, das von einer hohen Wohnmobilität gekennzeichnete Hausen in engen, elenden und kalten Unterkünften, die städtische Dichte von Menschen und Verkehr, die schlechte Gesundheit und Unterernährung der Menschen mit einer geringen Lebenserwartung.²⁹² Die Mehrheitsbevölkerung der aufstrebenden Städte im 19. Jahrhundert setzte sich zusammen aus Gesinde (Dienstbot_innen), Arbeiter_innen und Handwerksgehilfen²⁹³. Die Zuwachsraten der Wohnbevölkerung übertrafen alles bisher Dagewesene: das gilt für Berlin ebenso wie für Wien²⁹⁴, London und Paris. Städter zu sein war ein Erfahrungs- und Lernprozess: Man musste sich an neue Zeitpraxen und ihre Koordinierung

289 Ebd., S. 348.

290 Vgl. ebd., S. 345.

291 Vgl. Emil Zopfi: Die Fabrikglocke. Der Aufstand der Glarner Stoffdrucker gegen die Zeit. Zürich 1988.

292 Vgl. Jürgen Reulecke (Hg.): Geschichte des Wohnens. 1800-1918. Das bürgerliche Zeitalter, Bd. 3, Stuttgart 1997; Adelheid von Saldern: Häuserleben. Zur Geschichte städtischen Arbeiterwohnens vom Kaiserreich bis heute. Bonn 1995.

293 Zahlen hierzu vgl. G. Korff: Materialität und Kommunikation, S. 345.

294 Vgl. Wolfgang Maderthaner: Anspruchsvolle Schäbigkeit. Zur Wiener Unterschicht um 1900. In: Rolf Lindner, Lutz Musner (Hg.), Unterschicht. Kulturwissenschaftliche Erkundungen der »Armen« in Geschichte und Gegenwart. Berlin, Wien 2008, S. 123-141.

gewöhnen und »urban-zivilisatorische Verhaltensweisen« einüben wie Sauberkeit, Ordnung und Regeln der zwischenmenschlichen Kommunikation. Die städtischen Unterschichten gelangten in einen Prozess der Verbürgerlichung, der Hineinsozialisierung in die herrschenden bürgerlichen Werte und Hygienevorstellungen. Die allgemeine städtische Lebensweise, das Tempo der Großstadt zogen eine »Beschleunigung des Lebensrhythmus« nach sich, der Auffassungsgabe und des Reaktionsvermögens, ja sogar des Sprechens, beschreibt Korff am Beispiel des als »kaltschnäuzig« bezeichneten Berliner Jargons.²⁹⁵

Anonymität als Kennzeichen des Städtischen

Geschwindigkeit, Wechsel, Fremdheit, Anonymität, Dichte, Heterogenität, Differenz, Erfahrungen mit anderen Menschen, Raumerfahrungen mit der gebauten Umwelt: Die städtische Lebensform steht für »Veränderung, Vergänglichkeit, Ungebundenheit, Toleranz, Vorurteilslosigkeit, Beweglichkeit und bewusste(r) Verfremdung des Herkömmlichen« und Anonymität: »Anonym zu sein heißt auch, ohne Ruf zu sein. Sich selber fremd werden heißt auch, ein neuer Mensch werden zu können. Die Stadt lässt ihren Bewohnern eine Option; darin vor allem besteht ihre Attraktion.«²⁹⁶ Die Anonymität der Stadt, schreibt Walter Siebel, ermöglicht Neuanfänge: »Wo einen niemand kennt, wo man noch ein unbeschriebenes Blatt ist, ist man auch frei von den Fesseln der eigenen Vergangenheit.«²⁹⁷

Die Großstadt, schreibt Rolf Lindner, bringe einen neuen Menschen hervor »mit einer mentalen Ausstattung und einem psychischen Sensorium, das den Anforderungen der Moderne gerecht wird.«²⁹⁸ Schon der erwähnte frühe Text von Georg Simmel über die Großstädte und das Geistesleben (1903) dokumentiert die Auswirkungen des Stadtlebens auf den Städter/in. Simmel spricht darin von der »Blasiertheit« des Stadtbewohners als einer Form von Gleichgültigkeit und Unempfindlichkeit, die sich Städter_innen als Schutzschild²⁹⁹ gegen die Entwurzelung des Einzelnen aus der traditionellen Gemeinschaft und die ungeheure Menge an Reizen« zugelegt hat. Der Schutz-

295 Vgl. G. Korff: Materialität und Kommunikation, S. 352f.

296 R. Lindner: Offenheit, S. 388.

297 Vgl. W. Siebel: Was macht eine Stadt urban?, S. 8f.

298 Vgl. R. Lindner: Offenheit, S. 182.

299 Vgl. Georg Simmel: Die Groß-Städte und das Geistesleben (1903). In: Ders.: das Individuum und die Freiheit. Frankfurt/M. 1993 [1957], S. 192-204, hier: S. 193, S. 196.

schild der Blasiertheit äußere sich in einem intellektualistischen und rationalistischen Charakter.³⁰⁰ Es wirke als Schutz vor »Entwurzelung, mit der die Strömungen und Diskrepanzen seines äußeren Milieus ihn bedrohen«³⁰¹. Dieser Typus des Großstadtmenschen sei der städtischen Wirtschaftsweise geschuldet und hier vor allem der Geldwirtschaft.

Anonymität ist ein zentrales Moment der städtischen Lebensweise. Es wird in der Stadtliteratur zwar häufig und bereits früh benannt³⁰², aber selten in seiner alltagsweltlichen Bedeutung ausgelotet³⁰³. Colette Pétonnet hatte die Anonymität in einem 1987 publizierten Aufsatz zum Thema gemacht³⁰⁴ und als unspektakuläre Spur der Passantin im Stad Alltag verfolgt. Ihr gelingt eine sensible und anschauliche Situationsphänomenologie.

Pétonnet bezeichnet die Anonymität als schützenden Film, als Schutzhaut – »pellicule protectrice« –, die die Passant_innen in ihren Alltagsbewegungen durch die Stadt umgibt. Sie hilft ihnen, ihren Besorgungen und Zielen weitgehend unerkannt und unbehelligt nachzugehen und dabei die Gegenwart der Vielen als Normalität hinzunehmen: die große Zahl anderer Menschen in ihrer Verschiedenheit und Fremdheit, die körperliche Nähe der Kopräsenz, die Enge insbesondere, in überfüllten Bussen, auf Märkten oder bei Veranstaltungen. Anonymität ermöglicht es, die anderen Stadtbewohner_innen nicht kennen zu müssen. Sie schützt davor, nicht alles sehen und hören zu müs-

300 Vgl. B. Michel: Stadt und Gouvernamentalität, S. 22.

301 Vgl. J. Schlör: Das Ich der Stadt, S. 364.

302 So von Hellpach, viel zitiert, als »emotionale Indifferenz« evoziert. Vgl. Willy Hellpach: Nervosität und Kultur. Berlin 1902; zur Reserviertheit als Schutz gegen Reizüberflutung vgl. G. Simmel: Die Großstädte und das Geistesleben, S. 189.

303 Anonymitätsumschreibungen ohne empirischen Hintergrund geraten leicht zu Projektionen, wie folgendes Zitat veranschaulicht: »Die Anonymität von Großstädten ist Voraussetzung dafür, daß abweichendes Verhalten seine Nischen findet, in denen es unabhängig von formellen staatlichen und informellen sozialen Kontrollen sich ausleben kann. Der Ehemann kann ins Bordell, die brave Gattin in die Bumsdiele.« Hartmut Häußermann: Urbanität. In: Birgit Brandner et al. (Hg.), Kulturerlebnis Stadt. Wien 1994, 67-80; hier 72. Der erste Teil des Zitates findet sich identisch bei Walter Siebel: Was macht eine Stadt urban?

304 Vgl. Colette Pétonnet: L'anonymat ou la pellicule protectrice. In: Le temps de la réflexion VIII (1987): La ville inquiète, S. 247-261, online zugänglich gemacht von Eliane Daphy als »Rétropublication en Archives ouvertes«: <http://oai:halshs.archives-ouvertes.fr:halshs-00004526> oder http://elianedaphy.org/rubrique.php?id_rubrique=18 (12.12.2020), S. 1-15.

sen und auch angesichts vieler Augen und Gesichter die Intimität der eigenen Identität und Gedankenwelt zu wahren.³⁰⁵

Pétonnet schreibt der Haut der Anonymität verschiedene Grade von Durchlässigkeit zu. Ihre Ausprägungen beziehungsweise ihr ›Schutzfaktor‹ variieren je nach Größe der Stadt. In einer nord-mittel-westeuropäischen Klein- oder Mittelstadt wird man eher erkannt als in einer großen Stadt. Hier ist der Grad der eigenen Fremdheit geringer und der öffentliche Raum weniger frequentiert und belebt. Vielleicht greifen hier andere Schutzmechanismen, ist der Rückzug ins Private stärker ausgeprägt, der öffentliche Raum abseits von Geschäftszeiten unbelebter. Für südeuropäische Städte gelten wiederum andere Beobachtungszeitmasse, klimatische und kulturelle Kriterien der städtischen Öffentlichkeiten.

In Situationen starker Bewegung und Passant_innendichte wird die Schutzhaut der Anonymität dicker, während sie in einem überschaubaren Warteraum transparenter wird.³⁰⁶ Die Handhabung ihrer Durchlässigkeit jedoch kann jede/r Stadtbewohner/in selbst gestalten: Ich selbst habe es zwar in der Hand, wie weit ich mich öffne oder innerlich zurückziehe, aber mein Raumverhalten unterliegt auch dem, je nach Stadtgröße und Kulturraum unterschiedlichen Grad der geschlechts- und statusgebundenen gesellschaftlichen Kodifizierung des Raumes. Weil sie mit den Raumcodes nicht vertraut und ›belastet‹ sind, genießen es Stadtfremde wie Tourist_innen, *incognito* in einem Café zu sitzen und die Menschenbewegungen beobachtend an sich vorbei defilieren zu lassen. Ihr Betrachtungsgenuss bemisst sich sowohl am Zustand der touristischen Entspannung als auch an ihrer Fremdheit und der eigenen Anonymität, die subjektiv als umso grösser wahrgenommen wird, je fremder man sich selbst fühlt. Sie dringt ins Bewusstsein, wenn passiert, was viele kennen: Man sitzt entspannt weit weg von zu Hause, vielleicht unter der südlichen Sonne, in Gedanken versunken, und erblickt plötzlich eine vertraute Person aus dem beruflichen oder privaten Alltag daheim daherkommen: die Handarbeitslehrerin des Sohnes, die eigene Therapeutin, den Jugendfreund des Ehemannes, schlimmer noch, eine/n Ex... Viele ducken sich in solchen Momenten, ziehen die Sonnenbrille an und den Hut übers Gesicht und schauen in eine andere Richtung.

Es gibt Taktiken, die eigene Anonymität zu schützen, zu verstärken oder sogar zu übertreiben. In seiner wichtigen Arbeit über die Praxis des mobilen

305 Ebd., S. 6

306 Ebd., S. 5

Musikhörens in der Stadt, den Walkman³⁰⁷, der heute von anderen, weiter entwickelten elektronischen Medien abgelöst ist, beschreibt Jean-Paul Thibaud das individuelle Musikhören über Kopfhörer als urbane Taktik der »déréalisation« im öffentlichen Raum, als momentweise Entwirklichung öffentlichen Raumes. Die Musik ermöglicht ein »imaginäres Abschweifen« und wird dadurch zu einem »Schutzschild und Rückzugsraum«, die Musik als zweite Haut, mit der man sich auf der Ebene der Gefühle und sensorischen Aufmerksamkeiten dem Stadtgeschehen zumindest partiell entziehen kann.³⁰⁸ Der Grad des Sich-Entziehens beziehungsweise des Zulassens der eigenen Aufmerksamkeit für die Geräusche der Stadt ist über die Lautstärke des Walkmans regulierbar. Dieser »Effekt der Distanzierung (...) gegenüber der urbanen Klanglandschaft« entspricht der individuellen Herstellung pluraler Raumzeiten.³⁰⁹ Thibaud spricht von einer devianten Praxis, da man über den Charakter der gehörten Musik selbst Einfluss auf die Stadtwahrnehmung nimmt, sie verändert, variiert, ihr entgegnet und damit eine individuelle sinnliche Konfigurierung des urbanen Raumes vornimmt.³¹⁰

Auch das Telefonieren draußen und im Gehen zählt zu solchen Zwischenraumpraktiken im städtischen Bewegungsfluss. Selbst die in der Öffentlichkeit getragene Kleidung ließe sich als Strategie der Anonymisierung deuten, etwa im Fall des konventionellen Herrenanzugs, des unauffällig eleganten Outfits der bürgerlichen Geschäftsfrau in »Grau« oder »Beige«, dann aber auch die auffällig extravagante Kleidung, die durch die Tatsache der Anonymität im Stadtgefüge zu einer individuellen Möglichkeitsform wird. Phänomenologische Betrachtungen solcher Art belegen letztlich, was Orvar Löfgren und Billy Ehn in ihrer ethnographischen Studie über das Nichts-Tun »the power of micropolitics« nennen³¹¹. Über unspektakuläre Routinen werden Unterschiede, Klassen- und Genderungleichheiten reproduziert und zugleich herausgefordert und aufgebrochen. Musikhören, telefonieren, sich kleiden

307 Vgl. J.-P. Thibaud: *Le baladeur dans l'espace public*.

308 Vgl. ders.: *Die Klangkomposition der Stadt* (1994). In: Susanne Hauser, Christa Kamleithner, Roland Meyer (Hg.), *Architekturwissen. Grundlagentexte aus den Kulturwissenschaften. Zur Ästhetik des sozialen Raumes*. Bielefeld 2011, S. 180-190, hier: S. 180f.

309 Ebd., S. 181.

310 Ebd., S. 180, S. 187.

311 Vgl. Orvar Löfgren, Billy Ehn: *Nichtstun. Eine Kulturanalyse des Ereignislosen und Flüchtigen*. Hamburg 2012, S. 214.

oder auch Gehen³¹² sind distinktive Strategien, mit denen man Zeichen der Zugehörigkeit oder auch der Verweigerung von Zugehörigkeit setzt.

Was nun ist Anonymität? Einfach ein mitten in einer öffentlichen Situation realisierter Rückzugsmoment oder, differenzierter, mit den Worten Karl Schlögels, ein »Raum der Erwartung, der Enttäuschung, des suchenden Blicks (...), der Panzerung gegen das Zuviel an Eindrücken«³¹³? Anonymität ist ein schwieriger empirischer Gegenstand, da sie als Zustand keine greifbare Dimension der Kultur bezeichnet, sondern eine Nicht-Sache, eine Anti-Struktur³¹⁴, die in ihrer Bedeutung für die städtische Lebensweise situativ zu ermessen ist. Zielführender als eine Definition ist daher die Frage danach, was Anonymität dem/der Einzelnen/r ermöglicht, was ›produziert‹ der Schutz, den sie gewährt? Auf der Ebene der spezifischen strukturellen Anforderungen einer Stadt hilft Anonymität, Heterogenität, Größe, Dichte und Fremdheit auszuhalten – also schlicht Urbanität, folgt man ihrer klassischen Definition durch Louis Wirth. Auf der Ebene der Alltagsbewältigung können wir innerlich abwesend sein, an etwas anderes denken und uns den Aufmerksamkeitsanforderungen entziehen. »Für einen Augenblick haben wir keinerlei Verantwortung, sondern sind nur in Bewegung. Für einen Augenblick sind wir aller Bindungen ledig (...).«³¹⁵

Wenn Anonymität auch stark mit Rückzug konnotiert ist, erlaubt sie doch dessen Gegenteil: Sie lässt Möglichkeiten der Entfaltung und des Austauschs entstehen, welche die Nähe des Miteinander-gut-bekannt-Seins kaum zuließe. Pétonnet beobachtet, wie in einem englischen Kaufhaus, als alle Umkleidekabinen besetzt sind, halb entkleidete Frauen zwischen den Rayons Röcke und Blusen anprobieren und sich gegenseitig Einschätzungen geben, was ihnen gutsteht. Eine ähnliche Situation der Herstellung von Intimität in einer öffentlichen Situation ist die Nacktheit unter der warmen Dusche im Fraenumkleidebereich eines öffentlichen Schwimmbads. In beiden Fällen erlaubt es die vorherrschende Anonymität der unpersönlichen Körperlichkeit, situativ Nähe auszuhalten. Um direkten Kontakt zu Fremden aufzunehmen, ist hingegen ein plausibler und der Situation angemessener Vorwand nötig. Beobachten lässt sich dies in öffentlichen Verkehrsmitteln, in Warteschlangen, Wartezimmern, Cafés, in Augenblicken, in denen die Bewegungen der Stadt

312 Johanna Rolshoven: Gehen in der Stadt. In: Justin Winkler (Hg.), »Gehen in der Stadt«. Ein Lesebuch zur Poetik und Rhetorik des städtischen Gehens. Marburg 2017, S. 95-111.

313 K. Schlögel: Heisse Orte, kalte Orte, S. 298.

314 Vgl. C. Pétonnet: L'anonymat, S. 249.

315 K. Schlögel: Heisse Orte, kalte Orte, S. 298.

für einen Augenblick innehalten. Etwas Unerwartetes, ein Ereignis außer der Reihe gibt den Ausschlag: etwa, wenn etwas nicht erwartungsgemäß funktioniert, eine ungewöhnliche Lautsprecheransage erklingt, ein Straßengeschehen, eine künstlerische Installation oder Darbietung in Erstaunen versetzen, das sich nicht ziemende Verhalten eines Hundes oder eines Kindes dazu legitimiert, mit dem Gegenüber Kontakt aufzunehmen. Man bespricht ein paar Sätze lang die auslösende Situation, um dann, wenn die Kontaktherstellung geklappt hat, zu anderen, privateren Themen überzugehen. Im Schutz der Anonymität spricht man/frau jemand Unbekanntem gegenüber von den Dingen des Lebens. Wer von den älteren Leser_innen ist nicht, wie ich, im Laufe des Lebens zur Trägerin vieler Geheimnisse geworden, vieler trauriger und schöner Geschichten: die einer katholischen Ordensschwester in einem Schweizer Zug; die einer älteren multilokalen und vielreisenden Großmutter im Nachtzug Basel-Hamburg; die einer mir bis dahin nur vom Sehen bekannten Kollegin in der Warteschlange vor dem WC im ICE; die eines staatenlosen Mannes aus Waldshut, mit dem ich an der Tramhaltestelle ins Gespräch komme und der mich auf meiner Wohnungssuche durch die Stadt begleitet. Wir alle hüten solche Kostbarkeiten, Ethnograph_innen in besonderer Weise, weil sie die Gratwanderungen des Verrats zu meistern lernen. Jede_r, die ein Interview für eine Seminararbeit oder die Dissertation, für ein Forschungsprojekt oder im Rahmen einer beruflichen Recherche führt, muss auf der Hut sein, was er oder sie zitiert, enthüllt, preisgibt an Informationen, die in der Vertrautheit einer dialogischen Situation ausgesprochen wurden.

Um nicht in der Beschreibung und psychosozialen Mutmaßung über den Sinn sozialer Artikulationen von Anonymität zu verharren, müssen diese einerseits zu den zentralen Bestimmungsmomenten des öffentlichen Raumes in Bezug gesetzt und andererseits in ihrer wechselseitigen Bedingtheit innerhalb des sozialen Raumes in seiner Wechselwirkung von gesellschaftlicher Struktur und individueller Handlung betrachtet werden.

Anonymität ist eng mit den drei Parametern des öffentlichen Raumes und der städtischen Lebensweise verknüpft: Bewegung, Übergangscharakter und Flüchtigkeit. Erst die aus der zeiträumlichen Bewegung resultierende Flüchtigkeit ermöglicht Anonymität: «Die Grossstadt ist eine Maschine, die die Geschwindigkeit, den Schwindel und das Schwinden kultiviert. Was eben noch da war, ist im nächsten Augenblick nur noch ein verblasster Erinnerungseindruck, ein Hauch, eine Aura, eine Unschärfe oder ein Schat-

ten.«³¹⁶ Diese Flüchtigkeit macht den Übergangscharakter aller städtischen Bewegung aus.³¹⁷ Sie macht sie zu »Inkubationsräumen« (Karl Schlögel), zu Spielräumen, in denen sich etwas anbahnt, das anderswo und anderswann realisiert werden kann.

Die Bewegung des Gehens und die Verkehrsbewegungen gewährleisten das Funktionieren der Stadt dadurch, dass sie die Verknüpfung von Wohnen, Arbeiten, Ausbildung, Versorgung und staatsbürgerlicher Legitimierung gewährleisten. Sie funktionieren in Form von – in Begriffen von Zeit gemessener – Distanzüberwindung. Außerhalb von Maßnahmen zur Eindämmung einer Pandemie steuert das kapitalistische Zeitregime die Bewegung, indem es Arbeitszeiten, Fahrpläne, Öffnungszeiten von Geschäften und den »Festungen« der Institutionen³¹⁸ bestimmt. Damit determiniert es auch den Imperativ der Straße als gebautem Raum, – und macht letztlich den Verkehr zu einer heiligen Kuh, das heißt zu einer politisch kaum hinterfragbaren technologischen Alltagspraxis. Das Zeitregime ist eng an die Tagzeit geknüpft, die Zeit der Anspannung, wie Schlögel schreibt, und usurpiert die innere Zeit (als vermeintlich selbst gestaltete Privatzeit).³¹⁹ In »diesen Bewegungen zeigt sich die Stadt. Sie regt sich, sie zieht sich zurück. Sie konzentriert sich. Sie lässt sich gehen. Sie geht aus sich heraus. Sie sieht sich. Sie kommt zu sich. Sie fällt in sich zusammen.« Eine Rhetorik der Personifizierung von Stadt, die Schlögel (wenn ich ihn richtig verstehe), der expressionistischen Stadtlyrik entnimmt.³²⁰

Eine weitere Dimension von Anonymität zeigt uns Andrew Irving. Seine innovativen ethnographie-kritischen Arbeiten stellen, wie an anderer Stelle bereits angedeutet, die Dimension der Innerlichkeit von Passant_innen im Stadtraum heraus und nehmen dadurch eine theoretische Differenzierung von Anonymität vor. Er spricht vom kollektiven Nervensystem der Stadt³²¹, wenn er die inneren Dialoge von New Yorker Passant_innen als fundamentale

316 Gunnar Schmidt: Flüchtige Abbilder. In: Medienästhetik o.O., o. Jg., <https://www.medienaesthetik.de/fotografie/fluechtige.html> (15.12.2020).

317 Vgl. J. Rolshoven: Übergänge und Zwischenräume, sowie dies.: Der Rand des Raumes. Kulturwissenschaftliche Überlegungen zum Thema Übergang. In: Dies. (Hg.), *Hexen Wiedergänger, Sans-Papiers...* Kulturtheoretische Reflexionen zu den Rändern des sozialen Raumes. Marburg 2003, S. 7-17.

318 Vgl. Karl Popper, zitiert n. K. Schlögel: *Heisse Orte, kalte Orte*, S. 293.

319 Vgl. K. Schlögel ebd., S. 297.

320 Vgl. ebd., S. 299.

321 Vgl. A. Irving: *The Lives of Other Citizens*.

Dimensionen der urbanen Erfahrung sichtbar macht. Er erhebt sie über eine *walking fieldwork*, ein von ihm entwickeltes ungewöhnliches Video-Audio-Verfahren. Die Selbstgespräche in Gedanken von Stadtbewohner_innen während des Gehens verknüpfen Stadtwahrnehmung, persönliche Erinnerung, Imaginationen und gesellschaftliche Reflexionen. Dieses Erkenntnis differenziert ein weitgehend unhinterfragtes anthropologisches Verständnis von »Wirklichkeit«: »(...) the aim of the current project is to engage with the thinking, moving body, as it interacts with different parts of the city, in an attempt to consider how urban experience is mediated by streams of inner dialogue, memory and imagination that emerge in situ and are often rooted in a person's current existential situation and concerns.«³²²

An verschiedenen historischen Beispielen lässt sich ablesen, wie eine bestimmte Zeit – hier exemplarisch die von der aktuellen westlichen Stadt hervorgebrachte und prägend modellierte Moderne – die städtische Lebensweise durchtränkt. Der historische Blick auf die sozialen Bedingungen der Stadtwerdung veranschaulicht, wie sich Anonymität zu einer Strategie der »geordneten Distanz« entwickelt³²³, die das bürgerliche Zeitalter dem/der Stadtbewohner_in abverlangt. Das schafft eine wechselseitige Beziehung zwischen Urbanität als Stadtkultur, aber auch – im dominanten diskursiven Begriffsverständnis – als Stadtgestaltung. Stadtkultur liegt ein »everyday urbanism« zugrunde. Dessen Charakteristiken, so Margaret Crawford und Barbara Kirshenblatt-Gimblett, sind die dezidierte Orientierung an Kohäsion, »Orchestrierung des Dialogischen« ebenso wie kreativer Widerstand, Spontanität und Alltagsroutine.³²⁴ Das, was Stadtbewohner_innen alltäglich tun, ihre Wirklichkeitserfahrung und -gestaltung, ist durch die gestalteten stadträumlichen Umweltbedingungen beeinflusst und bestimmt deren Erfahrungen und Gefühle.

Urbanität in ihrer lebensweltlichen, materialen und zunehmend auch digitalen Qualität wird damit zu einem komplexen »Prozess der Vergesellschaftung in der Moderne, in dessen Verlauf sich Kultur gleichsam neu konstitu-

322 Vgl. ebd., S. 5.

323 Vgl. K. Schlögel: heisse Orte, kalte Orte, S. 302

324 Vgl. Margaret Crawford: Introduction. In: John Leighton Case, Margaret Crawford, John Kaliski (Hg.), *Everyday Urbanism*. New York 2003: The Monacelli Press, S. 6-11, S. 7, S. 9, S. 10; dies.: The current state of everyday urbanism. In: ebd., S. 12-15; Barbara Kirshenblatt-Gimblett: Performing the City. Reflections on the Urban Vernacular. In: ebd., S. 19-21, hier: S. 20.

iert«. ³²⁵ Solche Kulturentwicklung konnte sich ohne ›das Fremde‹ nicht vollziehen: ohne Know-how, Erfahrungshintergrund, Lebensweise, Ideen, Güter, Finanzen, die von woanders kamen. Diese Dynamik, die sich am Beispiel von Urbanität und Stadt aufzeigen lässt, ist auch für andere Konstituierungsprozesse von Kultur bedeutsam. Die These lautet entsprechend, dass wir uns als Menschen verändern, wenn die Welt sich verändert und umgekehrt der Lauf der Welt Einfluss auf uns selbst nimmt. Wenn sich die Gesellschaft wandelt und mit ihr die Stadt, transformieren sich auch Wahrnehmung, leibliches Verhalten, Gedankenführung, Selbstentwürfe, ³²⁶ Lebensstile und Geschlechterbilder ³²⁷. So funktioniert Kultur; darin liegt die kulturtheoretische Annahme der kulturanalytischen Forschung.

Um Stadt in jeder Gegenwart neu betrachten zu können, um ihre Herausforderungen und Probleme, ihre brennenden Themen zu analysieren, müssen die zeitgenössischen Bedingungen, unter denen Stadtleben steht, erkannt werden und mit je angepassten Methoden und theoretischen Zugängen erfasst werden. Das folgende Kapitel behandelt zentrale Parameter solcher Kontextualisierungen und Konstellationsanalysen.

325 Vgl. W. Kaschuba: Identität, S. 13.

326 Vgl. ebd., S. 13.

327 Vgl. R. Lindner: Offenheit, S. 387.

Stadt und Gesellschaft in der Gegenwart

Immer neu stellt sich die Frage, welche Entwicklungen eine Gegenwart charakterisieren, wie diese sich in der zeitgenössischen Stadtkultur niederschlagen und wie sie das Städtische hervorbringen und prägen. Städte sind die zentralen Orte der Erforschung von Gesellschaft, das Thema Stadt ist von Themen der gesellschaftlichen Entwicklungen nicht ablösbar. Der Gesellschaftsbezug der klassischen Stadtanthropologie hat zwar zu einem Interesse für Bevölkerungsgruppen, Situationen, Ereignissen und Lebenswelten mit ihren gesellschaftlichen Bedingtheiten und Bezügen geführt, meist jedoch ohne theorieleitende Auffassungen von Gesellschaft im Hintergrund.

Die späte Moderne als Rahmenhandlung der Gegenwart wird im Folgenden entlang prominent verhandelter Zeiterscheinungen beschrieben, die unter den dynamisierenden Vorzeichen der Mobilität(en) perspektiviert werden. Auf lebensweltlicher Augenhöhe stellen sich diese als ein konstellatives Zusammenspiel von Ortspolyzentrik, Individualisierung, Zeit-Raum-Kompression, Governance und Gouvernamentalität dar. Ihre aktuellen Prämissen wie Klimawandel, postkoloniale und postpatriarchale Wende erzwingen Perspektivänderungen und ein konsequentes Hinterfragen bislang geläufiger Annahmen. Am Beispiel einer konkreten Stadtbetrachtung sollen einige dieser Schlüsselbegriffe veranschaulicht werden.

Mobilitäten

Die späte Moderne ist durch die Gleichzeitigkeit einer Vielzahl an Mobilitäten geprägt, die mit der Moderne technisch, ökonomisch und sozial möglich wurden. Die Kulturanthropolog_innen Arjun Appadurai, Aihwa Ong und Ulf Hannerz zählen zu den ersten kulturwissenschaftlichen Globalisierungstheoretiker_innen, die – gestützt auf qualitative Empirien – auf die gesell-

schaftsverändernden Implikationen solcher Bewegungen und Beweglichkeiten verwiesen haben. Individual- und Massenverkehrsmittel haben in Verbindung mit den wirtschaftlich induzierten Grenzöffnungen in hohem Masse Menschenbewegungen auf lokaler, regionaler, nationaler und transnationaler Ebene befördert und ermöglicht. Historisch vorgebaute (Arbeits-)Wandlungsbewegungen haben sich dadurch vervielfältigt und beschleunigt. Eng mit ihnen verknüpft ist der Transport von Waren, Gütern, Ideen und Informationen, welche durch digitale Informationstechnologien eine Fülle an medialen Kommunikationsformen und mit diesen Kontroll- und Rückkopplungsmöglichkeiten ermöglicht haben. Diese Bewegungen – formiert als Vielfaches von eng miteinander zusammenhängenden Mobilitäten – fordern Zugehörigkeiten, Zugehörigkeitstitel und -politiken wie etwa nationalstaatlich geregelte Staatsbürgerschaften, Steuern und Steuerung heraus.¹

Transnationale Bewegungen und Beweglichkeiten bewirken die »global cultural flows«, wie Appadurai sie als Kennzeichen einer kulturellen Globalisierung beschrieben hat.² Diese werden von sozial differenten Gruppen getragen, mehrheitlich über Arbeitswanderungen von Arbeiter_innen, Handwerker_innen, Care-Tätigen, Geschäftsleuten und Künstler_innen, die beruflich unterwegs sind, von Tourist_innen, die in ihrer Freizeit reisen, sowie von Migrant_innen, die als Ein- oder Auswander_innen, als Transmigrant_innen oder als Flüchtlinge in Erscheinung treten und aus unterschiedlichen Gründen woanders neue Existenzen aufzubauen suchen. Diese, an die Kategorisierung der mobilen Menschen geknüpften »Rollen« und Zuschreibungen überschneiden sich in den Biographien der Einzelnen. Dabei entstehen transnational geteilte »habitats of meaning«³, in denen bi-nationale Zugehörigkeitsorientierungen und -situierungen die Regel sind.⁴ Gemeinsam formen sie, Ulf Hannerz zufolge, eine globale »Ecumene«⁵, eine von der Anthropologie aus der Perspektive eines handelnden Individuums gedachte Weltgesellschaft, in der die Akteur_innen selbst es sind, die neue »kulturelle Bedeutungen erzeug(en) und verhandelbar mach(en)«⁶.

1 Vgl. A. Appadurai: *Modernity at Large*; Ulf Hannerz: *Transnational Connections. Culture people Places*. London, New York 1996: Routledge; A. Oong: *Flexible Citizenship*.

2 Vgl. A. Appadurai: *Disjuncture and Difference*, S. 296.

3 U. Hannerz: *Transnational Connections*, S. 22.

4 Vgl. A. Oong: *Flexible Staatsbürgerschaften. Die kulturelle Logik von Transnationalität*. Frankfurt/M. 2005, S. 11, S. 18.

5 U. Hannerz: *Global Ecumene*. In: ders.: *Cultural Complexity*, S. 105-115.

6 Vgl. A. Oong: *Staatsbürgerschaften*, S. 10.

Die Erforschung solcher mobilitätsbedingten Akzelerierungen und Überschneidungen hat zu wissenschaftlichen Paradigmenwechseln geführt. Ausgezeichnet dargestellt finden sich diese Zusammenhänge in Ramona Lenz' exemplarischer Studie zu europäischen Grenzregimes⁷, in dem umfassenden, mit künstlerischen und ethnographischen Methoden arbeitendem Projekt *Trans-Migration* oder auch – aus der soziologischen Perspektive auf systemische Strukturveränderungen – in den einflussreichen Ansätzen von John Urry und von Mimi Sheller, die zuletzt Fragen einer Mobilitätsgerechtigkeit aufgeworfen hat⁸. Mit dem kulturalanalytischen Ansatz der *Mobile Culture Studies* habe ich versucht, die Mehrdimensionalität von physischer, kognitiver und technologisch gestützter Mobilität über eine methodisch und theoretisch mobilisierte Anthropologie auszudeuten.⁹

Zeit-Raum-Kompression

Die spätmoderne Akzelerierung der Globalisierung verdankt sich einer Erscheinung, die David Harvey mit dem Begriff der Zeit-Raum-Kompression umschrieben hat¹⁰. Mit dem abnehmenden Zeitbedarf für die Distanzüberwindung dank moderner Transporttechnologien beschleunigen sich die Kapital- und Warenkreisläufe. Gleichzeitig wurde politisch die Aufweichung nationaler Grenzen möglich. Die Anpassungen der Zollbestimmungen an einen transnationalen Warentransfer schufen neue Durchlässigkeiten, die sich

-
- 7 Vgl. Ramona Lenz: *Mobilitäten in Europa. Migration und Tourismus auf Kreta und Zypern im Kontext des europäischen Grenzregimes*. Wiesbaden 2010.
 - 8 Vgl. TRANSIT MIGRATION Forschungsgruppe (Hg.): *Turbulente Ränder. Neue Perspektiven auf Migration an den Grenzen Europas*. Bielefeld 2007, <http://www.transitmigration.org>; John Urry: *Mobilities*. Cambridge 2007; Polity; Mimi Sheller, John Urry: *The New Mobilities Paradigm*. In: *Environment and Planning* 38, 2 (2006), S. 207–226; Noel B. Salazar: *Towards an anthropology of cultural mobilities*. In: *Crossings. Journal of Migration and Culture* 1, 1 (2010), S. 53–68.
 - 9 Johanna Rolshoven: *Mobile Culture Studies. Reflecting moving culture and cultural movements*. In: Jussi Lehtonen, Sala Tenkanen (Hg.), *Ethnology in the 21st Century. Transnational reflections on past, present, and future*. Turku 2010, S. 192–202; dies.: *Mobile Culture Studies. Kulturwissenschaftliche Mobilitätsforschung als Beitrag zu einer bewegungsorientierten Ethnographie der Gegenwart*. In: Sonja Windmüller et al. (Hg.), *Kultur-Forschung*. Berlin 2009, S. 91–101.
 - 10 Vgl. David Harvey: *The Condition of Postmodernity. An Enquiry into the Origins of Cultural Change*. Massachusetts: Blackwell 1999.

auf die Biographien, Denk- und Wunschhorizonte der Menschen auswirkten. Sie haben Freiheiten in der Arbeitsort- und Wohnsitzwahl, in der Wahl von Studien- und Ausbildungsplätzen mit sich gebracht und sie deregulieren die Gesetzgebung zu binationalen Eheschließungen, Erbrecht, Rentenregelung und so weiter. Ein Effekt solcher, in erster Linie durch die Bedürfnisse der Wirtschaft motivierten Entwicklungen einer Zeit-Raum-Kompression ist, dass das klassische, an Kontinuität orientierte, historisch verankerte und zugleich zukunftsgerichtete Zeitverständnis stark auf Moment und Gegenwart fokussiert wird, während auf der Ebene des Raumes durch den technologischen Fortschritt erst im Industrie-, dann im Medienzeitalter das Verhältnis von Nähe und Ferne verschwimmt¹¹. Da Raum- und Zeiterfahrungen, so Harvey, »ganz wesentlich Mittel für die Kodierung und Reproduktion von sozialen Beziehungen sind«, erfahren diese dadurch fundamentale Herausforderungen und Verwerfungen,¹² die zu neuen Kulturtechniken des Verortens und Verzeitens führen.

Die epistemischen Herausforderungen der Individualisierung

Neben den Herausforderungen und Begleiterscheinungen der Mobilitäten betrifft der Strukturwandel der Spätmoderne auch die Folgen der rechtlichen und sozialen Emanzipationsprozesse, die aus den politischen Bewegungen des 19. und 20. Jahrhunderts hervorgegangen sind. Die »Individualisierung als neue soziale Logik«, wie die von Harvey und von Appadurai beschriebene Öffnung der Denk- und Imaginationshorizonte, ermöglicht es, sich aus dem Rahmen vorgegebener »kollektiver Identitäten und Normalbiographien abzusetzen und eigene »freie« Lebensentwürfe zu gestalten«.¹³ Dies führt zu einer Heterogenisierung und Vielfältigung der Lebensstile. Das Individuum wird im Laufe des Modernisierungsprozesses aus traditionellen Bindungen der sozialen Gemeinschaft – die einen sagen: »freigesetzt« oder »entlassen«, was eine gewisse Schutzlosigkeit beinhaltet, während andere sagen: »emanzipiert« und »selbständig«. Beides trifft zu: Das Individuum hat sich, als es –

11 Vgl. das ins Deutsche übertragene Kapitel »Zeit und Raum im Projekt der Aufklärung«. In: Österreichische Zeitschrift für Geschichte 6 (1995), S. 345-365.

12 Ebd., S. 353, S. 345.

13 P. Niedermüller: Stadt, Kultur(en), Macht, S. 283.

metaphorisch gesprochen – in die Stadt gezogen ist, eine gewisse Schutzlosigkeit zugezogen, aber dadurch auch eine gewisse Freiheit erlangt. Diese Mischung war und ist es heute, die den Zuzug in die Stadt attraktiv macht, weil sie zukunfts offene und emanzipatorische Möglichkeiten bietet.

Fundamental von den Dispositiven und Regimen der Mobilitäten betroffen war und ist der Kulturbegriff der Anthropologien: »In dem Ausmaß, in dem Menschen heute mit ihren kulturellen ›Bedeutungen‹ im Raum unterwegs sind und in dem diese Bedeutungen selbst da auf Wanderschaft gehen, wo die Menschen an ihren angestammten Orten bleiben, können geographische Räume Kultur nicht wirklich beinhalten oder begrenzen.«¹⁴ Die Frankfurter Kulturanthropologin Gisela Welz wies als erste im deutschsprachigen Fach auf die Konsequenzen spätmoderner Entterritorialisierungen für die Ethnographie hin. Sie griff die Wendung der »Moving Targets« als Metapher dafür auf, dass sich in transnationalen Bewegungsräumen Forschungsgegenstände und Felder einer ethnographischen Fixierung entziehen und steter Anpassungen in den Methoden, Theorien, Epistemen bedürfen.¹⁵ Mit George Marcus argumentierte sie, dass künftig weniger ein Ortsgeschehen Gegenstand der Ethno- und Anthropologien sein könne, als vielmehr ein ortsübergreifendes transnationales Raumgeschehen. Im Zentrum einer *multi-sited ethnography* stünden daher »Migrationswege, Kommunikationskanäle, Handelsbeziehungen, also Konfliktlinien und Kontaktbereiche«.¹⁶ Mobilität als beobachtungsleitende Kategorie müsse dabei zugleich als »Faktor sozialer Ungleichheit« betrachtet werden. »In welcher Weise, so müsse künftig gefragt werden, korrespondiert gewählte, erzwungene, verweigerte, imaginierte Mobilität mit alten und neuen Klassenschranken, mit Gender und mit ethnisch markierten Differenzen, welche gesellschaftlichen Ausschlußmechanismen, aber auch welche Distinktionsmöglichkeiten machen sich – heute mehr denn je – an Mobilität fest?«¹⁷

Eine weitere epistemische Anpassung des Kulturbegriffs unter zeitgemäßen Vorzeichen müssen auch die Kategorisierungen beweglicher Individuen und Menschengruppen erfahren. Die so flüssig aufzählbaren mobilen, mobilisierten und gerne mit dem Begriff des Nomadischen bezeichneten

14 Ulf Hannerz: »Kultur« in einer vernetzten Welt. Zur Revision eines ethnologischen Begriffes. In: Wolfgang Kaschuba (Hg.), Kulturen-Identitäten-Diskurse. Berlin 1994, S. 64–84, hier: S. 68.

15 G. Welz: Moving Targets, S. 177–194.

16 Ebd., S. 183f.

17 Ebd., S. 192.

Menschengruppen bedürfen neuer kulturanalytischer Differenzierungen, und ebenso, so die Kritik von Aihwa Oong an Appadurais Theorie der globalen Flows, einer Resituierung innerhalb der sie durchdringenden Machtrelationen¹⁸. Tourist_innen, Künstler_innen und global Berufstätige sind in der Regel freiwillig unterwegs und haben die Möglichkeit, an vielen Orten zuhause zu sein, sie sind optional multilokal. Sie – so Péter Niedermüller – produzieren und konsumieren gleichzeitig Globalität: »Sie betrachten die globale Welt und ihre ›exotischen‹ Kulturen gleichsam als Buch, in dem man blättern und schmökern und das man – sei es aus Langeweile, sei es aus Bedrohung – auch einfach wieder schließen kann.«¹⁹ Anders sieht dies bei Migrant_innen aus, die als Flüchtlinge, Gastarbeitende oder Exilant_innen aufgrund der Unerträglichkeit der Existenzbedingungen aus dem Geburtsland wegziehen. Diese Gruppen müssen kognitiv und theoretisch grundsätzlich unterschieden werden, auch wenn ihnen gemeinsam ist, dass sie »Nomaden mit mehreren temporären Wohnsitzen« sind²⁰. Die einen kommen, um weiterzuziehen, die anderen kommen, um zu bleiben. Beide Gruppen verfügen über unterschiedliche Ressourcenzugänge, eigene Netzwerke, Abhängigkeiten, Kommunikationsstrukturen, Kulturformen und Lebensweisen. Zwar haben die festen Klassenstrukturen und Kolonialverhältnisse der Moderne sowie die deutlichen Disparitäten zwischen traditionelleren und moderneren Lebensformen auf unterschiedlichen Ebenen Demokratisierungen und Öffnungen erfahren, aber sie sind nicht obsolet geworden und wirken nach in neuen sozialen Polarisierungen und geschlechtsspezifischen Ungleichheitsrelationen. Insbesondere in der Stadt treten sie zutage. Hier, so Niedermüller 1998, bilden sich (weltweit) neue soziale »Unterklassen« heraus und es entstehen neue Ungleichzeitigkeiten.²¹

Raumrelativierungen durch Ortspolyzentrik und Multilokalität

Die relative Ortsungebundenheit, die durch Mobilitätsangebote entsteht, wurde und wird von der pessimistischen Kulturkritik als wachsende Beziehungslosigkeit gedeutet. Die Menschen, so heisst es, fühlten sich ihren sozialen Nahräumen nicht mehr verpflichtet. Orte würden zunehmend

18 A. Oong: Staatsbürgerschaften, S. 11.

19 P. Niedermüller: Stadt, Kultur(en) und Macht, S. 286.

20 Ebd.

21 Vgl. ebd., S. 282f.

bedeutungslos für sie. Nachbarschaften und andere soziale Bande, die im städtischen Kontext Kennzeichen von Urbanität sind, lockerten sich oder lösten sich gar auf. Mobile Menschen, so die Befürchtung, würden bindungslos als Sesshafte und damit zu unzuverlässigen Staatsbürger_innen.

Zahlreiche ethnographische Studien relativieren diese Annahme einer Auflösung der »Loyalität gegenüber Orten«²². Sie verweisen darauf, dass die Menschen es in der Spätmoderne gelernt haben, mit der Existenz von mehreren Bezugsorten und damit mit der Gleichzeitigkeit von Ortsbezügen in ihrem Alltagsleben umzugehen und die Vielörtigkeit zu einer Optimierung der Alltagsorganisation zu nutzen.²³ Der Phänomenologe Bernhard Waldenfels spricht von einer Polyzentrik von Orten: Verschiedene »Hiers« überlagerten sich in unserem Leben²⁴, während der Soziologe Ulrich Beck mit dem Begriff der »Ortspolygamie« die affektive Ortsbeziehung betont und damit unterstreicht, dass sich Mehrörtigkeit nicht polarisierend denken lässt, etwa im Sinne von loyal-nicht loyal.²⁵ Aus empirisch-kulturanalytischer Perspektive hatte ich diese Kulturkompetenz in unterschiedlichen Zusammenhängen als Multilokalität beschrieben und als Lebensweise definiert.²⁶ Sie betrifft immer mehr Menschen der Gegenwart und lässt sich empirisch zutreffender als eine Strategie der Verortung denn als Symptom von Entwurzelung lesen.²⁷ Alternierende Wohnungen gibt es nicht nur im sozialen Feld der privilegierten Lebensweisen, sondern in einem breiten Bevölkerungsspektrum. Sie gewährleisten Stabilität in der Bewegung und

-
- 22 Vgl. Ina Merkel: Außerhalb von Mittendrin. In: Zeitschrift für Volkskunde 98. Jg. (2002), S. 229-256, hier: S. 238.
 - 23 Vgl. unter anderem Asta Vonderau: Geographie sozialer Beziehungen. Ortserfahrungen in der mobilen Welt. Münster unter anderem 2003; Nicola Hilti: Lebenswelten multilokal Wohnender. Eine Betrachtung des Spannungsfeldes von Bewegung und Verankerung. Berlin 2013.
 - 24 Vgl. Bernhard Waldenfels: In den Netzen der Lebenswelt. Frankfurt/M. 1994, S. 188.
 - 25 Vgl. Ulrich Beck: Ortspolygamie: Mit mehreren Orten verheiratete zu sein, ist das Einfallstor der Globalisierung in das eigene Leben. In: Ders. (Hg.), Was ist Globalisierung? Irrtümer des Globalismus – Antworten auf Globalisierung. Frankfurt/M. 1997, S. 127-135, hier: S. 134.
 - 26 Zum Begriff der Lebensweise vgl. Johanna Rolshoven: Multilokalität als Lebensweise in der Spätmoderne. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde II (2007), S. 157-179.
 - 27 Vgl. dies.: The Temptations of the Provisional. Multilocality as a Way of Life. In: Ethnologia Europaea 37, 1-2 (2008), S. 17-25; dies.: Multilokalität als Theorem der Kulturanalyse. Akteurzentrierte Perspektiven der Kulturanthropologie. In: Rainer Danielzyk et al. (Hg.), Multilokale Lebensführungen und räumliche Entwicklungen: ein Kompendium. Hannover 2020, S. 35-41.

Bewegung in der Stabilität. Sie weichen das Sesshaftigkeitsideal der Moderne auf und verleihen dem Leben trotz hoher Mobilitätsanforderungen »Kontinuität und Gleichmaß«. Multilokalität in der Gegenwart lässt sich auch als Impuls und Indikator von Transnationalisierungsprozessen beschreiben, etwa der Europäisierung »von unten«. Diese Praxis hat Auswirkungen auf Wohnweisen und gebaute Räume, auf die Arten, wie Gemeinschaft hergestellt wird, und darauf, wie kulturelle und soziale Imaginationen oder Materialisierungen zustande kommen.²⁸ In seiner Studie über plurinationale Nachbarschaften in London spricht Martin Albrow in Anlehnung an Norbert Elias von mobilitätsbedingten Figurationen als sozialen Räumen, die zwischenmenschliche Beziehungen treffender beschreiben als Begriff und Vorstellung einer »Gemeinschaft«.²⁹ Zwar bestünden weiterhin Träume, Projektionen und Utopien von Gemeinschaft, jedoch bewohnten die Menschen eher »soziale Sphären, die nebeneinander bestehen und sich räumlich überschneiden, aber grundlegend verschiedene Horizonte und Zeit-Spannen besitzen.«³⁰

Es zählt zu den Kennzeichen der globalisierten Spätmoderne, dass sich die Menschen vom Raum emanzipieren³¹ und mit Ortsbezogenheiten³² spielerischer umgehen. Multilokalität bereitet den Weg »für Vorstellungen von Orten ohne Gemeinschaft und Kulturen ohne Orte«.³³ Dieser in qualitativen Untersuchungen feststellbare Befund differenziert die These der zunehmenden Auflösung der Raumbindung kultureller Akteure und Phänomene. Unbestritten findet dagegen eine Relativierung der Ortsbezogenheiten statt, die als eine der Folgen der Auflösung von wirtschaftlich und nationalstaatlich bedingten Raumzwängen betrachtet werden kann.

28 Vgl. unter anderem Stefanie Bürkle (Hg.): *Migration von Räumen / Migrating Spaces. Architektur und Identität im Kontext türkischer Remigration / Architecture and Identity in the Context of Turkish Remigration*. Berlin 2016.

29 Vgl. Martin Albrow: *Auf Reisen jenseits der Heimat. Soziale Landschaften in einer globalen Stadt*. In: Ulrich Beck (Hg.), *Kinder der Freiheit*. Frankfurt/M. 1997, S. 288-314, hier: S. 295.

30 Ebd., S. 302.

31 Vgl. Elisabeth Konau: *Raum und soziales Handeln. Studien zu einer vernachlässigten Dimension soziologischer Theoriebildung*. Göttingen 1977, S. 16.

32 Vgl. Heiner Treinen: *Symbolische Ortsbezogenheit. Eine soziologische Untersuchung zum Heimatproblem*. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 17 (1965), S. 73-95; S. 254-297.

33 M. Albrow: *Reisen*, S. 294.

Ganz gleich, ob der Mobilitätsgrund Zwang oder Option ist, stellen die mobilen, neomadischen Gruppen eine Herausforderung dar für das Grundprinzip des Nationalstaates der Moderne: der Kongruenz von Gruppe, Kultur und Raum³⁴. Träger_innen einer nationalen Staatsbürger_innenschaft definieren ihre rechtlich legitimierte und abgesicherte Zugehörigkeit auf dem geographischen Raum innerhalb nationaler Grenzen. Aber auch mit anders-nationalen Wurzeln verfügen nationale Passinhaber_innen über verbriefte Rechte und Pflichten, ein politisch konstruiertes und einsozialisiertes Zusammengehörigkeitsgefühl. Das Argument des Ethnischen, das Ethnos mit bestimmten Personen, Personengruppen und kulturellen Herkunftsmerkmalen essenzialisiert, kann vor diesem Hintergrund nur als politische Kategorie aufgefasst werden. Ethnizität in einer transnationalen, durch Mobilitäten geprägten Gesellschaft betrifft das Individuum allenfalls als Figuration und Re-Signifizierungspraxis der Aneignungen von Fremd- in Selbstzuschreibungen.

Etappen ökonomischen Wandels: Fordismus, Postfordismus, Neoliberalismus, Gouvernamentalität

Die späte Moderne zeichnet sich durch den Übergang des Fordismus zum Postfordismus aus³⁵. Mit diesen soziologischen und politikwissenschaftlichen Begriffen wird eine grundlegende Veränderung der Ökonomie, genauer gesagt der Produktionsweisen bezeichnet. Die Fordfabrik im Detroit der 1920er Jahre war der erste Industriebetrieb mit Fließbandproduktion, die zum Kennzeichen der kapitalistischen Produktionsweise und Wegbereiterin des Massenkonsums wurde. Daher wird diese erste Phase des Kapitalismus mit industrieller Produktion in Ballungsgebieten ›Fordismus‹ genannt. Mit dem Fordismus gleichgesetzt wird ein Gesellschaftsmodell, das für gewerkschaftlich erkämpfte Lohngerechtigkeit und Sozialleistungen steht. Fordismus als Epochen- bzw. Konjunkturbegriff steht außerdem für Wirtschaftswachstum, allgemeinen Wohlstand und eine sozial ausgeglichene

34 Vgl. P. Niedermüller: Stadt, Kultur(en) und Macht, S. 289.

35 Vgl. hierzu auch Hartmut Häußermann: Sozialräumliche Polarisierung und Exklusion in der »europäischen Stadt«. Politische Chancen für eine »soziale Stadt«? In: Friedrich Lenger, Friedrich Tenfelde (Hg.), Die europäische Stadt im 20. Jahrhundert. Köln unter anderem 2006, S. 511–522.

Bildungspolitik. Hartmut Häußermann bringt es auf die Formel: »Technischer Fortschritt bedeutet sozialen Fortschritt, sozialer Fortschritt bedeutet sozialen Frieden.«³⁶ In diesem politischen Modell des kapitalistischen Wohlfahrtsstaates lag die Hoffnung der Nachkriegsdemokratien, von der sich die Stadtpolitiken der Gegenwart gerade Stück um Stück verabschieden und zugleich ökologisch zu erholen versuchen. Auch die politischen Debatten zu Beginn des zweiten Jahrzehnts des 21. Jahrhunderts bezeugen einen noch immer kaum gebrochenen Glauben politischer und unternehmerischer Entscheidungsträger_innen an die wirtschaftlichen Möglichkeiten der Ressourcenausbeutung und den Ausbau emissionsintensiver Produktionsmittel.

Der Postfordismus, der seit Ende der 1980er Jahre strukturell greift, führte zum Abbau der Produktionsanlagen aus der Zeit der Industrialisierung. Auf globaler Ebene steht er für die Abkoppelung des Kapitalismus von seinem Eurozentrismus³⁷, aber auch für eine »Heterogenisierung von Lebensstilen und sozialen Lagen«³⁸, für Stellenabbau und Computerisierung der Produktion, für die Flexibilisierung des Arbeitsmarktes und die Globalisierung des Handels. Im Zuge dieser Entwicklung hat sich das Erscheinungsbild der Städte geändert. Das Ruhrgebiet als einst größtes zusammenhängenden Industriegebiet der Welt geriet in den 1970er Jahren in eine schwere Strukturkrise, in deren Folge über eine halbe Million Arbeitsplätze abgebaut wurden³⁹. Die ökonomische Neuorientierung erfolgte nach und nach entlang den Bedürfnissen einer Freizeit- und »Erlebnisgesellschaft«⁴⁰: Das Ruhrgebiet oder auch das Saarland haben sich zu grünen Freizeitlandschaften entwickelt, die auf touristische Erschließung und Nutzung setzen. Nach dem Vorbild von Großbritannien, wo die Deindustrialisierung zeitlich früher eingesetzt hatte, wurden Hochöfen in Museen umgewandelt, sogar zu Weltkulturerbe geadelt, wie das Beispiel der Völklinger Hütte im Saarland zeigt. In der luxemburgisch-deutsch-französischen Grenzregion, die überwiegend von Kohleabbau, Eisen- und Stahlproduktion lebte⁴¹, zeichneten bis in die

36 Ebd., S. 514.

37 Vgl. A. Oong: Staatsbürgerschaften, S. 10.

38 B. Michel: Stadt und Gouvernementalität, S. 14.

39 Vgl. ebd., S. 31.

40 Gerhard Schulze: Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart. Frankfurt/M. 1992.

41 Vgl. Jean-Louis Tornatore: L'invention de la Lorraine industrielle. Quêtes de reconnaissance, politiques de la mémoire. Paris 2010: Riveneuve; Lutz Budraß, Barbara Kalinowska-Wojcik, Andrzej Michalczyk (Hg.): Industrialisierung und Nationalisie-

1970er Jahre rauchende Schornsteine die Stadtsilhouetten und es war die omnipräsente schwarze und stinkende Luft, welche die städtischen Wohnbauten mit braungrauer Patina überzog. Die Typik der Landschaften mit ihren Hügeln aus Kohleschlacken und die Architektur der kleinen Bergmannshäuser mit Gärten in den umliegenden Dörfern konstituierten die kaum hinterfragten regionalen Identitätsmarker. Die Identifikation der Bergleute und Stahlarbeiter mit ihrer Arbeit, ihrem Werk, ihren »Kumpels«, beruhte auf der Sicherheit der Arbeitsplatz- und Aufstiegsperspektiven und den patriarchalen und paternalistischen Firmenpolitiken mit eigenen Sozialwerken und Vereinen. Das Motto »Learning to Labour« – von der berühmten Studie von Paul Willis geprägt⁴² – sozialisierte seit dem Jugendalter in die schwere körperliche Arbeit und zeichnete das Leben der Männer und ihr Ehrgefühl, um das sich Familiengründung und Frauenleben arrangierten. Die durch die Art der Arbeit und die Umweltbelastung eingeschränkte Lebenserwartung wurde hingenommen, da sie ökonomisch alternativlos schien. Eine Besonderheit der saarländischen oder der deutsch-polnisch-tschechischen Kohleregionalkultur war im Vergleich zum Ruhrgebiet oder der britisch-walisischen Kohlegebiete ihr grenzüberschreitender Charakter. Die ökonomischen und politischen Interessen am Zusammenspiel und Zusammenhalt einer durchlässigen Grenzregion Saarland-Lothringen-Luxemburg, die die kostbaren Brennstoffe der Moderne lieferten, standen denn auch am Anfang der Gründung der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft (EWG), die sich in der späten Moderne zu einem Europa der Regionen entwickeln sollte. Die heutige Europäische Union als Verbund europäischer Nationalstaaten hat ihre Anfänge, wie die Gegenwart meist vergisst, in einem ökonomisch induzierten europäischen Friedensprojekt,⁴³ das auf der Ausbeutung kolonialer Ressourcen fußte.⁴⁴

rung. Fallstudien zur Geschichte des oberschlesischen Industriereviere im 19. und 20. Jahrhundert (=Veröffentlichungen zur Kultur und Geschichte im östlichen Europa, Band 40). Essen 2013.

42 Paul Willis: *Learning to Labour. How working-class kids get working class jobs*. New York 1981 [1977]: Columbia University Press.

43 Vgl. Ireneusz Krzyżanowski, Florian Oberhuber: (Un)Doing Europe: Discourse and Practices in Negotiating the EU Constitution. Brüssel unter anderem 2007; Florian Oberhuber: Europa als Friedensprojekt. In: Europa der Vielfalt. Arbeitsmaterialien des Demokratiezentrum Wien. Wien 2009, <https://www.demokratiezentrum.org>.

44 Vgl. Peo Hansen, Stefan Jonsson: Eurafrika. Die Geschichte der Europäischen Union als »Entkolonisierungs-Kompromiss«. In: Arch+ no 239, 7 (2020): Europa – Infrastrukturen der Externalisierung, S. 16-23.

Der sogenannte Postfordismus als saubere Produktionsweise, die auf computerbasierte Biotechnologien und Informatisierung setzt, auf das Finanz- und Immobiliengeschäft, und, wie in der Schweiz und vielen europäischen Randregionen der Fall, auf arbeitsintensive, handwerkgestützte Produktion, etwa im Bereich der Luxusuhrenherstellung⁴⁵ oder der kulinarischen Spezialitäten, wurde nicht nur als ökologischer Fortschritt und sich ent-patriarchalisierende Produktions- und auch Lebensweise begrüßt. Der Übergang war (und ist) schmerzhaft. Er war (und ist) von Freisetzung und Arbeitslosigkeit gekennzeichnet und von einer ideologisch schwierigen politischen Übergangssituation der Neuorientierung an noch unausgereiften Zukunftsmodellen, die insbesondere die Bindekraft von Gewerkschaften und Sozialdemokratie auf die Probe stellten und noch immer stellen. Die Verschiebung und Veränderung von geschlechtsspezifischen Rollenvorstellungen am Übergang von Industriemoderne zu postindustrieller Moderne ist nicht nur sozialen Kämpfen geschuldet, sondern verdankt sich mithin auch den Flexibilisierungen infolge veränderter Produktionstechnologien, damit einhergehenden Standortunabhängigkeiten von Unternehmen und der Digitalisierung von Tertiärsektoren, die weiblichen Biographien und Lebensmodellen entgegenkommen. Sie haben die Struktur von Beschäftigungsverhältnissen transformiert und Gleichstellungsambitionen forciert. Im Vergleich zu den in der späten Moderne stark veränderten weiblichen Rollenverständnissen waren und sind männliche Identitäten, die sich unter dem fordistischen Regime an einer, an Körperkraft, physischer, psychischer und einer in vielem dem Alleinverdienermodell geschuldeten sozialen Überlegenheit sowie veralteten Autoritätsvorstellungen orientierten, im Rückstand. Die zeitgleich wachsende Sensibilisierung für die Folgen des Fortschrittsglaubens der Wirtschaftswunderjahre und ihrer ungebremsen Ressourcenausbeutung und Umweltschädigung mündet erst mit großer Verspätung in eine globale Diskussion zu Klimawandel und Ökologie.

Die Produktionsgesellschaft hat sich mit der späten Moderne zu einer Informations- und Wissensgesellschaft entwickelt. Eine Welle der transnationalen Wirtschaftsliberalisierung, zunehmend losgelöst von staatlicher Regulierung, verändert die Wirtschafts- und Sozialpolitiken. Der Wohlfahrtsstaat wurde und wird anhaltend abgelöst von einem Staat, der sich auf so bezeichnete Neoliberale Regierungstechniken stützt, und der sich an »weltmarktbestimmende(n) Tendenzen und Kapitalstrategien auf nationaler

45 Vgl. B. Michel: Stadt und Gouvernamentalität, S. 31-33.

Ebene« orientiert⁴⁶. »Damit verbunden ist eine neue Definition der Rolle des Staates, schreibt Hartmut Häußermann: von einer steuernden Zentralinstanz des starken Staates [government, jr] zu neuen Formen einer dezentralen Steuerung, die zwischen öffentlichen und nicht-öffentlichen Akteuren keine hierarchische, sondern eine kooperative Beziehung annimmt und befördert (new governance).«⁴⁷

Gentrifizierung und Kulturalisierung

Die spätmoderne Konsumgesellschaft verändert das Antlitz der Städte. Mit ihr konzentrieren sich die Stadtpolitiken zunehmend auf die Innenstadtgestaltung.⁴⁸ Verkehrsberuhigte, einkaufsfreundliche und verschönerte Fußgängerzonen bis hin zur Luxurierung der Stadtgestalt mit glänzenden Marmor- und Glaselementen und ihrer Mediterranisierung⁴⁹ mit südlichen Pflanzen in Designerkübeln und Gastbetrieben im Freien führen zur Erhöhung der Grundstückspreise. Mieterhöhungen in der Folge verdrängen lokale Geschäftsinhaber_innen, den örtlichen Einzelhandel und sind meist nur noch von großen internationalen Lifestyle-Warenketten bezahlbar. Sie partizipieren an einem weit über den Bedarf der Haushalte hinausgehenden verschwenderischen Konsum und akzentuieren damit das weltweite Wohlstandsgefälle. Das Angebot für den täglichen Bedarf verlagert sich in die meist nur mit dem PKW erreichbaren Einkaufszentren und Supermärkte.

Die Ästhetisierung des öffentlichen Raumes ist Symptom politischer Tendenzen. Wolfgang Kaschuba charakterisiert den Postfordismus mit der Formel »Kulturpolitik statt Sozialpolitik«: »Man verhandelt die Probleme nicht mehr gesellschaftspolitisch, sondern ästhetisch – man ›kulturalisiert‹ sie einfach.«⁵⁰ Selbst politische Bewegungen in der europäischen Stadt der Gegenwart nähmen eher die Form ästhetischer Manifestationen an, denn politischer Demonstrationen – ein Phänomen, das sich auch an der Schwelle

46 Ebd., S. 27.

47 H. Häußermann: Polarisierung, S. 515.

48 Vgl. Johanna Rolshoven: Innenstadt. Ein kulturalistischer Ansatz. In: Deutsche Akademie für Landes- Und Raumplanung (Hg.), Die Zukunft der Innenstadt. (=Almanach 2011/12). Darmstadt 2012, S. 53-64.

49 Vgl. dies.: Mediterranität als Lebensstil. In: Karlheinz Wöhler (Hg.), Erlebniswelten. Herstellung und Nutzung touristischer Welten. Münster 2005, S. 59-69.

50 W. Kaschuba: Urbanität und Identität, S. 18.

zur dritten Welle der SARS-CoV2-Pandemie beobachten lässt. In diese etwa zwei Dekaden fallen die Flashmobs an zentralen Orten, das Anbringen von Schlössern an Brückengeländern, deren Bestrickung wie die von Pfosten und Bäumen, die Graffitiisierung von Wänden und anderes. Mike Featherstone spricht davon, dass mit der Postmoderne eine »expressive Ästhetisierung des Lebens«, sogar eine »ästhetische Halluzination von Realität«, einhergehe⁵¹. Ihr sei auch die spätmoderne Subjektzentrierung der wissenschaftlichen Episteme und Methoden gezollt, die den kritischen Gesellschaftsbezug in den Hintergrund rücken lassen.

Auch wenn sich über Dimensionen des Politischen im Ästhetischen streiten lässt, kann die Kulturalisierung als deutliches Merkmal der jüngeren Gesellschafts- und Stadtentwicklung bezeichnet werden, zu der auch die Kulturhauptstadtinitiative der EU gehört. Kultur als zentrale Bezugsgröße der Stadtanalysen treffen wir auf unterschiedlichen Ebenen an. Der auf die amerikanische Soziologin Sharon Zukin zurückgehende Begriff der »symbolischen Ökonomie« bezeichnet eine Regierungsweise, »die verstärkt auf Kultur als Ressource für Bilder und Erinnerungen setzt«.⁵² Dieses Thema geht Kulturwissenschaftler_innen in besonderer Weise an: Inwieweit werden Kultur und kulturelle Entwicklungen zu politischen Zwecken vereinnahmt? Es ist problematisch, wenn traditionalisierte Symbole zu festen Bestandteilen der städtischen Kulturpolitik einerseits und eines rechtsextremen politischen Programms andererseits werden, wo sie für ein fremdenfeindliches und Menschenrechte verletzendes Argumentarium missbraucht werden. Als regionale »Bräuche und Traditionen« stilisierte Ereignisse und Handlungszusammenhänge wie das alljährliche »Aufsteirern« in Graz⁵³, als »größte volksculturelle Veranstaltung in Österreich« beworben, gehören dazu. Vordergründig geht es um zunächst harmlos erscheinende Auftritte, Performanzen und Visualisierungen, gleichzeitig aber um Vorstellungen, die als gesellschaftliche Repräsentationen den gesamten gebauten Stadtraum prägen. Beate Binder nennt in ihrem Berlin-Buch als Beispiel das sogenannte *imaginierung*: »die Herstellung vermarktbarer Bilder« als zentrale »Strategie des Stadtmarketing«.⁵⁴ Mit diesen Bildern, zu denen auch geglättete Geschichtsbilder

51 Vgl. Mike Featherstone: Auf dem Weg zu einer Soziologie der postmodernen Kultur. In: Hans Haferkamp (Hg.), Sozialstruktur und Kultur. Frankfurt/M. 1990, S. 209-248, hier: S. 214, S. 220.

52 Zukin zit. n. B. Binder: Streitfall Stadtmitte, S. 46.

53 Vgl. <https://www.aufsteirern.at> (20.08.2020)

54 Vgl. B. Binder: Streitfall Stadtmitte, S. 46.

zählen, soll die Stadt als Standort propagiert werden: »Im interkommunalen Wettbewerb um Investoren und Touristen ist Stadtkultur für die Ware ›Stadt‹ zu einem bedeutenden Standortfaktor geworden.«⁵⁵ Kultur, und das heißt zu einem großen Teil auch widerspruchsfrei geschönte Geschichtsbilder, werden zur Gestaltung des öffentlichen Raumes herangezogen und bestimmen dessen intendierte, das heißt gelenkte Nutzungsweisen mit. Die »Politik der Ästhetisierung« geht mit Ausschluss einher⁵⁶. Platzgestaltungen werden so angelegt, dass sie unerwünschte Aufenthalte unerwünschter Menschen und Gruppen abwehren.⁵⁷ Hand in Hand mit ihnen lassen sich die Angst- und Sicherheitsdiskurse verfolgen, die zunehmend beschworen werden, um Maßnahmen der politischen Ästhetisierung des Raumes durchzusetzen.

Die Konstruktion positiver Geschichtsbilder zur Aufwertung des Stadtimages ist keineswegs neu. Dass die Stadt im gebauten Raum und in ihren Infrastrukturen die Präsenz einer glorreichen, aufwertenden Geschichte pflegt, zieht sich wie ein roter Faden durch die Stadtentwicklung des 20. Jahrhunderts. Neu ist die Dekontextualisierung, etwa in der Denkmalpflege: die zunehmende Verwendung von Versatzstücken der Geschichte, um bestimmte Atmosphären zu schaffen. Außen vor bleibt dabei die Förderung einer kritischen Auseinandersetzung mit den dunklen Seiten der Historie, den Lehren der Geschichte.⁵⁸ Außen vor bleibt auch nach wie vor die Repräsentation der gesamten Stadtbevölkerung im Geschichtsbild einer Stadt, namentlich die der Frauen und der Zugewanderten. Die Identifikation des Lebensraums Stadt mit der eigenen Biographie befördert stadtbürgerliches Engagement. Fehlen Identifikationsmöglichkeiten, rückt auch das sich Involvieren im Sinne eines nachbarschaftlichen und politischen Handelns in den Hintergrund. Politisches Handeln in diesem Sinne jedoch bedeutet Emanzipation. Fehlen die Verankerungen des eigenen Lebens in den städtischen Repräsen-

55 R. Lindner: Offenheit, S. 385.

56 Vgl. B. Binder: Streitfall Stadtmitte, S. 47.

57 Vgl. Ruth Eggel: Am Rande des Zentrums. Das Grazer Billa-Eck als Nische in einer offenen Stadt. In: J. Rolshoven, Robin Klengel (Hg.), Offene Stadt. Nischen. Perspektiven, Möglichkeitsräume. Graz 2014, S. 39–60, hier: S. 43; Conni Rohe: »...und raus bist Du!« Wie soziale Probleme in der Berliner Innenstadt ausgeblendet werden. In: Michi Knecht (Hg.), Die andere Seite der Stadt. Köln unter anderem 1999, S. 30–41.

58 Vgl. B. Binder: Streitfall Stadtmitte, S. 49f.; Andreas Reckwitz: Die Selbstkulturalisierung der Stadt. Zur Transformation moderner Urbanität in der »creative city«. In: Mittelweg, 36. Jg., 18, 2 (2009), S. 2–34.

tationsangeboten, führt dies zu Entpolitisierungen der entsprechenden Bevölkerungsteile und leistet Desintegrationsprozessen Vorschub.⁵⁹

Mit der stadtpolitischen Wende von der Versorgungspolitik zur Symbolpolitik wird Regierungshandeln zu einer sogenannten New Governance, einer – sekundiert von digitalen Technologien – zunehmend diffusen staatlichen Machtausübung im städtischen Raum, deren Akteure für die Einzelnen schwer erkennbar sind. Die sich häufenden politischen Skandale um Abhörpraxen sind ein Beispiel dieser Diffusität und Unsichtbarkeit, die durch die mikroelektronischen technischen Fortschritte gesteuert wird. An der Oberfläche betrachtet scheint es so, als würden die Bürger_innen an diesem Modell irgendwie partizipieren, keine Verantwortung zeigen und auch kein zivilgesellschaftliches Aufbegehren gegen die kaum greifbare umfassende Video- und Datenkontrolle.

Im Verhältnis von Stadt zu Regierung entfaltet der Begriff der Gouvernamentalität seine Aussagekraft. Von Michel Foucault als Kennzeichen für die Moderne herausgestellt, bezeichnet er »ein erweitertes Konzept von Regierung, das den Staat als ›soziales Verhältnis und Praxisform‹ (...) denkt und zivilgesellschaftliche Prozesse und ökonomische Formen der Regulierung miteinbezieht«. ⁶⁰ Stadtregerungen setzen zunehmend auf die neuen Steuerungsformen. Gouvernamentalität als erweitertes Konzept von Regieren ⁶¹ wird nicht nur von staatlichen Institutionen praktiziert, sondern findet sich auch in Formen der Lenkung und Verhaltensregulierung eines Menschen, wie etwa verinnerlichten Normen. Ein signifikantes Beispiel sind die sich häufenden innerstädtischen Verbote und die Sicherheitsdispositive im Rahmen einer verschärften städtischen Ordnungspolitik. Sie formt sich zu einer – an anderer Stelle ausführlich beschriebenen – SOS-Politik, welche die Parameter von Sauberkeit, Ordnung und Sicherheit miteinander und mit Konnotationen des Moralischen verknüpft. ⁶² Die Diskurse dieser Politik

59 Vgl. B. Binder: Streitfall Stadtmitte, S. 52.

60 Christa Kamleithner: »Regieren durch Community«: Neoliberale Formen der Stadtplanung. In: Matthias Drilling, Olaf Schnur (Hg.), Governance der Quartiersentwicklung. Theoretische und praktische Zugänge zu neuen Steuerungsformen. Wiesbaden 2011, S. 29-47, hier: S. 29f.

61 Vgl. ebd., S. 30.

62 Vgl. Johanna Rolshoven: Stadtsicherheit 2.0. Camouflage der Widersprüche. In: Jürgen Krusche (Hg.), Die ambivalente Stadt. Gegenwart und Zukunft des öffentlichen Raums. Zürich 2017, S. 34-47; dies.: Cleanness, Order, and Security: The Re-Emergence of Restrictive Definitions of Urbanity in Europe. In: Eveline Dürr, Rifke Jaffe (eds.), Ur-

vermischen menschliche und nichtmenschliche Akteure, wenn etwa Müll als Schmutz- und Abfallfrage mit ähnlichen Argumenten besprochen wird wie die Frage der städtischen Armut, die mit einer räumlichen »Regulierung« und Disziplinierung von in den sauberen Innenstädten unerwünschten »schmutzigen« Menschen »gelöst« wird. Das Beispiel zeigt, dass bei der kritischen Betrachtung gesellschaftlicher Prozesse nicht immer von einer – so Bruno Latour⁶³ – symmetrischen Beziehung zwischen menschlichen und nichtmenschlichen Akteuren ausgegangen werden kann. Der Soziologe Boris Michel spricht von der »strafenden Stadt«⁶⁴, von den »Machttechnologien des Städtischen«⁶⁵, die im Zeitalter des Neoliberalismus auch Urbanität betrifft als Gesamt städtischen Handelns und städtischer Erscheinungen. Ihr Ziel ist die Prävention: Mit der Verhinderung kleinerer Vergehen soll großen zugekommen werden. Dieser Ursache-Wirkungs-Kurzschluss liegt der Ideologie der um sich greifenden Sicherheits- und Kontrollgesellschaft zugrunde. Gleichzeitig wird der Kampf gegen soziale Ungleichheit, Diskriminierung und Ausgrenzung als Ursachen für Kriminalität aus dem Blick verloren.

»Das unternehmerische Selbst« und die Befreiung aus der Überlagerungsmentalität

Ein zentraler Akteur im neoliberalen politischen Setting von Gouvernamentalität ist, in der Formulierung von Ulrich Bröckling, »das unternehmerische Selbst«⁶⁶. Der von der Logik des Marktes angeleitete Staat macht es sich zur Aufgabe, das Individuum zur Selbstverantwortung zu erziehen und die normativen Leitplanken der »strafenden Stadt« zu verinnerlichen. Der/die Einzelne sind aufgerufen, selbst Verantwortung für ihre soziale Absicherung, wie Renten- und Gesundheitsversorgung zu übernehmen, für ihre zunehmend

ban Pollution. Cultural Meanings, Social Practises. New York, Oxford 2009: Berghahn, S. 163-177.

63 Vgl. Bruno Latour: Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie. Berlin 1995.

64 B. Michel: Stadt und Gouvernamentalität, S. 63.

65 Vgl. ebd.: Städtische Gouvernamentalität. In: Linksnet 2009, <https://www.linksnet.de/artikel/24356> (10.08.2020)

66 Ulrich Bröckling: Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform. Frankfurt/M. 2007.

unwägbare Berufslaufbahn und Familienorganisation, und dabei Strategien der Bewältigung der Kontingenz des eigenen Lebens zu entwickeln. Sogar die soziale Stadtentwicklung wird ihm/ihr überantwortet, indem Bürgerfororen ehrenamtliche Quartiersarbeit leisten, oder wenn engagierte NGOs die Rolle des Staates in der Information und Versorgung von Deprivierten, Diskriminierten und Arbeitslosen übernehmen.

Kritik ist berechtigt, sofern sie nicht eine Vergangenheitsvorstellung idealisiert, die mehr auf einem »So-möchten-wir-gerne-gewesen-Sein« basiert als auf realen Gegebenheiten. Die vermeintlich bessere Vergangenheit der Nachkriegsmoderne, in der der Staat soziale Aufgaben und die Sorge um eine gerechte Verteilung der Güter und Chancen in den Mittelpunkt gerückt habe, war durchwegs von massiv ungleicher Genderrelationen und Ressourcenverteilung durchzogen und von rechtlicher und sozialer Diskriminierung von Minderheiten gekennzeichnet. Ohne einem renditefokussierten Neoliberalismus das Wort reden zu wollen, lässt sich die allmähliche Entlassung der Individuen aus staatlicher Entmündigung mit Norbert Elias auch als »Zivilisationsprozeß«, im Sinne eines schwierigen und verantwortungsvollen Demokratisierungsprozesses beschreiben. Dazu gehört es auch, »Prozesse der Selbstorganisation anzustoßen«.⁶⁷ Wie äußert sich ein solcher Selbstbefähigungsprozess? Christa Kamleithner schreibt:

»Das Individuum soll durch politische und planerische Interventionen in einem Netz von Beziehungen und Verantwortlichkeiten verortet werden – die jedoch nicht auf der Ebene der Nation oder Gesellschaft liegen, wie der moderne Wohlfahrtsstaat vorgeschlagen hat, sondern auf der emotionalen Ebene familiärer und freundschaftlicher Bande oder von Interessens- und Arbeitsgemeinschaften. Planung und Verwaltung beziehen sich zunehmend auf kleinräumige Gemeinschaften und soziale Nahräume. (...) Diese Rede ist auch in Kontinentaleuropa angekommen, wo Politik und Planung nach einer Verbindung von privatem Engagement und öffentlicher Steuerung suchen und in der Zivilgesellschaft und der Stärkung lokaler Netzwerke ein Allheilmittel sehen.«⁶⁸

Ein weitere Kritikpunkt an den Partizipationsstrategien ist, dass sie bisweilen einen stark pädagogischen Charakter haben: »die Einbindung der Zivilgesellschaft« in Partizipationsprozesse, so Kamleithner, »läuft darauf hinaus,

67 Ebd., S. 36.

68 Ebd., S. 34f.

die Bürger und Bürgerinnen zu ›Angestellten‹ des ›Unternehmens Stadt‹ zu machen«. ⁶⁹ An diesen projektorientierten Initiativen bleibt das bürgerschaftliche Engagement in der Regel auf die gebildeten Mittelschichten beschränkt, beziehungsweise auf die gentrifizierten Quartiere, wo junge urbane Professionelle und Kreative in recht homogenen Kollektiven alternative und durchaus kritische Kulturevents organisieren. Marginalisierte Gruppen wie Sozialhilfeempfänger_innen, Asylbewerber_innen, Roma, Jugendliche aus schwierigen Milieus, alleinlebende ältere Frauen, sind dort kaum vertreten. Es ist die Moral und Ökonomie der städtischen Eliten, der *urban middle class*, die den Stadtraum mitgestalten, bestimmend wirken und sich durchsetzen.

Problematischer als die beschriebenen Prozesse der Selbstorganisation ist der Rückzug des regulierenden Staates aus der Ökonomie. Er verändert das Stadtbild, insofern Stadtentwicklung weniger an sozialen Fragen als an Fragen der ästhetischen Standortgestaltung im Rahmen ökonomischer Kalküle orientiert ist. Die postindustrielle Stadt lebt vom Tertiärsektor. Sie bewegt sich auf mittlere und größere Unternehmen zu, die ihre Standortentscheidungen nicht nur von örtlichen Steuersätzen ableiten, sondern auch von Fragen der Lebensqualität, der Stadtreputation, den angestrebten Sicherheiten. Städte werden im Zuge dieser Entwicklung zu Unternehmerinnen, die sich selbst als Produkt gestalten. Noch vor ihrem sozialpolitischen Auftrag, im Interesse aller Bürger_innen einer Stadt, aller Wählerinteressen zu agieren, werden sie zu Standortverwalterinnen. »Die postfordistische Stadt- und Regionalplanung beinhaltet (...) wesentlich das Werben um junge aufstrebende Unternehmen und insgesamt um Innovation«. ⁷⁰ Dabei stehen mehr und mehr ökonomische Prinzipien im Zentrum »moderner Regierungsrationalität«, ⁷¹ die Kulturbetriebe, Schule, Universitäten und andere Bildungseinrichtungen erfassen, anstatt deren Curricula im Sinne von zivilgesellschaftlicher Selbstbefähigung und Gesellschaftskritik zu entwickeln.

Diese kritisch zu bewertenden Prozesse lassen sich zwar auf einer soziologischen Metaebene prägnant und verkürzt darstellen, aber sie verstellen auch den Blick auf die Verschiedenheit der Städte und ihrer Entwicklungsdynamiken. Jeder Ort verfügt über standort-, bevölkerungs- und entwicklungsspezifische Eigenheiten und reagiert in eigenständiger Weise auf übergreifende strukturelle Entwicklungen. Beate Binder hat dies auf differenzierte

69 Vgl. ebd.

70 Ebd., S. 37.

71 Ebd., S. 44.

Weise am Beispiel von Berlin aufgezeigt.⁷² Das soziologische Interpretament der *Eigenlogik* einer Stadt, definiert als »Ensemble zusammenhängender Wissensbestände und Ausdrucksformen«⁷³, klingt im Gegensatz zu dem kritischen Begriff des *Habitus* einer Stadt⁷⁴ fast marktgerecht. Es weist in diesem Zusammenhang eine rationalistische Konnotation des Vorhersehbaren oder Nachvollziehbaren auf, während die von Elisabeth Katschnig-Fasch formulierte und auf Graz gemünzte Eigenart einer Stadt⁷⁵ vor allem einen Möglichkeitshorizont sieht. Diesen gesteht die Kulturwissenschaft aller historischen Handlungsdynamik zu. Am Beispiel der Hafenstadt Marseille sei diese Eigenart des Stadthabitus vor dem Hintergrund der ökonomischen und gesellschaftlichen Entwicklungen der Moderne – dem konstellativen Zusammenspiel von Ortspolyzentrik, Individualisierung, Zeit-Raum-Kompression, Governance und postkolonialer Wende – veranschaulicht und als Eigenwilligkeit einer Stadt in und zugleich neben dem Staat beschrieben.

Die Eigenwilligkeit der Stadt Marseille

»Sie bemüht sich, sie selbst zu bleiben, während sie eine andere wird.«
(Jean Viard)⁷⁶

Marseille, mit 870'000 Einwohner_innen (2018) die zweitgrößte Stadtgemeinde⁷⁷ Frankreichs, war 2013 stolze Trägerin des Titels einer europäischen Kulturhauptstadt und wollte damit die Aufmerksamkeit einer Öffentlichkeit auf sich ziehen, die die südfranzösische Hafenstadt bislang kaum im Blick hatte. Eine der beeindruckendsten Städte Europas und des Mittelmeerraumes lag seit dem letzten Drittel des 20. Jahrhunderts abseits der großen Touristenströme, Investitionsinteressen und Standortkalküle. Als antike Stadtgrün-

72 B. Binder: Streitfall Stadtmitte.

73 Vgl. Helmuth Berking, Martina Löw (Hg.): Die Eigenlogik der Städte. Neue Wege für die Stadtforschung. Wiesbaden 2008, S. 78.

74 R. Lindner: Der Habitus der Stadt.

75 Vgl. Elisabeth Katschnig-Fasch: Möblierter Sinn. Städtische Wohn- und Lebensstile. Wien, S. 94–108; dies.: Im Wirbel städtischer Raumzeiten.

76 Marseilles Konturen. Geschichte und Modernisierung einer kosmopolitischen Hafenstadt. Jean Viard im Gespräch mit Alice Béja und Olivier Mouglin. In: Lettre International 102 (2013), S. 48–51, hier: S. 49.

77 Der statistische urbane Raum (unité urbaine) von Aix-Marseille zählte 2016 1'587 Mio. Einwohner_innen, an dritter Stelle hinter Lyon mit 1'651 Mio. Einwohner_innen.

dung reiht sie sich in die Tradition der alten Stadtstaaten an den Ufern des Mittelmeers ein, die ihre relative politische Eigenständigkeit ihrer strategischen Position und ihrem Status als Freihafen in den Jahrhunderten der Dominanz der im Mittelmeerraum miteinander rivalisierenden Großreiche verdanken. Eine hieraus entwickelte Eigenwilligkeit Marseilles zeichnet sich bis in die Gegenwart ab. Im 20. Jahrhundert wurde sie von der Pariser Zentralregierung immer wieder als unregierbar deklariert, politisch »gemäßregelt«, zwischen 1939 und 1946 sogar entmündigt und der Bürgermeister einem Regierungsverwalter unterstellt⁷⁸.

Marseille ist auf Hügeln erbaut, ein Stadtgebirge wie ihre »Stadtschwester« Algier am gegenüberliegenden nordafrikanischen Ufer. Dies verlangt der Stadt besondere städtebauliche Anstrengungen ab und macht zugleich ihren besonderen Reiz aus. Ramesh Kumar Biswas nennt sie eine »Cityscape«, eine Stadtlandschaft. Sie erstreckt sich über 24'000 ha und ist damit von der Fläche her drei Mal so groß wie die Pariser Innenstadt.⁷⁹

Mit dem ambitionierten Stadtentwicklungsprogramm Euroméditerranée investierte der französische Staat im Verbund mit der Europäischen Union seit 1995 über eine Milliarde Euro, um das angekratzte Image der Stadt aufzupolieren und die Schübe der Entindustrialisierung des ausgehenden 20. Jahrhunderts abzufedern.⁸⁰ Dazu zählt der Rückbau des Hafensareals von einem arbeits- und handelsbestimmten Stadtraum zu einem Kreuzfahrhafen, einem bürolastigen Verwaltungszentrum und einem hochpreisigen Kultur-, Konsum- und Wohnungsangebot. Begleitet werden diese Prozesse von politischen Diskursen, die die beabsichtigte Verdrängung von Armut aus der Innenstadt mit einer Propaganda camouflieren, die das mediterrane und kosmopolitische Gesicht der Stadt in den Vordergrund rückt. Spektakuläre Architektur-Icons setzen die Akzente der neuen Skyline direkt am Meer wie der CMA CGM-Tower, erbaut 2006-2010 von der Stararchitektin Zaha Hadid: ein 147 Meter hohes Hochhausgebäude, Firmensitz einer Reederei; nebenan der Tower La Marseillaise von Jean Nouvel (2014-2018); und das 2013 eröffnete, von Rudy Ricciotti entworfene Ethnologiemuseum und Kulturzentrum MuCEM (Musée des Civilisations de l'Europe et de la Méditerranée). Die

78 Marseilles Konturen, S. 49; Günter Liehr: Marseille. Porträt einer widerspenstigen Stadt. Zürich 2013, S. 140f.

79 A. Kumar Biswas: Metropolis, S. 118.

80 Vgl. Marseille Euroméditerranée. Un laboratoire de l'architecture du soleil. Paris 2014: Éditions Autrement, und Adrien Simorre: Euroméditerranée se projette jusqu'en 2030. In: Marsactu 10.12. 2018.

durch diese Planung verdrängten traditionellen Ökonomien und Arbeiterwohnungen wie auch die populären Nutzungen dieser Wasserkante hatten einen logischen Bezug zu den sozialen und politischen zeithistorischen Standortbedingungen. Durch sie hatte die Stadt ihre Prägung erhalten, ihr Aussehen, die Mentalität ihrer Bewohner_innen, ihren Standort im Nationalstaat Frankreich, im Mittelmeerraum und in der Welt.

Die Industrie- und Hafenstadt Marseille war und ist ein Auffangbecken für viele unterschiedliche Nationalitäten und Kulturen. Die Hafenstadt phönizischen Ursprungs auf dem langen Weg in die industriekapitalistische Moderne lebte vor allem vom Orienthandel (Baumwolle, Gewürze, Öl, Seife, Tuch und Teppiche, Zucker und Tabak). Im 19. Jahrhundert führte die Industrialisierung zur Ansiedlung von Fabriken und Handelszweigen und zur Spezialisierung auf Rohstoffhandel, vornehmlich aus den französischen Kolonien (Eisen und Stahl, Erdöl und chemische Substanzen). An der Wende zum 20. Jahrhundert war Marseille der größte und wichtigste französische und der viertgrößte Hafen der Welt. Importiert wurden Weizen aus Griechenland, Oliven aus der Türkei, Kohle und Stahl aus dem Norden. Die drei wichtigsten Destinationen der Schiffflinien waren London, Odessa und Buenos Aires. Es entstanden große Werften sowie Fabriken für Tabakprodukte, für Teigwaren und Zucker, für Seife, Öl- und Duftstoffproduktion sowie Stahl- und Ziegelwerke. Marseille lieferte seine berühmte Seife sowohl nach Triest zur Versorgung des Habsburgerreiches als auch nach Amerika.

Kraft seiner Lage spielt die Stadt eine besondere Rolle als Tor zwischen Okzident und Orient, zwischen dem westlichen und dem östlichen Mittelmeerraum, als Checkpoint und Mittelsraum zwischen Europa und Afrika. Zahlreiche Zuwanderer aus der Schweiz, aus Spanien oder aus dem voralpinen provenzalischen Umland bevölkerten die pulsierende Küstenstadt, um hier ihr Glück zu machen, darunter sehr viele Frauen. Die Stadt wurde zentraler Ort einer internationalen Transitbevölkerung, wie etwa der Million italienischer Amerikauswanderer, die sich in den Docks ihre Überfahrt verdienten. Die Hafenarbeiter stammten aus China, Indien, Indochina, der Karibik, Somalia, Madagaskar, den Komoren, dem Senegal, Syrien, Algerien, Marokko.⁸¹ Mit der allmählichen Selbstständigkeit der Kolonien im Gefolge des Ersten und Zweiten Weltkriegs musste Marseille seine Industrie- und Handels-

81 Vgl. den beeindruckenden Bild-Textband von Pascal Blanchard, Gilles Boëtsch: *Marseille Porte-Sud. Un siècle d'histoire coloniale et d'immigration*. Paris 2005: La Découverte, Jeanne Laffitte.

struktur diversifizieren. Die unabhängig gewordenen zentralafrikanischen Staaten hatten begonnen, ihre Rohstoffe selbstständig zu verarbeiten – ein bis heute anhaltender Prozeß.

Auf dem Höhepunkt der Nachkriegsindustrialisierung in den 1960er Jahren nutzte der französische Staat die strategische Position Marseilles und begann mit der Verlegung und dem Ausbau des Rohstoffhafens in das vierzig Kilometer entfernte Fos-sur-Mer. Dieses wurde zum größten Industriehafen Frankreichs und des gesamten Mittelmeerraumes sowie dem drittgrößten in Europa entwickelt.⁸² 2013 wurden von Marseille aus etwa 400 Häfen in 162 Ländern angefahren.⁸³ Fos sollte die europäische Energieversorgung mit fossilen Brennstoffen und deren Weiterverarbeitung sichern. In der Folge erweitert zum Petrochemiestandort Fos-Lavera-Berre betrieben und betreiben die großen europäischen Ölkonzerne in einem Umkreis von 20 Kilometern ihre Raffinerien.⁸⁴ Das Geschäft mit der Verarbeitung fossiler Brennstoffe geht in jüngster Zeit zurück und der Hafen setzt heute zunehmend auf Containerlogistik und High Tech.⁸⁵

Der Zustrom von Arbeitskräften im 20. Jahrhundert war enorm und keineswegs friktionsfrei. Die Ausbeutung ihrer Arbeit zu Dumpinglöhnen, ihre Unterbringung in elenden Barackenprovisorien und die vielfach rassistische Abwehr in der Stadtbevölkerung wurden begleitet von einem hohen Grad der Politisierung in und durch Gewerkschaften. Dazu trat die in Marseille stets starke Stellung der Kommunistischen Partei. So haben sich Selbstbewusstsein und Identität der Marseiller Unterschichten herausgebildet, die heute die Grundlage großer Teile der städtischen Mittelschicht sind. 1914 stellten Italiener_innen 25 % der Stadtbewohner_innen; von den 600'000 Einwohner_innen der Zwischenkriegszeit waren 30 % Immigrant_innen aus Italien, Spanien, Armenien und Griechenland. Der wachsende Bedarf an Arbeiter_innen führte zu Anwerbekampagnen in Algerien und in China.⁸⁶ Marseille hat vielen Armenier_innen Zuflucht gewährt, die den Völkermord 1915/16 durch die

82 Vgl. Marseille Europort du Sud. Édition Chambre de Commerce et d'Industrie (Marseille-Provence). Marseille 1966: SOPIC.

83 Vgl. Marseilles Konturen, S. 50.

84 Vgl. Nicole Girard: Le port de Marseille (2009). In: ina sudorama: <https://fresques.ina.fr/sudorama/parcours/0007/le-port-de-marseille.html> (20.10.2020).

85 Vgl. Richard Michel: Le grand port maritime de Marseille continue de grandir sans la manne pétrolière. In: Gomet, 24.1.2018: <https://gomet.net/port-continue-grandir-manne-petroliere/> (20.10.2020).

86 G. Liehr: Marseille, S. 85, S. 89f.

Jungtürken überlebt hatten. Dieser Genozid forderte innerhalb dieser christlichen Minderheit im Osmanischen Reich – zehn Prozent der Bevölkerung Anatoliens – nahezu 1,5 Mio. Opfer.⁸⁷

Der stete Bevölkerungszuwachs und die Ausdehnung der Stadt erstreckten sich bis in die die Stadt traumatisierende Zeit des Zweiten Weltkriegs unter deutscher Besatzung, die unter Mithilfe der kollaborationistischen Stadtregierung den ältesten Teil der Marseiller Altstadt gesprengt und ihre Bewohner_innen deportiert hatte. In der Zeit der Gewalt und des Untergrundkampfes der französischen Résistance, der sich zahlreiche Emigrant_innen angeschlossen hatten, fanden Deportation in Arbeitsdienste, Zwangsarbeit und die Todeslager des Hitlerfaschismus statt. Marseille war der Ort des Bangens und Hoffens für die zahlreichen Europäer_innen, die mit dem Schiff in andere Kontinente oder über die spanischen Pyrenäen Richtung Lissabon zu entkommen suchten.⁸⁸

In den 1950er Jahren folgte eine erneute Wachstumsphase der Stadt.⁸⁹ Mit dem Zuzug der französischen Kolonialbevölkerung aus Algerien, den sogenannten Algerienfranzosen und den frankreichtreuen »Harkis«, während des algerischen Unabhängigkeitskrieges Mitte der 1950er bis Anfang der 1960er Jahre⁹⁰, expandierten die städtischen Ökonomien erneut. Mit den Menschen kamen, wie in jedem Migrationszug, Kapitalien und Know-how nach Marseille: 130-150'000 Algerier_innen ließen sich dauerhaft in der Stadt nieder. In den 1970er Jahren, als die Industrieschornsteine in Marseille noch rauchten, schreibt Ramesh Kumar Biswas, »wurde jeder Fremde über seinen Arbeitsplatz integriert. Seite an Seite, Ellbogen an Ellbogen und in kurzer Zeit. Italiener, Spanier, Armenier, Maghrebiner – alle wurden in Estaque Bürger von Marseille«. ⁹¹ Diese historisch angelegte und keinesfalls reibungsfreie sprach- und kulturplurale Situation fügte sich in Bild und Selbstbild der Stadt.

Infolge der starken Zuwanderung expandierte der Wohnungsbau in Marseille. In diese Zeit fiel europaweit die Konzeption von Großwohnsiedlun-

87 Ebd., S. 95.

88 Vgl. Varian Fry: Auslieferung auf Verlangen. Die Rettung deutscher Emigranten in Marseille 1940/41. München 1986; Lisa Fittko: Mein Weg über die Pyrenäen. Erinnerungen 1940/41. München 1989; Jean Malaquais: Planète sans Visa. Marseille 1999 [1942]: Phébus.

89 R. Kumar Biswas: Metropolis, S. 120.

90 Die französische Kolonialherrschaft über Algerien erstreckte sich über den Zeitraum von 1830 bis 1962.

91 R. Kumar Biswas: Metropolis, S. 117.

gen, welche die durch Krieg und Nachkriegsurbanisierung entstandene Wohnungsnot zu lindern suchte. 1947 wurde südöstlich des Marseiller Stadtzentrums ein Prototyp der Architektur des modernen sozialen Wohnungsbaus errichtet: die berühmte »Unité d'habitation« des Schweizer Architekten und prominenten Protagonisten der Architekturmoderne Le Corbusier. Er entwarf eine elegante, auf Pfeilern errichtete, farbig gestaltete und in eine großzügige Grünanlage eingebettete Überbauung. In einem einzigen Gebäude wurden Wohnungen, Lebensmittelgeschäfte, ein Hotel untergebracht sowie Gemeinschaftsräume, ein Kindergarten mit Pool auf dem Dach, ein Theater- und Versammlungsraum...⁹² Die Diskrepanz zwischen diesem durchdachten und gesellschaftsnah errichteten Entwurf und den Realisierungen des kommunalen Wohnungsbaues in der Nachkriegszeit mit einer schnell, in meist schlechter Bauqualität hochgezogen, und seinen schwierigen sozialen Folgen beförderte die Rede von der »Brutalität« von Wohnungsbau und Stadtentwicklung in dieser Zeit.

In der Mitte der 1970er Jahre läutet eine Wirtschaftskrise die Deindustrialisierung von Marseille ein, die bis heute anhält. Bis in die 1990er Jahre sind in ihrer Folge jährlich etwa 10'000 Menschen abgewandert. Seit den 2010er Jahren verzeichnet die Stadt wieder eine nennenswerte Zuwanderung, sie gentrifiziert sich, wird an der Oberfläche zu einem attraktiven Lifestyle-Lebensort und beherbergt heute eine breite, von den spätmodernen Jahrzehnten der Individualisierung getragene *creative class*. Die engagierte vielsprachige Kunst- und Kulturszene mit ihren Verlagen, Buchhandlungen, Theatern, Ateliers, Läden, Musikgruppen, Labels und politisierten Kulturinitiativen prägt die innerstädtischen Quartiere, aber sie beherrscht sie nicht, wie dies in vielen westmitteleuropäischen Städten der Fall ist. Stadtprägend ist nicht mehr die multikulturelle, politisch zwischen linksaußen und rechtsaußen changierende Arbeiterklasse, die die Stadt lange Zeit demographisch verkörpert hat. Zu ihr trat, zum einen, eine aus ihr hervorgegangene, mehr oder weniger etablierte, weltoffene und politisch engagierte Mittelklasse, die den als »Marseiller Frühling 2020«: *Le Printemps de Marseille* bezeichneten Stadtregerungswechsel vorbereitet hatte; zum anderen eine Armutsbevölkerung, die sich von den schillernden Stadtentwicklungsvisionen von »Euroméditerranée« und den Aufstiegsversprechen des Neoliberalismus abgehängt fühlt und

92 Vgl. die Unité d'Habitation in Marseille, wie Noël Jouenne sie aus der Sicht ihrer Bewohner_innen ethnographiert hat: *La vie collective des habitants du Corbusier*. Paris 2005: L'Harmattan.

den Angeboten des laizistischen und religiösen Populismus Glauben schenken möchte.⁹³ Lebens- und Überlebensgrundlage ist noch immer der kleinteilige Handel, die Hafenstadt-typische lineare und parallele Ökonomie, gekennzeichnet von postkolonialen Strukturen, die den produzierenden Norden mit dem konsumierenden Süden verbinden.⁹⁴ Marseilles Vielsprachigkeit und Weltläufigkeit macht die Stadt in manchen ihrer Bezirke zu einer arabischen, in anderen zu einer afrikanischen oder zu einer südfranzösischen Stadt. Die Konturen der europäischen Stadt liegen eher dem Erscheinungsbild mancher Bauten zugrunde – etwa den Zeugen der Hausmannisierung in der Rue de la République aus dem 19. Jahrhundert – als ihrem Habitus und Gedächtnis. Marseille ist ein Planet, der, wie der Schriftsteller Jean-Claude Izzo schrieb, allen gehört, die die Stadt bewohnen.⁹⁵

Marseille versucht heute, auf Tourismus zu setzen und, wie viele Städte in Europa und anderen Kontinenten dies tun, das Stadtimage als Kulturraum zu bewerben und zu *branden*. Im Zuge des Stadumbaus anlässlich der Wahl zur Kulturhauptstadt 2013 repräsentierte sich die Stadt über ein mittelmeeerspezifisches, kosmopolitisches Flair. Die Zunahme des Tourismus seither, mit einer wachsenden Zahl an Unterkunftsangeboten und steigenden Immobilienpreisen, scheint zu bestätigen, dass die Attraktivität der Stadt durch ihr multikulturelles Angebot alljährlich viele Gäste und Neueinwohner_innen anzieht. Die aktuelle Epidemie stellt diese, an viele Renditehoffnungen geknüpften spätmoderne Oberflächenkosmetik wie andernorts, etwa in Lissabon, Barcelona oder Riga auf eine harte Probe.

Die Auswirkungen spätmoderner verkehrstechnischer wie kommunikationstechnologischer Mobilitäten haben Städte zu Unternehmen werden lassen. Sie wurden standortunabhängiger. Prozesse der ›Entlokalisierung‹ führen dazu, dass Produktionsort und Entscheidungszentrale eines Unternehmens nicht mehr zusammenfallen, sondern voneinander entkoppelt agieren. Mit Auswirkungen auf die Menschen: auf die Art der Arbeitsplätze und die Art der Identifizierung mit einem Betrieb. Es bleibt spannend zu verfolgen, wie sich diese Tendenzen des Neoliberalismus mit der Eigenwilligkeit der

93 Meine Erkenntnisse beruhen auf flottierenden Beobachtungen, ethnographischen und privaten Kontakten, die mich seit Mitte der 1980er Jahre mit der Stadt verbinden.

94 R. Kumar Biswas: Metropolis, S. 123.

95 Vgl. Natacha Levet: Le polar marseillais: de l'identité textuelle au phénomène éditorial. In: Jacques Migozzi, Philippe Le Guern (Hg.), Productions du Populaire. Limoges 2004: Presses Université de Limoges, S. 388-410, hier: S. 397.

Stadt vertragen werden. Die Seiteneffekte von Marseilles' internationaler Prägung als wesentlich durch den Kolonialismus markierter Stadt, die bedeutende Rolle der Kooperation im 20. Jahrhundert zwischen Mafia-Clans und Stadtpolitik, die etablierte parallele Ökonomie und der Schmuggel als Teil der Hafenhandelsstrukturen begründen ihre Integrations- und Überlebensfähigkeit, ebenso wie ihren schlechten Ruf als Ort der Bevölkerungsmischung, der klientelistischen Unübersichtlichkeit, der Armut und der Bandenkriminalität. Den Höhepunkt dieses »schlechten Rufes« markierten die Aktivitäten der legendären French Connection: 1970 wurde in südfranzösischen Labors 90% des amerikanischen Heroinverbrauchs hergestellt, das heißt 40 bis 44 Tonnen jährlich, basierend auf Rohstoffen aus Indochina, Syrien und der Türkei.⁹⁶

Die Stadt als konfliktueller Ort bleibt in den Konzepten des Habitus oder der Eigenlogik einer Stadt ausgespart, ist aber ein zentrales Moment der Eigenwilligkeit einer Stadt und Grundthema der kulturanalytischen Stadtforschung. Konflikt als Stachel von Stadtentwicklung soll daher im folgenden Kapitel im Zentrum stehen.

Abb. 22: »Stadtgebirge«: Vallon des Auffes als gebauter Ausdruck unterschiedlicher Zuwanderungskohorten



Foto: Johanna Rolshoven 2015

96 Differenziert geschildert von Günter Liehr: Marseille, S. 242-246.

Abb. 23 (links): Zuwanderungsquartier La Belle de Mai;

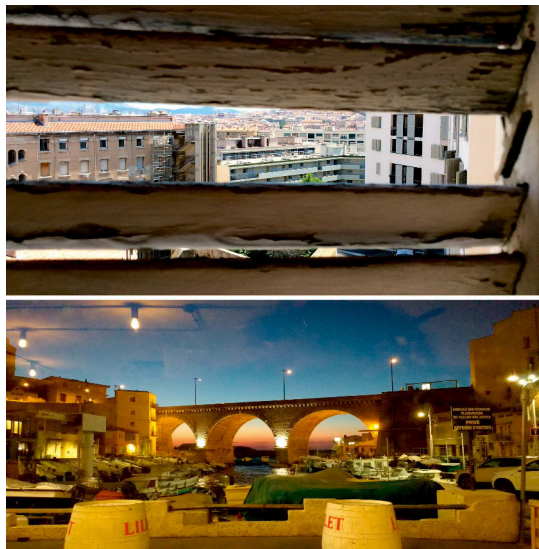
Abb. 24 (rechts): Le Panier: das älteste Stadtviertel in Marseille



Fotos: Johanna Rolshoven 2015

Abb. 25 (oben): Blick auf die Stadt von Panier;

Abb. 26 (unten): Vom Fischerquartier der italienischen Immigration zur Touristenattraktion der Gegenwart



Fotos: Johanna Rolshoven 2015 (oben);

Paula Rolshoven 2020 (unten)

*Abb. 27 (oben): Die neue Skyline der Kulturhauptstadt 2013;
Abb. 28 (unten): Schöne Neue Stadt der Renderings*



Fotos: Johanna Rolshoven 2020

Abb. 29 (links): Andere Stadthelden: »Un ange parti trop top«, Hommage an Nacer (1993-2015);

Abb. 30 (rechts): Andere Stadthelden: Fußball als sozialer Aufstiegstraum



Fotos: Johanna Rolshoven 2015

»The whole way of conflict«: Die Stadt als Ort der Greifbarkeit gesellschaftlicher Konflikte

Welche Ansätze bietet hier die kulturanalytische Stadtforschung an? Die begrifflichen Zugänge der Stadtanthropologie, auf die sie sich stützen kann, wie Offenheit, Habitus, Textur etc. sind zwar differenzorientierte Ansätze, jedoch per se nicht unbedingt problemorientiert oder im Sinne einer kritischen oder engagierten Kulturanthropologie¹ politisch motiviert. Welche Perspektivierungen ebnen hier die entsprechenden methodologischen Wege?

Die Untersuchung von städtischen Handlungszusammenhängen offenbart Stadtleben als konfliktuelle Konstellation. Vielfalt und Heterogenität der Stadtbevölkerungen implizieren Divergenzen und Konflikte: im Kleinen wie im Großen. Sie machen Stadt als Problemfeld aus, sind zugleich jedoch Teil der Anziehungskraft von Städten, Teil ihres Habitus. Walter Siebel beschreibt, wie die »Nachtseiten der Urbanität« das Wesen und auch den Reiz des Stadtlebens ausmachen: »Die große Stadt ist Ort der Organisation von Unverantwortlichkeit, Ort der Anonymität und Ort der Freiheit von sozialen Kontrollen.«²

Die Charakterisierung des Konfliktuellen soll im Folgenden auf drei regionalen und politischen Maßstabsebenen vorgenommen werden. Auf der *globalen* Ebene treten Städte als Indikatoren globaler Ungleichheiten und Asymmetrien in Erscheinung. Mit ihnen manifestiert sich ein Nord-Süd-Gefälle wirtschaftlicher Potenz und kulturell-sozialer Ungleichheiten. In globalen Megacities manifestieren sich eklatante Ungleichzeitigkeiten ökonomischer Entwicklungen, wenn etwa Favelas und ihre lokalen Ökonomien und Lebens-

1 Vgl. Ghassan Hage: *Alter-Politics: Critical anthropology and the Radical Imagination*. Carlton 2015: Melbourne University Press.

2 W. Siebel: *Was macht die Stadt urban?*, S. 11.

weisen Seite an Seite mit Gated Communities stehen: Luxuriöse Wohn- und Arbeitskomplexe in Hochsicherheitstrakten. Auf der *regionalen* Ebene treten Städte als Akteurinnen in einem Feld in Erscheinung, das durch asymmetrische strukturelle Bedingungen (Versorgung, Infrastrukturen, Erreichbarkeit unter anderem) und Standortfaktoren in Bezug auf Zentralität und Ressourcen gekennzeichnet ist. Sie betreffen das Verhältnis zwischen Städten ebenso wie die Stadt-Land-Beziehungen. Auf der *lokalen* Ebene manifestieren sich Differenzen in Form von innerstädtischen Konflikten um Raum und Ressourcen und in Bezug auf Ungleichheiten zwischen Quartieren und Nachbarschaften.

Es muss hier eine grundlegende Unterscheidung vorgenommen werden zwischen den Megacities internationaler Figuration, den in kurzen Zeiträumen stark wachsenden Großstädten, und den westlichen, aus der Industrialisierung und Modernisierung des 19. Jahrhunderts hervorgegangenen Städten, die historisch sowohl bezüglich ihrer Bausubstanz als auch ihrer zivilrechtlichen Gesellschaftsprägung durch das Modell der Europäischen Stadt vorgespurt sind. Die Riesenstädte befinden sich in Lateinamerika, in Asien – Indien, Japan und China – und in Afrika. Sie weisen imposante Wachstumsraten auf, während gleichzeitig viele europäische Städte Schrumpfungsprozessen ausgesetzt sind. In den Megacities stechen Problemlagen in Ausmaßen hervor, von denen westliche Städte weit entfernt sind. Armut und Elend, Müll, Umweltverschmutzung, Raum- und Atemnot, Wasserknappheit, unzureichende Stromversorgung, Unwetter, Krankheiten und Seuchen zählen dazu. Nahe der indischen Modellstadt Auroville bei Pondichery zum Beispiel lebt ein beträchtlicher Teil der Bevölkerung, darunter zahlreiche Roma, in und von den Müllbergen. Diese sogenannten *scavengers* haben täglich mit Krankheiten und Überleben zu kämpfen, etwa wenn Plastikflaschen verbrennen, dadurch Dioxin freigesetzt und großräumig die Luft vergiftet wird.³ Arjun Appadurai nennt sie »citizens without a city«.⁴

3 Vgl. Vinay Gidwani: The work of waste: inside India's infra-economy. In: Transactions of the Institute of British Geographers 40, 4 (2015), S. 575-595; Muhammad Asima, Syeda Adila Batoob, Muhammad Nawaz Chaudhry: Scavengers and their role in the recycling of waste in Southwestern Lahore. In: Resources, Conservation and Recycling 58 (2012), S. 152-162.

4 Vgl. Arjun Appadurai: Deep Democracy: Urban Governmentality and the Horizon of Politics. In: Environment and Urbanization 13, 2 (2001), S. 23-43, hier: S. 26.

»Während die europäische Stadt in der Tradition der demokratischen Teilhabe ihrer Bürger steht und deren größte Not durch die sozialstaatliche Intervention vereitelte (...), schreibt Jürgen Hasse, ist die planlos aus dem Boden schießende Megapolis Lateinamerikas, Asiens und Afrikas an kein Gerechtigkeitsversprechen gebunden. Seit der Beschleunigung der Globalisierung reißt in ihnen deshalb auch die Schere zwischen extremster Armut und obszönem Wohlstand immer weiter auf. (...) Dabei stellt sich schon die materielle Seite des Slums als Lebensraum der Ärmsten« als nicht einfach zu fassen dar. »In den Slums sind die Baumaterialien des Wohnens nicht Glas, Stahl und hochwertige Kunststoffe, sondern Plastikmüll, Abfallholz und Betonbrocken aus dem Bauschutt vom Rande der besseren Quartiere.«⁵

Saskia Sassen charakterisiert prägnant die Probleme der großen Städte angesichts der globalisierungsbedingten Herausforderungen. Sie sind Schauplätze von Krieg, Segregationskonflikten, Armut, Rassismus und religiösem Hass. Während die vormodernen und modernen Städte Konflikte vielfach über gemeinsame Handelsbeziehungen regulierten konnten, treten mit der späten Moderne neue Konfliktformen auf, die die Soziologin in drei Bereiche kategorisiert. Zum ersten handele es sich um asymmetrische Kriege und Terroranschläge, zum zweiten um die Folgen der globalen Erwärmung, die sich in Klimakatastrophen und Energieknappheiten zeigen. Zum dritten hätten Städte es zunehmend mit deregulierter Gewalt zu tun, etwa Banden- und Drogenkriegen.⁶

Die Probleme der Megacities, das heißt globale Herausforderungen, berühren ebenso wie die postkolonialen politischen Entwicklungen zunehmend die geordnete europäische Stadt und damit auch die Stadtforschung. Dies fordert erweiterte stadtwissenschaftliche Horizonte heraus und lässt die Gesellschaftsanalyse als Parameter der Stadtforschung umso dringlicher erscheinen.

Die Konfliktdimensionen der europäischen Stadt lassen sich sowohl nach innen als auch nach außen hin festmachen. Es gibt sichtbare und solche, die sich den Blicken zunächst entziehen. Zum einen haben wir es in den Städten mit normalen gesellschaftlichen Problemen zu tun, die mit der Heterogenität der Interessen und den sozial-kulturellen und geschlechtsspezifischen Ungleichheiten zu tun. Probleme von Armut und Knappheit und der ungleichen

5 J. Hasse: »Stadt« als schwimmender Terminus, S. 329.

6 Vgl. Saskia Sassen: The urbanizing of global challenges. Can cities reinvent their civic capacities? In: *Dérive: Understanding Stadtforschung* 40-41 (2010), S. 16-19, hier: S. 17f.

Ressourcenverteilung führen bei einem Teil der Bevölkerung zu endemischer Arbeitslosigkeit, Wohnungsnot, verringerter oder geringer Versorgung mit Sozialleistungen. Die Spanne reicht von unzureichender medizinischer Betreuung über Lohn- und Rentendisparitäten, digitalen Ungleichzeitigkeiten bis hin zur Knappheit an Kindergarten- oder Ausbildungsplätzen.

Auch wenn einige der aufgeführten Probleme ortsunspezifisch sind, also nicht eine Besonderheit des Stadtlebens, zeigen sie sich in den Städten in überdeutlicher Weise. Neben existentiellen Problemlagen gibt es strukturelle, die politische Teilhabe der Bevölkerung, also das Funktionieren der städtischen Demokratien betreffende Probleme, wie das Mitspracherecht und das Recht auf Nutzung der öffentlichen Stadträume. Und es gibt ideologische Probleme, die mit Vorurteilsbildung und Ausgrenzung zu tun haben.

Probleme der Exklusion und Stigmatisierung gegenüber den, dem äußeren Anschein nach als ›fremd‹ etikettierten Bevölkerungsteilen: Migrant_innen, Flüchtlinge, Asylbewerber_innen, Papierlose, Wanderarbeiter_innen... als reale, soziologisch beschreibbare Gruppe ebenso wie als Projektion sind in den Städten spür- und erkennbar. In der Geschichte der Urbanisierung haben sie stets eine große Rolle gespielt und sich auf unterschiedlichen Ebenen bemerkbar gemacht: z.B. in Form von manifester Kriminalität oder von Furcht vor möglichen kriminellen Akten.

Kriminalität als Gefahr und Diskurs: Gesellschaftliche Verunsicherungen

Mit der beginnenden Moderne wurde diskursiv ein enger Zusammenhang zwischen Stadt und Verbrechen hergestellt. Die Stadt wurde als »bedrohlicher Moloch (gesehen), in dem Armut, Tod, Sünde und unübersichtliches Chaos gedeihen«⁷. Tatsächlich war und ist sie ein Ort, an dem aufgrund seiner Dichte lebensbedrohende Infektionskrankheiten und Seuchen auftreten, an denen – etwa im 19. Jahrhundert – bisweilen über die Hälfte der Bevölkerung starb.⁸ Verbrechen schürten die Angst der Stadtbewohner_innen, während sie gleichzeitig zum Gegenstand und Stoff der Alltagskommunikation wurden.

7 Vgl. I. Breckner, M. Bricocoli: (Un-)Sicherheiten, S. 22.

8 Vgl. Rolf Lindner: Walks on the wild side. Eine Geschichte der Stadtforschung. Frankfurt/ M. 2004. S. 23f.

Der Grazer Architekturtheoretiker Michael Zinganel belegt in seinem bemerkenswerten Buch über den Zusammenhang zwischen Stadtentwicklung und Verbrechen – für manche Ohren provozierend –, dass die Stadt ohne Verbrechen wirtschaftlich nicht überleben kann. Zinganel führt, am Beispiel der Stadt Wien, überzeugende Belege für seine These an. Es lohnt sich, auf sie näher einzugehen, allein weil seine Argumentation, bezogen auf die aktuellen Sicherheitsdiskurse in den Städten, ins Schwarze trifft.

Die gegenwärtigen Sicherheitsdiskurse warnen vor vielfältigen städtischen Gefahren, die dabei meist vage bleiben: Gefahren in der Dunkelheit, in den Stadtparks, in engen Gassen und Unterführungen, in den ärmeren, von der öffentlichen Hand vernachlässigten Stadtquartieren. In die Mädchensozialisation fließen auf vielfachen Ebenen Warnungen vor mutmaßlich kriminellen »fremden Männern«⁹, die sich mit herrschenden politischen Bedrohungsszenarien vermischen. Kinderbücher, Jugendliteratur, später Belletristik und Krimis stellen einen Zusammenhang zwischen Alltag und Stadtgefahren her und schüren gleichfalls Ängste. Von »Kriminalität« hört man in Alltagsgesprächen, liest in der Tageszeitung, erfährt man aus Radio und Fernsehen. Allabendlich laufen Fernsehkrimis über die Bildschirme: Sie gehören zu den Sendungen mit den höchsten Einschaltquoten. Parallel dazu haben in den realen Lebenswelten mit zunehmendem Voranschreiten der Moderne die städtischen Kriminalitätsraten deutlich abgenommen und sinken weiterhin. Wie erklärt man sich dennoch die Ängste der Stadtbewohner_innen vor Gefahren und das ihnen entgegengebrachte, immer engmaschigere Sicherheitsdispositiv, das es im Grunde selbst ist, das einen Großteil der Alltagsängste erst erzeugt? Mit elektronischen Abwehr- und Überwachungsanlagen tritt dieses Dispositiv immer deutlicher und stadt-bildprägend in Erscheinung. Es geht einher mit dem wachsenden Aufgebot an privaten und halbprivaten Sicherheitskräften, die das in der Verfassung verankerte staatliche Gewaltmonopol in einer die Demokratie gefährdenden Weise aufweichen.

Was hat es mit der Stadtangst auf sich? Wie jede andere Befindlichkeit in der Gegenwart ist sie eine historisch begründete Emotion, ein kultureller Affekt, und lässt sich nicht allein auf eine individuelle, natürliche Haltung zu Vorsicht reduzieren. Die Soziologin Ingrid Breckner, die mit internationalen Kolleg_innen eine gesamteuropäische Untersuchung über Unsicherheiten in

9 Vgl. Maria Koch: Frauen erleben Stadt. Die Konstruktion der Geschlechterverhältnisse im öffentlichen Raum. Marburg 2013.

den Städten durchgeführt hatte, schreibt, dass Modernisierungsprozesse immer mit Verunsicherungen einher gegangen sind.¹⁰ Mit Moderne und Industrialisierung haben sich die Städte baulich und sozial dem wirtschaftlich notwendigen Bevölkerungszug geöffnet. Die mittelalterlichen Ummauerungen wurden abgetragen und die Städte um Vorstädte erweitert, welche sowohl die neu zugezogene Arbeits- und Wohnbevölkerung aufgenommen haben als auch Fabriken und Werkstätten. Dieses Städtewachstum war unvorstellbar rasch und ausgreifend. Viele Industriestädte haben innerhalb nur eines Jahrzehntes ihre Einwohnerzahl verdoppelt oder sogar verdreifacht. Berlins Bevölkerung zum Beispiel stieg zwischen 1871 und 1900 von 826'000 auf drei Millionen Einwohner_innen¹¹. Die neue Zeit brachte Beschleunigungen mit sich, wie die erhöhte Geschwindigkeit der Verkehrsmittel und das technische Novum der Elektrifizierung. Auch sie ängstigten die Menschen zunächst.

Gesellschaftlicher Wandel verunsichert, da die Zukunft der Entwicklungen ungewiss ist und man sich zur eigenen Versicherung an die Gewissheiten der Gegenwart klammert. Sicherheitsdenken fällt also zu einem geringeren Teil in das Reich der Tatsachen: vielmehr handelt es sich um mentale Konstruktionen. Die europaweit angelegte Studie von Breckner und anderen hat gezeigt, dass die individuelle »Befürchtung, Opfer eines kriminellen Delikts im öffentlichen Raum zu werden, weniger mit« kriminalstatistischen Tatsachen zu tun hat als mit »persönlichen Sicherheitskonstrukten«.¹² »Eine direkte Korrelation zwischen Kriminalitätsfurcht und Kriminalitätsstatistik gibt es nicht.«¹³

Die meisten Gefahren lauern dort, wo die wenigsten sie vermuten: im privaten Raum. Eine Pionierstudie in der Schweiz von Alberto Godenzi hat in den 1990er Jahren erstmals für Europa das enorme Ausmaß der Gewaltdelikte im sozialen Nahraum belegt: Gewalt in Familien, zwischen Ehepartner_innen, gegenüber Kindern – Delikte, die bis dahin nicht als Teil der staatlichen Gewaltstatistiken aufgeführt wurden.¹⁴

Zwei ungewohnte und diskussionsbedürftige Überlegungen seien an dieser Stelle ins Feld geführt. In den gegenwärtigen Diskursen um die Sicherheitsgesellschaft nehmen sie trotz ihrer breiten empirischen Grundlage eine

10 Vgl. I. Breckner, M. Bricocoli: (Un-)Sicherheiten, S. 22.

11 Baedeker 1912, zit. n. D. Stratigakos: Women in the Modern Metropolis, S. 286.

12 Vgl. I. Breckner, M. Bricocoli: (Un-)Sicherheiten, S. 28.

13 B. Michel: Stadt und Gouvernamentalität, S. 65.

14 Alberto Godenzi: Gewalt im sozialen Nahraum. Basel 1993.

Randstellung ein. Ingrid Breckner sagt, dass der Blick in die sozialhistorische Stadtwerdung zeigt:

»Sie hätte verdeutlichen können, dass moderne Verunsicherungen vielfach Möglichkeiten für notwendige gesellschaftliche Veränderungen eröffnet haben. (...) Unsicherheiten werden mit der Neugierde auf Veränderung und dem Mut zum Perspektivenwechsel im Denken und Handeln potenziell auch emanzipatorisch und/oder innovativ produktiv. Angstbasierte Sicherheitskonstrukte erweisen sich demgegenüber im gesellschaftlichen wie im individuellen Alltag häufig als Entwicklungsblockaden und tendieren so eher zur Reproduktion von Angst und Verunsicherung als zur Unterstützung souveräner Handlungskompetenz in sich verändernden gesellschaftlichen Räumen.«¹⁵

Dieser Gedanke liegt auch den bereits skizzierten Konzepten einer offenen Stadt zugrunde, wie unter anderem Wolfgang Kaschuba und Rolf Lindner sie vertreten. Wer Stadt in ihrer Offenheit begreift, muss sich an »sozialer Heterogenität, kultureller Vielfalt und symbolischer Vielsprachigkeit« orientieren.¹⁶ »Die Kultur der städtischen Lebensform ist (...) gleichbedeutend mit Offenheit, Offenheit sowohl im Sinne des Unvoreingenommenen wie des Zugänglichen, im Sinne des Unentschiedenen wie des noch nicht Abgeschlossenen, des Experimentellen wie des nicht Planbaren.« Die große Stadt, das ist ihre Realität wie ihre Illusion zugleich, ist »ein Möglichkeitsraum, der Gelegenheiten zur Verwirklichung von Ideen, Plänen, Wünschen bietet, ein individuelles, kulturelles und soziales Labor«, das dem Zufall Raum gewährt.¹⁷ Offenheit ist zudem eine Disposition des Individuums, die erlernbar ist: ein Denk- und Seinsmodus, der durch Sozialisationsinstitutionen und Medien vermittelt werden kann.

Kommen wir noch einmal zur Frage zurück, wie Stadtangst konfiguriert wird. Ein weiteres Ergebnis der europaweiten Studie von Breckner et al. ist, dass lokale Probleme von der Bevölkerung häufig durch den Filter der Wahrnehmung globaler Probleme betrachtet werden. »Globale Probleme wie religiöse Konflikte, Terrorismus, ökologische Zerstörungen, transnationale Kriminalität« (Drogenkartelle, Mafia, Wirtschaftskriminalität, Geldwäsche etc.) oder Überbevölkerung beeinflussen die Wahrnehmung« kleinräumiger

15 I. Breckner, M. Bricocoli: (Un-)Sicherheiten, S. 23.

16 Vgl. W. Kaschuba: Urbane Identität, S. 10.

17 R. Lindner: Offenheit, S. 388.

Probleme im alltäglichen Umfeld.¹⁸ Diesem Aspekt kann man sich nur schwer entziehen. Ein weiterer Verunsicherungsfaktor sind die gesellschaftlichen Probleme und der soziale Wandel, dessen negative Begleiterscheinungen gegenüber den Vorteilen und dem Zukunftsweisenden in der Wahrnehmung überwiegen. Gesellschaftliche Umbruchsphänomene wie Arbeitslosigkeit, ökonomischer Strukturwandel, politischer Einflussverlust und mögliche Überforderungen, die mit Durchmischung, Differenzierung und ihren Mediatisierungen zu tun haben, prägen die urbanen Alltage und vermitteln sich über Erfahrungen und Narrationen.¹⁹

Ein weiterer Angstfaktor liegt, Breckner und Bricocoli zufolge, in der Raum- und Sozialstruktur selbst begründet. Viele Stadtbewohner_innen fühlen sich unsicher, wenn Orte, Plätze, Straßen leer sind, unbelebt und dadurch frei von sozialer Kontrolle, die Gefühle nicht nur von Enge, sondern auch von Sicherheit erzeugt. Oder auch, wenn sie von einzelnen Gruppen exklusiv genutzt werden: wenn etwa die sozialräumliche Präsenz von Jugendlichen, Wohnungslosen oder Drogenkranken überwiegt, diese zum Stein des Anstoßes werden lässt und ihre Räume zu Gefahrenräumen herbeigeredet werden. Dies führe zu Vermeidungsverhalten, welches wiederum mit einer Einschränkung von Raumkenntnis und Raumvertrautheit einhergehe:

»Die Vermeidung solcher Orte verhindert die Information über das dortige reale Geschehen und ermöglicht so negative Stigmatisierung oder gar Dämonisierung solcher Orte (...). Analog dem Gespenst vom ›schwarzen Mann‹ entsteht der Mythos des insbesondere bei Dunkelheit gefährlichen Raums, der sich in der Fantasie der Menschen dann auch als stabiler Angstraum etablieren kann. Fragt man Menschen, wie oft sie beängstigende Räume tatsächlich betreten und welche Erfahrungen sie dort gemacht haben, zeigt sich nämlich, dass ihr Bild von der diesen Räumen zugeschriebenen Unsicherheit meistens eine Konstruktion auf der Basis von ›Hörensagen‹ oder Projektionen aufgrund medialer Berichterstattung ist. (...) Die Wahrnehmung von Unsicherheit im öffentlichen Raum ist somit wesentlich geprägt durch fehlende Praxis in diesen Räumen. Dasselbe gilt auch für die Wahrnehmung von Stadt: Je mehr praktische Berührung Menschen mit städtischen Strukturen und Prozessen in ihrem Alltag haben (und das haben Vorstadtbewohner_innen und Pendler_innen immer weniger, jr),

18 I. Breckner, M. Bricocoli: (Un-)Sicherheiten, S. 26.

19 So eine von Breckner zitierte Studie für die BRD, die Heitmeyer und Hüpping 2006 durchgeführt haben; vgl. dies., S. 31.

umso souveräner gehen sie mit städtischen Räumen um und erkennen darin sowohl deren subjektive und objektive Chancen wie Risiken.«²⁰

Eine Variante des Befundes der fehlenden sozialen Kontrolle sind die Durchgangsorte, die in den letzten Jahrzehnten an Bedeutung gewonnen haben. Der französische Ethnologe Marc Augé hat 1994 Bahnhöfe, Flughäfen oder Einkaufsmalls als Transit-Orte oder Nicht-Orte bezeichnet. Sie weisen durch ihre hohe und wechselnde Besucherfrequenz und eine geringe Aneignungsqualität den Charakter von Menschenumschlagplätzen auf: »Hier fühlen sich die Menschen weniger verantwortlich für das soziale, materielle und regulative Geschehen als (beispielsweise) im eigenen Wohnumfeld, (sie) laufen schnell aneinander vorbei, ohne auf ihre mittelbare Umgebung zu achten.«²¹

Fassen wir die genannten Angstfaktoren mit den Worten der Soziologin noch einmal zusammen:

»Die Befunde (...) zeigen, dass Unsicherheiten in dem Maße zunehmen, in dem die Handlungskompetenz der befragten Bevölkerung in der Gestaltung des Alltags erodiert. Die Gründe hierfür (...) reichen von Desinteresse an der selbständigen Bewältigung des städtischen Alltags und fehlenden oder falschen Informationen über die städtische Wirklichkeit, über gesundheitliche, wirtschaftliche, sozial-kulturelle oder politische Einschränkungen bis hin zur intransparenten Durchsetzung spezifischer Interessen in der Gestaltung städtischer Räume sowie globalen Gefahren, denen sich die befragte Wohnbevölkerung ohnmächtig gegenüber sieht.«²² »Der Umbau der Wohlfahrtssysteme stellt Menschen in allen europäischen Ländern vor eine große Herausforderung, weil er tradierte Sicherheiten (...) in Frage stellt.«²³

Nun zur zweiten Überlegung im Hinblick auf städtische Unsicherheit oder Kriminalitätsfurcht. Sie bereichert die Kulturanalyse und erweist sich als ein wichtiger relativierender Denkhintergrund. Aus der Beschäftigung mit Stadtgeschichte und Urbanität heraus wird deutlich, dass der Lebensraum Stadt parallel als Zug und Druck dargestellt wird: einerseits als erstrebenswert, als Ort der Moderne, der Demokratie und der Glückssuche des Einzelnen, andererseits als Ort der Sittenwidrigkeit, des Lasters und des Verbrechens (im Sinne von Gesetzesbruch). Beide Dimensionen sind dergestalt miteinander ver-

20 Ebd., S. 30.

21 Ebd., S. 33.

22 Ebd., S. 34.

23 Ebd., S. 40.

schränkt, dass nur der Zugriff auf das Tabuisierte Aufschluss über die Gründe dieser ambivalenten Verschränkung geben kann.

Die »Produktivkraft des Verbrechens«

Michael Zinganel's These lautet, dass die Ökonomie der Stadt des Verbrechens bedarf, um existieren zu können: ja sogar, dass im Verbrechen und allen ihm anhängenden Berufs- und Unternehmenszweigen eine Produktivkraft innewohne, die die Gesellschaftsdynamik voranbringe. Diese These fußt auf einer Reflexion des Philosophen und Gesellschaftstheoretikers Karl Marx im 19. Jahrhundert:

»Ein Philosoph produziert Ideen, ein Poet Gedichte, ein Pastor Predigten, ein Professor Compendien und so weiter. Ein Verbrecher produziert Verbrechen. Betrachtet man näher den Zusammenhang dieses letzteren Produktionszweigs mit dem Ganzen der Gesellschaft, so wird man von vielen Vorurteilen zurückkommen. Der Verbrecher produziert nicht nur Verbrechen, sondern auch das Kriminalrecht und damit auch den Professor, der Vorlesungen über das Kriminalrecht hält (...). Der Verbrecher produziert ferner die ganze Polizei und Kriminaljustiz, Schergen, Richter, Henker, Geschworene und so weiter: und alle diese verschiedenen Gewerbszweige, die ebenso viele Kategorien der Teilung der gesellschaftlichen Arbeit bilden, entwickeln verschiedene Fähigkeiten des menschlichen Geistes, schaffen neue Bedürfnisse und neue Weisen ihrer Befriedigung. Die Tortur allein hat zu den sinnreichsten mechanischen Erfindungen Anlaß gegeben und in der Produktion ihrer Werkzeuge eine Masse ehrbarer Handwerksleute beschäftigt. Der Verbrecher produziert [nicht nur] das Kriminalrecht, nicht nur Strafgesetzbücher und damit Strafgesetzgeber, sondern auch Kunst, schöne Literatur, Romane und sogar Tragödien.«²⁴

Zinganel erweitert den Marxschen Gedanken der Produktivkraft des Verbrechens, indem er mit Zahlen und Beispielen das Dispositiv des Verbrechens mit Polizeiapparat, Justiz, Gefängnissen, Rehabilitationsinstitutionen als

24 Vgl. Karl Marx: Theorien über den Mehrwert. Erster Teil. In: Ders., Friedrich Engels, Werke, Bd. 26.1, Berlin 1985, S. 363; Karl Marx, zit. n. Michael Zinganel: Real Crime. Architektur, Stadt & Verbrechen. Zur Produktivkraft des Verbrechens für die Entwicklung von Sicherheitstechnik, Architektur und Stadtplanung. Wien 2003, S. 13f.

fundamentale Grundlage der Stadtökonomie der Gegenwart veranschaulicht. Das Spektrum an Maßnahmen zur Sicherung bestehender Verhältnisse und zur »Gefahrenabwehr« ist breit. Es reicht von Türschlössern bis zu Alarmanlagen, von der öffentlichen Beleuchtung bis zur Videoüberwachung, von baulichen Maßnahmen im Kleinen zu militärstrategischen Stadtanlagen²⁵ im Großen. Die öffentliche und private Sicherheit zählt aktuell zu den Wachstumsmärkten.²⁶ Dieser Befund tritt als Widerspruch auf, als Inkongruenz, als etwas, das nicht zur Deckung kommt. Er verweist darauf, wie sehr die Gesellschaft Kriminalität normalisiert hat, obwohl sie Kriminalität diskursiv als Abnormität definiert, in Abhebung von der Norm des rechtschaffenen, ehrlichen und arbeitsamen Bürgers, der tugendhaften Bürgerin, die ihr zentraler ideologischer Maßstab ist. Wo Wirklichkeit und Diskurs einander eklatant widersprechen, findet die empirische Kulturforschung in der Regel Schlüsselstellen für die Kulturanalyse. Die Frage lautet daher: Worauf verweist die Ambivalenz des Verbrechens in der bürgerlichen Gesellschaft?

»Der Verbrecher, so Marx, unterbricht die Monotonie und Alltagssicherheit des bürgerlichen Lebens. Er bewahrt es damit vor Stagnation und ruft jene unruhige Spannung und Beweglichkeit hervor, ohne die selbst der Stachel der Konkurrenz abstumpfen würde. Er gibt so den produktiven Kräften einen Sporn.«²⁷ Kultur und Ökonomie werden hier in einen Bezug zueinander positioniert, der das Verbrechen als *conditio sine qua non* der Gesellschaft postuliert. Mit der aufkommenden Moderne, so Zinganel, »ist der ›Thrill‹ des Verbrechens (...) zum zentralen Verkaufsfaktor einer gewinnorientierten Kulturindustrie geworden: crime sells, in den Tageszeitungen, in Wachsfigurenkabinetten, in Detektivromanen und (...) im Kino.«²⁸ Gleichzeitig haben diese Diskurse auch eine Kehrseite: Sie schüren die Ängste, denen sie zuvorzukommen versprechen. Dies ist ein typischer Effekt des aktuellen Sicherheitsdiskurses: nämlich, dass er sich selbst zu legitimieren scheint, indem er an Unsicherheiten gemahnt und dadurch Angst hervorruft. Die »Angst vor dem ›Verbrechen‹ [wird] im Alltagsleben produziert und reproduziert, [und] in Architektur und Stadtplanung umgesetzt«. Sie trägt dazu bei, »wirksame Feindbilder und Risikoszenarien zu etablieren, (...) (bauliche) Präventionsmaßnah-

25 Vgl. M. Zinganel: Real Crime, S. 16.

26 Vgl. ebd., S. 18.

27 Vgl. K. Marx: Theorien über den Mehrwert, S. 363, zit. n. M. Zinganel: Real Crime, S. 14.

28 M. Zinganel: Real Crime, S. 15.

men zu legitimieren, welche sich schlussendlich in international angeglichenen (Bau-)Normen und Versicherungspolizzen niederschlagen.«²⁹

Angst und Bedrohung als gesellschaftliche Wirkmächte, ja Produktivkräfte, durchziehen die Gesellschaft wie ein »Hintergrundrauschen«.³⁰ Die »Angst vor dem ›Verbrechen‹, aber auch vor dem Fremden, vor unvertrauten Räumen und unbekannten Personen wird bei der Mehrheit des Mittelstandes in den westlichen Ländern, so Zinganel, in der Regel nicht durch persönliches Erleben oder Erleiden, sondern durch mediale Überlieferungen begründet.«³¹ Diesem diskursiven Mechanismus unterliegen insbesondere gesellschaftliche Verhältnisse und Entwicklungen, die sich – historisch präfiguriert – als angstbesetzte Problembereiche anbieten, politisch-ideologisch instrumentalisiert zu werden. Die kritische Gesellschaftstheorie geht davon aus, dass solche diskursiven Zuspitzungen gesellschaftliche Transformationsprozesse abbilden und begleiten – Transformationsprozesse, die stets, das ist ihr Strukturmerkmal, mit krisenhaften Entwicklungen einhergehen.

Krise, Migration und Integration

Wenn Städte diejenigen Orte und RaumZeiten betreffen, an denen gesellschaftliche und politische Probleme ihr zeitgenössisches Gesicht zeigen, dann sind sie Orte der Veränderung und folglich der Krise. Der Begriff der Krise ist hilfreich, um das Ineinandergreifen dreier Bereiche zu differenzieren: die Tatsache der steten dynamischen Veränderung von Gesellschaft zum einen, die politisch-ideologische Reaktion hierauf zum zweiten sowie den lebensweltlichen Impakt von Krise zum dritten. Ich möchte dieses Verhältnis knapp und aus der kulturalanalytisch-akteurszentrierten Perspektive mit ihrem Blick auf das Verhältnis zwischen Struktur und Handlung skizzieren.

Als Diskurs verweist »Krise« auf Umbruch, Gefahr und die Unwägbarkeit des Zukünftigen, seine Kontingenz – eine Zeit, in der »eine Entscheidung fällig (...), aber noch nicht gefallen« ist³². Kontingenz, so Jörn Rüsen, ist »eine Zeitqualität, die quer zur Perspektive der Erwartung liegt. (...) In Hin-

29 Ebd., S. 18.

30 Ebd., S. 20.

31 Ebd., S. 21.

32 Vgl. Reinhart Koselleck: Kritik und Krise. Eine Studie zur Pathogenese der bürgerlichen Welt. Frankfurt/M. 1979, S. 105; ders.: »Krise«, in: Historisches Wörterbuch der Philosophie. Bd. 4. Hg. von Joachim Ritter, Karlfried Gründer. Darmstadt 1976, Sp. 1236-1241.

sicht auf die geordnete Welt des menschlichen Verstehens und Deutens ist Kontingenz chaotisch und störend.«³³ Als nahezu zur Normalität gewordener mächtiger Rede in Politik und Medien ist sie allgegenwärtig. Der Geschichtsphilosoph Reinhart Koselleck beschrieb sie als »strukturelle Signatur der Neuzeit«³⁴. Denn die Dynamisierung, die die Moderne für gesellschaftliche Entwicklung und individuelle Lebenswelten mit sich gebracht hat, hat die Krise zu ihrem Kennzeichen werden lassen. Ihre Signifikanz erstreckt sich sowohl über übergreifende strukturelle Entwicklungen als auch auf den Alltagsverstand (*common sense*) und Alltagszustände. Dabei überlagert sie – den Regeln des Diskurses folgend – reale zeitpolitische Hintergründe, indem sie die Aufmerksamkeit auf bestimmte Geschehnisse um- beziehungsweise lenkt. Der Krisendiskurs legitimiert grundsätzlich politische Ordnungsdispositive und stärkt damit Staat und Exekutive. Im Hinblick auf ein Verständnis des hegemonialen Funktionierens der Ordnungspolitik auf lebensweltlicher Ebene, das heißt ihre politische Akzeptanz in weiten Bevölkerungsteilen, sind philosophische Bestandesaufnahmen möglicherweise nützlicher als sozialwissenschaftliche Erkenntnisse.³⁵ Arnold Gehlen spricht von einer »Zeit der herumirrenden Tatsachen«, in der »alles Ex-zentrische, aus den Fugen geratene«, alles »Standpunktlose und Unberuhigte« seinen Platz findet³⁶. Hans Blumenberg spricht von einer Zeit des »Ordnungschwundes«.³⁷ Herkömmliche Bindungen werden infrage gestellt, sogar obsolet, während das Neue sich gerade erst abzeichnet: für die einen als Möglichkeitsraum für andere als Gefahr. Jörn Rüsen bezeichnet es als grundlegende Erfahrung der Menschen, »dass die Dinge ihrer Welt und sie selbst sich immer wieder verändern und diese Veränderungen nicht ohne weiteres in die zweckbestimmten Absichten ihrer Handlungen integriert werden können. Im Gegenteil: Sie müssen eigens gedeutet, ihnen muss ein Sinn abgerungen werden, der seinerseits dar-

33 Jörn Rüsen: *Zerbrechende Zeit. Über den Sinn der Geschichte*. Köln unter anderem 2001, S. 148.

34 Vgl. Reinhart Koselleck: »Erfahrungsraum« und »Erwartungshorizont« – zwei historische Kategorien. In: Ders., *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*. Frankfurt/M. 1979, S. 349–375.

35 Vgl. die umfassende Soziologie der Krise von Manfred Prisching: *Krisen. Eine soziologische Untersuchung*. Wien, Köln, Graz 1986.

36 Arnold Gehlen: *Zeit-Bilder. Zur Soziologie und Ästhetik der modernen Malerei*. Frankfurt/M., Bonn 1965, S. 177, S. 179, zit. n. Michael Makropoulos: Über den Begriff der »Krise«. Eine historisch-semanticke Skizze. In: *INDES, Zeitschrift für Politik und Gesellschaft* 1 (2013), S. 13–20.

37 Zit. n. ebd.

über (mit-)entscheidet, welche Zwecke gesetzt und handelnd realisiert werden können und sollen.«³⁸

Die so skizzierte Krise bewegt die Verhältnisse zum Punkt des Umschlagens einer schwebenden Transformation beziehungsweise eines schwelenden Zustands. Sie manifestiert sich denn auch im Umbruch – *upheaval* – durch ein außeralltägliches Ereignis hervorgerufen, die Revolte, der Krieg in einer massiven Form, mit voller Wucht, die Veränderung, die durch Zerstörung eintritt.

Beirut und Europa

Im Augenblick des Schreibens an diesem Kapitel richtet sich die internationale Berichterstattung und Medienaufmerksamkeit auf Beirut und den Libanon. Am 4. August 2020 zerstört die große Explosion eines Düngemittelcontainers im Hafeneareal der Mittelmeerstadt mehrere Stadtteile, die Glasscheiben fast der gesamten Stadt, über 200 Tote und 7500 Verletzte werden gezählt. Die soziale Bewegung der Zivilgesellschaft, die sich aufgrund einer tiefen Staatskrise bereits im Herbst 2019 formiert hatte und durch die COVID-19-Epidemie die Sichtbarkeit auf der Straße verlassen musste, formierte sich nach diesem *upheaval* erneut. Wie in den Monaten und Jahren zuvor in Tunesien, dem Sudan und Algerien wird der Rücktritt der gesamten Regierung und eine radikale Erneuerung der rechtlichen Staatsgrundlagen gefordert. Die Explosion im Hafen steht damit sinnbildlich für das Pulverfass Libanon als Ganzes: als eines durch die Akkumulation politischer Krisen im Gefolge der Dekolonisierungsprozesse im 20. Jahrhundert im Kreuzfeuer internationaler Interessen stehenden politisch gelähmten Landes.

Die Dichte an Informationen durch Wissenschaftler_innen, Politiker_innen und Journalist_innen als Sprecher_innen der Zivilgesellschaft erlauben aus der europäischen Distanz das Orten der aktuellen Krise hinter der Explosion. Sie betrifft das ganze Land und erzeugt scheinbar zufällig und doch als Höhepunkt einer tiefen Metakrise internationale Aufmerksamkeit. Eine herausragende Rolle nehmen hier die Arbeiten der Kulturanthropologinnen und Soziolog_innen an den Universitäten der Stadt ein.³⁹ Sie erklären die

38 J. Rüsen: Zerbrechende Zeit, S.145.

39 Darunter prominent Mona Fawaz und Mona Harb. Vgl. unter anderem Mona Fawaz, Hiba Bu Akar: Practising (In)Security in the City. In: City & Society 24, 2 (2012), S. 105-109; Mona Harb: On Religiosity and Spatiality: Learning from Hezbollah in Beirut. In:

Komplexität der historischen Entwicklung der politischen und wirtschaftlichen Probleme und ihrer Ursachen in ihren Auswirkungen auf die Stadt und den städtischen Alltag. Auf der Bühne zu sehen sind eine öffentliche Hand ohne Mittel für Basisinfrastrukturen wie die Elektrizitäts- und Wasserversorgung, der fast gänzlich fehlende öffentliche und daher überbordende private Verkehr, die unzureichende Gesundheitsversorgung und überhohe Arbeitslosigkeit, die gleichzeitige solidarische Zufluchtgewährung für über eine Million syrischer Kriegsflüchtlinge in diesem im Grunde wohlhabenden Land, und eine aktuelle fulminante Währungsinflation. Der Libanon nimmt als historische Pufferzone eine strategische Position zwischen Europa und den Golfstaaten sowie insbesondere zwischen Israel und den arabischen Staaten ein⁴⁰. Ungeachtet der hinter der Alltagsverunsicherung der Bevölkerung stehenden Versorgungssituation legitimiert sich die Regierung – wie dies ebenso in anderen Teilen der Welt und insbesondere in Europa der Fall ist – über eine postulierte Konfliktbalance zwischen den je unterschiedlichen Parteien, die im Namen – und doch über deren Köpfe hinweg – einer heterogenen und hier im Mittelmeerraum kosmopolitisch geprägten Bevölkerung spricht.

Der noch junge Staat war nach dem Ersten Weltkrieg und der Ablösung aus dem Osmanischen Reich 1943 unter französischem und britischem Mandat mit modernen Infrastrukturen ausgestattet und indirekt über Wirtschafts- und Kapitalinteressen an Europa gebunden worden: eine »Söldnerrepublik«, wie Carolyn Gates differenziert analysiert hatte⁴¹. Ein langer zerstörerischer sogenannter Bürgerkrieg (1975–1991) mit Bombenangriffen bis in die Mitte der 2010er Jahre machten das Land zum Spielfeld der Nachbarstaaten Israel und Syrien als auch der sogenannten westlichen Mächte. Ein nach wie vor nicht vollzogener Friedensvertrag mit Israel, das May 17 Agreement, und wachsende Interessen am Standort Beirut durch die Golfstaaten haben die politische Eigenständigkeit und Konfliktlösungsfindung unterminiert. Der Wiederaufbau des kriegszerstörten Beirut seit Beginn der

Nezar Al Sayyad, Mejgan Massoumi (eds.), *The Fundamental City. Religiosity and the remaking of urban space*. London, New York 2011: Routledge, S. 125–154.

40 Vgl. George Corm: Libanon, Staat unter Einfluss. In: *Le Monde diplomatique* 26. Jg., 10. Oktober 2020, S. 16.

41 Vgl. Carolyn Gates: *The Merchant Republic of Lebanon: Rise of an Open Economy*. Oxford 1998: Centre for Lebanese Studies, I.B. Tauris & Co. 1998; Najib Hourani: *Transnational Pathways and Politico-economic Power: Globalisation and the Lebanese Civil War*. In: *Geopolitics* 15, 2 (2010), S. 290–311.

1990er Jahre⁴² wurde von der breiten Bevölkerung als schmerzhaft erlebt, da er der verwundeten Stadt weitere Kollateralschäden zufügte. Katarzyna Puzon, die mit einem ethnographischen Zugang erforscht hat, wie das Argument »Kulturerbeschutz« für das politische Projekt der Gentrifizierung und Aufwertung der Grundstückspreise vereinnahmt wird, schreibt, dass im Zuge des Stadterneuerungsprozesses ein Drittel der nach dem Bürgerkrieg noch erhaltenen Beiruter Bausubstanz ebenfalls zerstört und neu überbaut wurde.⁴³ Zahlreiche Hausbesitzer_innen wurden enteignet und aus dem Zentrum in die Armut und die Vorstädte vertrieben.

Die mit dem Wiederaufbau der Stadt betraute Baugesellschaft Solidere wurde 1994 gegründet. Sie befindet sich im Besitz der bis Herbst 2020 langjährig regierenden Familie Hariri und operiert mit internationalen Investitionen. Solidere hat die Stadt zum »weltgrößten Nachkriegsaufbaulabor« transformiert⁴⁴. Der Spekulationscharakter dieser Grundstücks- und Bebaupolitik erschließt sich über einen Wahrnehmungsspaziergang⁴⁵ durch die Stadt im Frühjahr 2019: allorten Großbaustellen und prachtvolle Überbauungen, eine Art architektonische *iconscape*, die die Logos der europäischen Industriemagnaten, der internationalen Stararchitekturbüros und arabischer Investorengesellschaften tragen. Kühne Formen, spiegelnde und blendende Materialien, Palmenhaine im 10. Stockwerk signalisieren eine Weltmegaklasse des Reichtums. Die traditionellen und im Krieg zerstörten Einkaufssouks der Innenstadt wurden durch prächtige Geschäftslokale ersetzt, wo sich Haute Couture, Wagen und Uhren der Luxusklasse aneinanderreihen. Dazwischen eingeflochten, aufwändig restaurierte Elemente des »alten« Beirut, ar-

42 Vgl. Éric Huybrechts, Éric Verdeil: Beyrouth entre reconstruction et métropolisation. In: *Villes en parallèle: Gouverner les métropoles* 30-31 (2000), S. 62-87.

43 Vgl. Katarzyna Puzon: Saving Beirut. Heritage and the City. In: *International Journal for Heritage Studies* 25, 9 (2019), S. 914-925, hier: S. 915; Saree Makdisi: Beirut, A City without History? In: Ussama Makdisi, Paul A. Silverstein (Hg.), *Memory and Violence in the Middle East and North Africa*. Bloomington 2006: Indiana University Press, S. 201-214, hier: S. 212; dies.: Laying Claim to Beirut: Urban Narrative and Spatial Identity in the Age of Solidere. In: *Critical Inquiry* 23 (1997), S. 661-705.

44 Vgl. Katarzyna Puzon: Memory and Artistic production in a Post-War Arab City. In: Des O'Rawa, Mark Phelan (Hg.), *Post-Conflict Performance. Film and Visual Arts, Contemporary Performance Interactions*. London 2016: Palgrave, S. 265-283, hier: S. 266.

45 Vgl. Johanna Rolshoven: Die Straßen dieser Welt. Ein Essay zu Stadtbewegungen im Frühling 2019. In: Nicole Pruckermayr (Hg.), *Demokratie und Frieden auf der Straße. Comrade Conrade – Kunst-, Forschungs- und Friedensprojekt in Graz 2016-2019*. Graz 2019, S. 226-243.

chäologische Ausgrabungsfelder, Kirchen, Moscheen, die Synagoge, die auf die multireligiöse Tradition der Stadt verweisen.

Abb. 31 (links): Das »Paris des Orients«: Beirut by Night;

Abb. 32 (rechts): Die Stadt als Palimpsest: gebaute Stadt(ge)schichte(n) auf antiken Fundamenten



Fotos: Johanna Rolshoven 2019

Abb. 33 (links): Protest gegen die Baupolitik der Regierungsfamilie Hariri;

Abb. 34 (rechts): Präsident Saad Hariri. Wahlwerbung im armen Süden der Stadt



Fotos: Laura Bäuml 2019 (links); Johanna Rolshoven 2019 (rechts)

Zivilgesellschaftliche Umbrüche – das zeigt auch die Geschichte der revolutionären Bewegungen im Europa des 18. bis 20. Jahrhunderts – werden häufig durch punktuelle Ereignisse, kleine wie große, gezündet: Ereignisse, die Auslöser des Volkszorns sind und größere Aufstände und Umbrüche nach sich ziehen. Bei einigen davon – wie den Terroranschlägen des 21. Jahrhunderts nach 9/11 in den USA oder 2015 in Paris – erweist sich erst im Rückblick,

*Abb. 35 (links): Sonntagsspaziergang auf der neu konstruierten Küstenpromenade;
Abb. 36 (rechts): Beit Beirut Museum of Memory*



Fotos: Laura Bäuml 2019 (links); Johanna Rolshoven 2019 (rechts)

*Abb. 37 (links): Denkmäler des Bürgerkrieges und der Immobilienspekulation;
Abb. 38 (rechts): Alte und neue Welt der Gegensätze*



Fotos: Laura Bäuml 2019

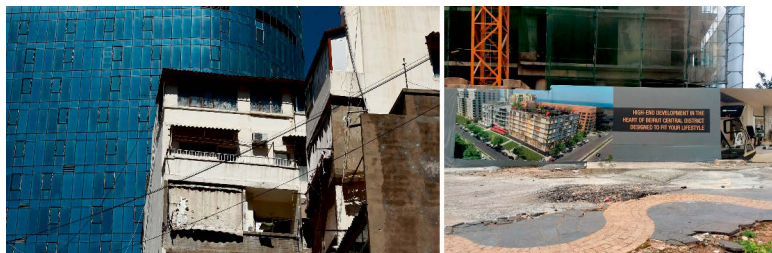
welche längerfristigen Auswirkungen und tiefgreifenden Veränderungen sie gezeitigt haben und wie wenig zufällig sie in der längeren historischen Dauer erscheinen.

Die diskursiv verhandelten Krisen und Problemlagen der wohlhabenden, regulierten europäischen Städte in der späten Moderne sind kaum vergleichbar mit den existenzbestimmenden Krisen in den Ländern des Südens, die von Unwetterkatastrophen, Erdbeben, von Hungersnöten, Kriegen und Epidemien in weit höherem Maße betroffen sind als die nördliche Erdhalbkugel.

Prominent als »Krise« in Europa thematisiert wird die Zuwanderung seit dem langen Sommer der Migration 2015, als Millionen Menschen auf

Abb. 39 (links): Im Windschatten des Baubooms;

Abb. 40 (rechts): »High End im Herzen von Beirut«: Zynische Stadtentwicklung



Fotos: Laura Bäuml 2019

Abb. 41 (links): Schaufenster in Beirut;

Abb. 42 (rechts): Die schillernde Welt des Luxus



Fotos: Johanna Rolshoven 2019

der Flucht vor Krieg und Hunger aus Zentralafrika und dem Mittleren Osten nach Europa geflohen sind. Der wirtschaftliche und soziale Problem- oder Krisendiskurs hat sich erneut auf die Süd-Nord- und Ost-West-Migrationsbewegungen konzentriert. Die Städte, die Nationalstaaten, der globale Westen stießen an die Grenzen ihrer Integrationsfähigkeit, so heißt es in Verlautbarungen von Politiker_innen und in der Medienberichterstattung, die in den Alltagsgesprächen der Stadtbewohner_innen aufgegriffen

Abb. 43 (links): Gentrifizierung in Mar Mikhael, Beirut;

Abb. 44 (rechts): Shared Streets: Die Stadtpläne der unterschiedlichen Kulturen überschneiden sich



Fotos: Johanna Rolshoven 2019

werden. Dabei handelt es sich um ein paradigmatisches Beispiel für ein Transformationsgeschehen, bei dem »lokale geschichtliche Entwicklungen in komplizierte transnationale Strukturen übergehen.«⁴⁶

Krisendiskurs »Zuwanderung«

Den an Zuwanderung geknüpften Krisendiskurs gibt es, seit es Städte gibt; er unterliegt zeithistorischen Konjunkturen. Städte haben durch ihre vielfältigen Arbeitsangebote seit jeher eine wichtige Rolle als Aufnahmeort in die Nationalstaaten gespielt. »Migration wickelt sich über Städte ab«, schreibt der Architekt Johannes Fiedler: »Wer fremd ist, fühlt sich dort am wohlsten, wo viele fremd sind, wo die meisten Menschen einander fremd sind, immer fremd bleiben werden.«⁴⁷ »Seit der Moderne, so der Migrationsforscher Erol Yildiz, ist es modern geworden, von der Krise der Stadt zu reden. Polarisierung, Segregation und Fragmentierung werden bis heute beklagt.«⁴⁸ Kaum thematisiert wird dabei der Maßstab dieser Beurteilung: Man bemisst die

46 A. Appadurai: Globale ethnische Räume, S. 38.

47 Johannes Fiedler: Urbanisierung, globale. Wien 2004, S. 60.

48 E. Yildiz: Die weltoffene Stadt, S. 15.

ideale Stadt an einem utopisch-historischen Modell des ›Einst-unter-sich-Gewesenseins‹ und denunziert damit grundsätzlich fremde Zuwanderung. Der Blick auf das Funktionierende einer vielstimmigen Gesellschaft bleibt im Diskurs unterschlagen. Damit bleiben die konstruktiven, für die Gesellschaftsentwicklung unerlässlichen Aspekte der Migration stumm. Vorurteile sind geläufig, ›eingebürgert‹ und normalisiert, so dass zugewandtes Interesse für die Lebenswelten und Probleme von Zugewanderten, die im städtischen Raum ihre Alltage meistern, politisch-diskursiv entmutigt werden. Eine kulturoptimistische, aus der Geschichte lernende Perspektive auf das zugleich konfliktuelle wie gelingende Zusammenleben von Fremden und Ansässigen ist in unserer Gesellschaft selten und kaum Teil von Sozialisation und Schulstoff. Die Einübung in kulturelle Vielstimmigkeit scheitert bereits in Kindergärten und Grundschulen an einseitigen und veralteten Unterrichtsplänen, an ausländerfeindlichen Elterninitiativen, vor allem aber an der eigenen Bereitschaft zu Offenheit, Kollektiv und einer Kultur des Teilens. Und nicht zuletzt scheitern sie an einem der säkularisierten Gesellschaft unangemessenem Religionsunterricht, der die notwendige Auseinandersetzung und das Wissen über andere als die eigene Religion in den Hintergrund rückt.⁴⁹ Der befremdlichen Beispiele sind viele: Etwa wenn in katholisch dominierten Kleinstädten Muslime und Protestant_innen in eine Klasse, die katholischen Kinder in die andere eingeschult werden; wenn andersgläubigen Kindern christlicher Religionsunterricht aufgezwungen oder sie im Gegensatz zu ihren Mitschüler_innen ersatzlos davon ausgeschlossen bleiben. Aus dem Ausland zugewanderte Kinder, die die Sprache noch nicht beherrschen, werden in Spiel und Unterricht nicht einbezogen oder, wie in der Schweiz, dem örtlichen Dialekt ausgesetzt, der den Spracherwerb der auf dem Arbeitsmarkt geforderten Hochsprache behindert und damit Zukunftschancen mindert. Vielfach mangelt es an, an Offenheit und Vielstimmigkeit orientierten Behörden und Fachkräften. Allzu selten sind die höchst erfolgreichen Mosaiksysteme, die den Kindern nach einem gemeinsamen Vormittagsunterricht, am Nachmittag für alle, aus Gleichheitsgründen verpflichtende Zusatzangebote bereitstellt, die den individuellen Begabungen, Neigungen und Notwendigkeiten Rechnung tragen. Für die einen wird Unterricht in der fremden Muttersprache angeboten, für andere Nachhilfe in einzelnen Fächern oder Hausaufgabenhilfe,

49 Vgl. Melisa Erkurat: Generation haram. Warum Schule lernen muss, allen eine Stimme zu geben. Wien 2020.

motorische oder sozialpädagogische Unterstützung bei Bedarf und psychologisch geschultes Coaching bei Gemeinschaftsproblemen, zusätzlicher Musik- oder Informatikunterricht und vieles mehr. Selten sind die Integrationsklassen, in denen Kinder mit und ohne Behinderung gemeinsam unterrichtet werden, Co-Teaching, bei dem Lehrer_innen Aufgaben gemeinsam und im Austausch und bestenfalls mit einer Supervision schultern können... Mit diesen Sätzen umreißt ich eine zur Gewohnheit gewordenen Normalität, die gleichwohl – das sei mit Nachdruck unterstrichen – voller Ausnahmen, konstruktiver Begegnungen, Lernprozesse und engagierter Initiativen ist. Der Weg zu einer vielstimmigen, pluralen demokratischen Gesellschaft bedarf der ständig wachen politischen Aufmerksamkeit. Einwanderung ebenso wie Heterogenität einer jeden Gesellschaft sind eine soziale Tatsache und sollten das realistische politische Ziel einer pluralen Gesellschaft sein.

Integrationsfähigkeit

Der politische Begriff der Integrationsfähigkeit hat in einer Gesellschaft, die sich auf die demokratischen Grundordnungen staatlicher Verfassungen und überstaatlicher Menschenrechtskonventionen stützt, eine ambivalente Funktion: einerseits des Dispositivs einer offenen Gesellschaft, der das Recht auf Freizügigkeit, auf Arbeit und menschenwürdige Lebensbedingungen zugrunde liegt; andererseits wird der Begriff durch einen moralisierenden Diskurs überlagert, der Einzelne an ihrer Bereitschaft zu Anpassung an einer postuliert monokulturellen Norm bemisst. Die Grenzen der Integrationsfähigkeit einer Gesellschaft und eines konkreten Raumes werden sicherlich durch eine durch Kriege, Völkermord-, Umwelt- oder Hungerkatastrophen bedingte Immigration herausgefordert. Immigration strapaziert die infrastrukturellen, finanziellen, räumlichen und sozialen Möglichkeiten konkreter Ortschaften, fordert den westlichen Humanismus heraus, ist aber auch ein normaler historischer Faktor jeder dynamischen Gesellschaftsentwicklung und jeden Städtewachstums.

Die Integrationsfähigkeit einer Stadt und eines Landes ist auf maßgebliche Weise politisch bedingt. Zielen die verlautbarten Diskurse auf Integration oder Segregation? Wird städtische und damit nationale Bedeutungsvielfalt vertreten oder eine Kultur des Unter-sich-Bleibens propagiert? Strebt eine Gesellschaft nach wirtschaftlicher Expansion oder nach lokaler Konzentration; vertritt sie eine Investitionsförderpolitik in Verbindung mit einer freundlichen Ausländerpolitik oder gibt sie sich fremdenfeindlich und lokalistisch?

Ein politischer Diskurs, der im Sinne einer Metakultur der offenen Stadt agiert, spielt eine enorme Rolle in der multikulturellen Kohäsion einer Stadt. Als Beispiel erwähnt sei hier die Initiative *Marseille Espérance*, die die Marseiller Bürgermeister Robert Vigouroux und Jean-Claude Gaudin 1990 ins Leben gerufen hatten. Es handelt sich um eine Zusammenkunft der (ausnahmslos männlichen) Repräsentanten der in der Stadt ansässigen großen Religionsgruppen. Im Rathaus der Stadt, der laizistisch-politischen Repräsentanz der Stadtbevölkerung, kommen regelmäßig die katholischen, armenischen, protestantischen, orthodoxen, muslimischen, jüdischen und buddhistischen Würdenträger und ihre Gesandten zusammen, um über religionsübergreifende Kohäsionsmaßnahmen zu beraten und zu beschließen, wie zum Beispiel gemeinsame Feste oder Kalender. Im Fall einer Krise oder eines krisenhaften Ereignisses beruft der Bürgermeister die Vertreter der Religionen ins Rathaus: »Falls nötig, versammeln sich die Mitglieder in Gegenwart des Bürgermeisters, der als Garant der Trennung von Kirchen und Staat auftritt, um die Bewohner der Stadt zum Zusammenstehen und der Übernahme von Verantwortung aufzurufen«.⁵⁰ Am Tag nach dem Terroranschlag auf die Pariser Konzerthalle Bataclan mit 130 Todesopfern war ich zufällig in Marseille und habe mich unter die zahlreiche, schockierte und trauernde Stadtbevölkerung gemischt, darunter die gemeinsamen Prozessionen der Religionsgruppen⁵¹.

Migration und Stadt: Pioniere des Transnationalen

Migration prägt die Städte, bringt sie voran und fordert sie mit konfliktreichen Situationen heraus, wird aber, sowohl in politischen Programmen als auch in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung als ein »Problem« betrachtet. Diskursives Gegensteuern mit einer Fülle an kultur- und sozialwissenschaftlichen, historischen wie auch ökonomischen Studien ist von einer fundamentalen Bedeutung. Es ist unabdingbar, die Integrationsfähigkeit einer Gesellschaft mit konstruktiven Argumenten zu stützen und immer wieder auf die positiven Aspekte transnationaler Zuwanderung hinzuweisen, um Migrationsprozesse, ohne die Gesellschaft nicht denkbar wäre, zu normalisieren. Vor diesem Denk- und politischen Handlungshintergrund lassen sich interkulturelle Konflikte und Ängste gezielter und effizienter bearbeiten.

50 Vgl. <https://www.marseille.fr/social/marseille-esperance> (24.11.2020), (Übers. jr).

51 Vgl. <https://www.lamarseillaise.fr/societe/video-jean-claude-gaudin-reunit-tous-les-dignitaires-religieux-de-marseille-EHLM063997> (24.11.2020).

Deutschsprachige Autor_innen, die eine solche Perspektive vertreten, wie die Soziologen Erol Yildiz, Detlev Ipsen und Hartmut Häußermann als Vorreiter der politischen Praxis, plädier(t)en für eine »offene Stadt« mit einer aktiv gesteuerten Einwanderungspolitik, die Migration nicht einseitig als Belastung, sondern als für die Erneuerung der Gesellschaft notwendige Ressource sieht.⁵²

Die prominenten sozial- und kulturalanthropologischen Ansätze der kritischen Migrations- und Europäisierungsforschung, unter anderem mit Regina Römhild, Sabine Hess und Manuela Bojadžijev, postulieren, dass es künftig darum gehen muss, die Gesellschaftsforschung zu »migrantisieren«, indem von der Normalität der Zuwanderung ausgegangen wird. Gleichzeitig müsse die Migrationsforschung »entmigrantisiert« und zu einer Gesellschaftsforschung normalisiert werden, die von strukturellen Ungleichheiten in Bezug auf Schicht und Geschlecht ausgeht.⁵³ Die Kulturalanalyse nimmt prioritär die Haltung ein, dass die Perspektive der Migrant_innen selbst als handelnde Akteur_innen zählt. Demzufolge ist Migration zunächst etwas Konstruktives, Vielversprechendes, ihr liegt ein in die Zukunft gerichtetes gesellschaftliches Handeln zugrunde. Niemand verlässt seinen Herkunftsort ohne Not und meist auch nicht ohne Hoffnung auf Rückkehr. Wer aus seinem Land – aus den sehr vielfältigen, aber in der Regel bedrohlichen politischen, ökonomischen oder sozialen Gründen – flieht, möchte sein Leben retten, der eigenen Familie eine Zukunft ermöglichen in der Hoffnung auf Verbesserung seiner oder ihrer Situation. Nicht unwesentlich in diesem Kontext ist der statistische Befund, dass mehr Frauen als Männer weltweit migrieren: Sie sind die treibende Kraft des weltweiten Migrationsgeschehens.⁵⁴

-
- 52 Vgl. E. Yildiz: Die weltoffene Stadt; Detlev Ipsen: Migration und die Vielfalt der Kulturen als Ressource der Stadtentwicklung. In: Heinrich-Böll-Stiftung (Hg.), *Das neue Gesicht der Stadt. Strategien für die urbane Zukunft im 21. Jahrhundert*. Berlin 2006, S. 105-120, sowie D. Ipsen, H. Häußermann: Die Produktivität kultureller Komplexität.
- 53 Vgl. *Labor Migration* (Hg.): Vom Rand ins Zentrum. Perspektiven einer kritischen Migrationsforschung (=Berliner Blätter 65). Berlin 2014; Manuela Bojadžijev, Regina Römhild: Was kommt nach dem »transnational turn«? Perspektiven für eine kritische Migrationsforschung. In: *Labor Migration* (Hg.): Vom Rand ins Zentrum, S. 25-44; Sabine Hess: Stadt ist Migration. Ethnographisch-genealogische Perspektiven auf den städtischen Raum. In: Judith Laister, Margarete Makovec, Anton Lederer (Hg.), *The Art of Urban Intervention. Die Kunst des urbanen Handelns*. Wien 2014, S. 238-249.
- 54 Vgl. hierzu die unterschiedlichen Portale zur Migrationsforschung wie unter anderem <https://www.dw.com/de/migration-ist-weiblich/a-3767066>, sowie Publikationen von Helma Lutz, Anna Amelina: *Gender, Migration, Transnationalisierung. Eine inter-*

Die konstruktive akteurszentrierte und kulturoptimistische Handlungsperspektive bedarf der Erläuterung und Differenzierung. Allen Emigrant_innen gemeinsam ist das Fremdsein woanders und die Sehnsucht nach den Vertrautheiten der eigenen Herkunftskultur: Jede Diaspora ist ein zwiespältiger Zustand. Das von Hettlage & Hettlage in den 1980er Jahren vorgeschlagene empirisch basierte Zwischenwelt-Konzept⁵⁵ war ein wegweisender, in den Sozialwissenschaften und insbesondere der Migrationsforschung wenig rezipierter Ansatz, der bis heute zahlreiche Anknüpfungspunkte bietet.

Eine weitere Dimension des kulturoptimistischen Blicks formuliert die schwedische Ethnologin Lena Gerholm. Sie spricht von der grundsätzlichen Kulturdynamik einer Gesellschaft, die aufgrund vielfältiger Einflüsse im steten Wandel begriffen ist.⁵⁶ Es verändern sich die Lebensbedingungen und mit ihnen die Bedeutungen der Dinge für die Menschen. Dieser »Zivilisationsprozess« bezeichnet einen positiven Veränderungsprozess, der Handlungen, Bedeutungen und Mentalitäten unter sich wandelnden Umwelt- und Gesellschaftseinflüssen verändert, verbessert und verfeinert,⁵⁷ und der, wie wir vor allem nach 1945 sehen, von einschneidenden Rückschritten unterbrochen ist. Historische Nahnblicke offenbaren von außen kommende »fremde« Einflüsse als Impulse des Kulturwandels. Mit Menschen bewegen sich immer auch Ideen, Wissen, Praktiken, Hoffnungen und Dinge. Infolge von Migrationsbewegungen haben sich Kultur und Gesellschaft im Laufe der Jahrhunderte fortentwickelt. Mit einer Fülle von bisweilen mythisch überhöhten Ursprungsgeschichten schreiben Städte ihre Erfolgsgeschichten über »Erfindungen«, die mit Fremden, auf den Handelsstraßen und durch Handelsbeziehungen ins Land gekommen sind. So etwa die Stadt Basel, die über die Seidenbandindustrie zu Reputation und Wohlstand gelangte, ein Know-how, das die seit dem 16. Jahrhundert von aus Frankreich vertriebenen und in Mitteleuropa

sektionelle Einführung. Bielefeld 2017; Susanne Spindler: Feminisierung von Migration – Formen und Folgen weiblicher Wanderungsprozesse. In: Gudrun Hentges, Hans-Wolfgang Platzer (Hg.), *Europa quo vadis? Ausgewählte Problemfelder europäischer Migrationspolitik*. Wiesbaden 2011, S. 171-186; Donna Gabaccia and Elizabeth Zanon: *Transitions in Gender Ratios among International Migrants, 1820-1930*. In: *Social Science History* 36, 2 (2012), S. 197-221.

55 Vgl. Andrea und Robert Hettlage und Andrea Hettlage-Varjas: Kulturelle Zwischenwelten: Fremdarbeiter, eine Ethnie? In: *Schweizerische Zeitschrift für Soziologie* 10, 2 (1984), S. 357-403.

56 Vgl. L. Gerholm: *The Dynamics of Culture*.

57 Vgl. N. Elias: *Der Prozess der Zivilisation*.

zugewanderten Hugenotten mitgebracht hatten. Ähnliches gilt, bei näherem Hinsehen, für die Marseiller Seifenindustrie, für die hochwertige Stoffweberei in Damaskus oder die Kaffeehauskultur in Wien.

Der große Städteumbau des 19. Jahrhunderts, der Berlin, Frankfurt, Wien, Paris und viele andere Orte betraf, wurde zu großen Anteilen mit Bankdarlehen finanziert, die aus Osteuropa zugewanderte jüdische Bankiers gewährt haben⁵⁸. Die Beispiele sind zahlreich. Es zählt zu den grundlegenden Gegebenheiten einer Stadt, dass sich ihr Funktionieren, die *condition urbaine*, den vielfältigen Kenntnissen, Fertigkeiten, Begabungen und Mitteln einer pluralen Bevölkerung verdankt.⁵⁹ Zuwandernde Menschen kommen auf »unterschiedliche Art und Weise« in den Städten an, richten sich je unterschiedlich in ihnen ein, bauen vertraute Strukturen auf, bewältigen alltägliche Probleme und entwickeln neue Visionen.⁶⁰ Erol Yildiz fasst zusammen:

»Es gehört heute zur normalen Urbanität, in einem türkischen ›Tante-Emma-Laden‹ einzukaufen, in einem indischen Restaurant zu speisen, den Abend in einer mexikanischen oder kubanischen Bar zu verbringen, sich von einem iranischen Arzt behandeln zu lassen, sich in einer interkulturellen Initiative zu engagieren, eine asiatische Kampfsportart zu erlernen, Yoga zu betreiben oder jährlich einen Auslandsurlaub zu planen. Unterschiedliche urbane Aneignungsprozesse, Lebensentwürfe und persönliche Netzwerke, die zunehmend grenzüberschreitende Bezüge aufweisen, existieren nebeneinander, auch formale Strukturen, kulturelle Zusammenhänge und diverse Kommunikationsprozesse.«⁶¹

Ungeachtet der Erkenntnisse aus dem konstruktiven Blick auf das Alltagsleben der Menschen bestehen Abwehr und Angst, Vorurteil und Verdrängung, die diskursiv befördert werden, da sie politisch funktional in der Konsolidierung von Parteimehrheiten sind: »Migrantisch geprägte Stadtteile werden als Orte der Gefahr inszeniert, als verlorene Territorien, demokratiefreie Zonen oder als ›pathologische Räume‹, die von der als einheimisch definierten Normalität abweichen.«⁶² Mediale Debatten und parteipolitische Diskurse tra-

58 Vgl. die zeitgeschichtlich eingebettete jüdische Familiengeschichte von Edmund de Waal: *Der Hase mit den Bernsteinaugen*. Berlin 2010.

59 Vgl. J. Rolshoven: *Die Stadt und das Städtische*.

60 Vgl. E. Yildiz: *Die weltoffene Stadt*, S. 15.

61 Ebd., S. 16.

62 Ebd., S. 18.

gen dazu bei, Angst, Abwehr und Skepsis zu schüren und soziale Problemlagen als kulturelle Probleme und Unvereinbarkeiten zu definieren. »Wenn Migranten sich niederlassen, schreibt Erol Yildiz vor dem Hintergrund seiner zahlreichen Studien, und neue urbane Strukturen, Kulturen, Kommunikationsformen und Milieus entwickeln, dann wird ihre Anwesenheit fast schon reflexartig als Bedrohung angestammter Privilegien wahrgenommen.«⁶³ Was tatsächlich über die längere Dauer stattfindet, erhält indes kaum Rechte am Stadtdiskurs. Die Internationalisierung zunächst von Straßenzügen, dann von ganzen Stadtquartieren bedeutet ihre Öffnung und Zugewandtheit zur Welt,⁶⁴ und macht Migrant_innen zu Pionier_innen des Transnationalen:

»Das Leben folgt einer urbanen Grammatik, die sich am konkreten Umfeld orientiert und gerade bei Migrationsfamilien in überregionale, transnationale Strukturen eingebettet ist. Es sind Strukturen und informelle Gestaltungsräume, mit denen Menschen und deren Nachkommen aktiv zur Entwicklung von Urbanität beitragen und durch die vor allem Großstädte ein weltoffenes Image erlangen.«⁶⁵

Die migrantischen Ökonomien sind Pioniermodelle globaler Strukturen, die aus dem Wirtschaftskontext einer Stadt heute nicht mehr wegzudenken sind. Die transnationalen und globalisierten Netzwerke des Waren-, Güter- und Dienstleistungsverkehrs verbinden sich in ihnen mit den kleinräumigen Strukturen von Familiennetzwerken, die im Laufe von Jahrzehnten aufgebaut wurden. Diese städtischen Wirtschaftsformen sind Imbissstände, Kioske, Buden und Cafés, Händyläden, Restaurants und Lebensmittelläden.⁶⁶ Sie tragen in der Regel zur Verbesserung des infrastrukturellen Angebots in ärmeren und von der öffentlichen Hand vernachlässigten Stadtteilen mit Niedrigmieten bei. Hier treffen wir häufig auf Allround-Läden, die der Versorgung und Bewerkstelligung von Alltagsnotwendigkeiten dienen und in denen eine beeindruckende Vielfalt an Lebensmitteln, Geldtransferdiensten, Arbeitsbörsen, Frisörangeboten, Flugreisen, medizinischen Diensten, Heilmitteln und vieles mehr angeboten wird. In meinem Wohnquartier in Graz befindet sich an einer unwirtlichen, vielbefahrenen Durchgangsstraße

63 Ebd., S. 18.

64 Vgl. E. Yildiz: Die weltoffene Stadt, S. 21.

65 Ebd., S. 21.

66 Vgl. ebd., S. 95.

ein türkischer Geschäftsinhaber, der mit seiner Familie gebrauchte Mobiltelefone und Fahrräder repariert, Gold ankauft, Schreibwaren verkauft und die einzige Poststelle im ganzen Quartier bedient. Nach und nach hat er in den letzten zehn Jahren als Geschäftsreklame die graue Hausfassade an der vielbefahrenden Durchgangsstraße verschönt und sein Laden ist zu einem Ort geworden, an dem die Quartiersbewohner_innen zum Plaudern verweilen (können). Solche multiversalen, niederschweligen Ökonomien tragen wesentlich zur Aufwertung und zum Funktionieren von Gegenden bei, die von der Stadtpolitik im Zuge einseitiger Stadtentwicklungen vernachlässigt werden. Sie werden dadurch zu einem wichtigen Faktor der städtischen Gentrifizierung, hier verstanden als Revitalisierung, Aufwertung und Instandhaltung sowohl des Sozialen als auch des Gebauten.⁶⁷ Darüber hinaus sind sie auch Dispositive oder Produktionsmittel, die die »Selbsteingliederung«⁶⁸ unterstützen – ein Akt des »Ankommens auf eigene Rechnung«. Yildiz plädiert dafür, hier nicht von »Integration« zu sprechen, da es sich um einen politisch-ideologisch befrachteten Begriff handelt, sondern von Verortung als der neutraleren Variante zur Bezeichnung eines Prozesses, in dem Identität und Raum miteinander verknüpft werden: Verortung sozusagen als der Prozess der Festigung des Bodens unter den eigenen Füßen. Insbesondere für die Migrationsforschung in ihrer Anfälligkeit für verborgene Rassismen gilt höchste konzeptuelle Vorsicht angesichts potenzieller methodologischer Nationalismen.

Auf die Problematik des Begriffs des Ethnischen wurde an anderer Stelle hingewiesen. Pierre Bourdieu hatte ihn bereits in den 1980er Jahren als euphemistischen Begriff für »Rasse« bezeichnet. Dem Ethnischen, einem Begriff, der mit Max Weber Eingang in die Sozialforschung gefunden hat, haftet trotz zahlreicher sachdienlicher Definitionen die politisch-ideologische Mutmaßung des gleichsam genetisch Fremden an. Durch den nationalpolitischen Diskurs geformt, unterstellt »Ethnizität« in gewisser Weise Homogenität und Naturgegebenheit einer kulturellen oder nationalen Herkunftsgruppe. Da als ethnisch deklarierte Probleme häufig soziale Probleme sind, erscheint es ratsam, eine neutralere Wortwahl zu pflegen, zum Beispiel »Kultur«. Der Begriff der städtischen Kulturen, selbst wenn ihm nicht ganz zu Unrecht diskursive Beschönigung nachgesagt werden kann, polarisiert nicht.

67 Vgl. hierzu auch Erol Yildiz, Birgit Mattausch (Hg.): *Urban Recycling. Migration als Großstadtdressource*. Bielefeld 2009.

68 Vgl. S. Hess: *Stadt ist Migration*, S. 247.

Bei manifesten sozialen Problemen, etwa »schwierigen Quartieren«, in denen soziale Entbettung auffällig wird, ist es die Aufgabe der Sozial- und Kulturwissenschaften, über qualitative Studien eine angemessene kritische Differenzierungs- und Relativierungsarbeit zu leisten. Meist handelt es sich eben nicht um sogenannte ethnische Probleme, sondern um soziale und strukturelle Verdichtungen und Versäumnisse. Nehmen wir das Beispiel der französischen Vorstädte, die sogenannten *Banlieues*, die seit den 1980er Jahren mit Jugendaufständen von sich reden gemacht haben. Diese waren das Ergebnis einer strukturellen – das heißt baulichen, sozialen und arbeitsmarktbezogenen – Vernachlässigung, die in vielen Städten Europas am Übergang von einem an Wachstum orientierten fordistischen Gesellschaftsmodell zu einem postfordistischen Modell eintrat. In diesen Vorstädten ist in der Regel die Jugendarbeitslosigkeit überproportional hoch und entsprechend macht sich Hoffnungslosigkeit breit. Nicht nur eine, sondern inzwischen mehrere Generationen »von durch Arbeitslosigkeit, Bildungsrückstand und (soziale) Spannungen geprägten Jugendlichen« haben mit den strukturellen Bedingungen, unter denen sie leben müssen, diese Vorstädte *produziert*⁶⁹. Die Sozialgefüge dieser Großsiedlungen, die mit 30 bis 40'000 Einwohner_innen eine Mittelstadt bilden, sind erschreckend disproportioniert: »Bis zu 50 Prozent Jugendliche unter 25 Jahren, jede vierte Wohnungsmieterin eine ledige Mutter«, Arbeitslosigkeitsraten zwischen 35 und 45 % und eine hohe Fluktuation der Mieterschaft.⁷⁰

In den über 770 sozial »sensiblen Vorstädten« in Frankreich – leben über fünf Millionen Französ_innen, was einem Zwölftel der Gesamtbevölkerung entspricht. Die sozial explosive Stimmung generiert kleine Bürgerkriege und »Zusammenstöße zwischen den berüchtigten Polizeieinheiten CRS und hundert Jugendlichen, meist ausländischer Herkunft«.⁷¹ Die Wohnsiedlungen waren nach 1945, als es in der Folge von Krieg und Dekolonisierung zu einer großen Wohnungsnot gekommen war, von dem neu erstarkten Zentralstaat

69 Vgl. Robert Castel: Diskriminierung. Jugendrevolte in den Pariser Banlieues. Hamburg 2009; Lorenz Gallmetzer: Extra Muros – Die Krise der französischen Vorstädte. In: Birgit Brandner et al. (Hg.), Kulturerlebnis Stadt: theoretische und praktische Aspekte der Stadtkultur. Wien 1994, S. 179–204, hier: S. 180.

70 L. Gallmetzer, ebd., S. 181.

71 Ebd., S. 181; vgl. auch zu den nicht eingelösten Versprechen der Regierung Sarkozy: Die Welt vom 21.01.2008, <http://www.welt.de/politik/article1585169/Frankreich-will-sein-Vorstadt-Problem-loesen.html> (17.9.2020).

schnell hochgezogen worden, um eine sehr heterogene Bevölkerung aufzunehmen: Kriegsflüchtlinge aus den ehemaligen Kolonien, die Klasse der neuen städtischen Angestellten, ein Heer an Tagelöhner_innen und ungelernten Arbeiter_innen aus den ländlichen Gebieten. Diese damals von »Technokraten durchgeführten Großprojekte«⁷² wurden erst nach 2000 und nur partiell mit sozialen Einrichtungen und Renovierungsmaßnahmen nachgebessert – oder abgerissen.

Stein des Anstoßes bei krisenhaften Stadtentwicklungen sind häufig migrantische Quartiere. Beklagt wird hier eine Ghettoisierung, also eine zwangsweise Konzentration bestimmter Bevölkerungsgruppen in bestimmten Stadtteilen. Solche Prozesse der Wertminderung bestimmter Baukomplexe werden von Immobilienspekulationen forciert. Wird ein Stadtquartier auf diese Weise abgewertet, sinken selbst an zentralen attraktiven Stadtlagen die Bodenpreise und die Gebäude werden günstig aufgekauft, um an ihrer Stelle attraktive moderne Architektur mit teurerem Wohnraum zu erstellen und den Mehrwert abzuschöpfen.

Die Stadtsoziologen Häußermann und Ipsen vertreten die Auffassung, dass das Zusammenleben ähnlich strukturierter kultureller »Cluster«, wie sie sagen, kurz- und langfristig für die Stadtentwicklung von Vorteil ist. Sie relativieren das städtische Leitbild der gewünschten sozialen Durchmischung und halten maßvolle Clusterbildungen für einen Vorteil: Sie meinen damit, dass bestimmte kulturelle Gruppen, sowohl einheimische wie fremde, in Quartieren nach Herkunftsorten gehäuft zusammenleben. Dies ermögliche die Entwicklung solidarischer Beziehungen, den Austausch unter »Gleichen«, erleichtere das alltägliche Leben und vermindere existenzielle soziale und ökonomische Risiken:

»Dieses Stück Heimat vermindert Angst und Unsicherheit. (...) Wenn es allerdings in kulturellen Clustern zur räumlichen Abschottung innerhalb der eigenen Kultur kommt, können sich Parallelgesellschaften entwickeln, die nur in einem minimalen Austausch miteinander stehen. In diesem Fall ist die Migration im besten Fall unproduktiv, im schlimmsten Fall kann es zu sozialen Konflikten und Desintegration kommen.«⁷³

Prozesse der Beheimatung, des Ankommens, Verortens und sich Behausens verlaufen im Raum und in der Zeit. Sie erstrecken sich über mehrere Ge-

72 L. Gallmetzer: Extra Muros, S. 181.

73 Vgl. H. Häußermann, D. Ipsen: Die Produktivkraft kultureller Komplexität, S. 1.

nerationen und bringen jeder Gesellschaft mittel- und langfristig Vorteile und Impulse für die Selbsterneuerung. Natürlich gibt es keine Rezepte für das Gelingen des Zusammenlebens zwischen Einheimischen und Fremden, aber es gibt stadtpolitische Möglichkeiten der positiven Weichenstellung und solidarisches Meinungsbildung. Dazu zählen politische Diskurse, wie die des Staates, sich als Einwanderungsland zu bezeichnen, etwa die historische amerikanische Ideologie des *melting pot*, das in der kanadischen Verfassung verankerte Postulat des multikulturellen Staates (*tossed salad*), die von der Schweiz lange vertretene Offenheit für Zuwanderung, sowie die deklarierte Fremdenfreundlichkeit, die Städte wie Frankfurt, Basel, Marseille oder Bristol sich auf ihre Fahnen schreiben; und schließlich Ansätze und Politiken der *refuge city*, der *urban cityzenship* für alle Bewohner_innen und andere innovative Formen von Stadtpolitiken, die Zuwanderung in ihrer Faktizität betrachten.⁷⁴

Das Bindemittel für eine heterogene und vielfältige Bewohnerschaft ist ›Metakultur‹: Darunter wird ein gemeinsamer Nenner verstanden, auf den man sich, so wiederum Ipsen und Häußermann, bezieht, um gemeinsame Werte und Überzeugungen zu entwickeln und zu teilen:

»Die interkulturelle Kommunikation wird erleichtert, wenn sich die Mitglieder der einzelnen kulturellen Gruppen auf etwas Gemeinsames beziehen können«: »geteilte Bilder (images) und Orte, die sich mit diesen Bildern verbinden«, »geteilte Regeln des Zusammenlebens wie z. B. Toleranz, (aber auch) Überzeugungen, Werte und ihre Symbole«, demokratische Freiheiten. »Die Metakultur oder Teile von ihr lassen sich möglicherweise auf bestimmte Elemente einer einzelnen Teilkultur zurückführen, sie hat sich dann allerdings von der partikularen Kultur ›emanzipiert‹ und kennzeichnet alle Kulturen einer Stadt.«⁷⁵

Wie lässt sich Metakultur auf die politische, die zivilgesellschaftliche und eine raum-zeitliche Alltags-Ebene bringen? Bei näherem Hinsehen finden sich zahlreiche Beispiele. In Basel ist z.B. die Basler Fasnacht ein integrierender Melting Pot und eine – sagen wir für die Moderne – traditionelle Metakultur,

74 Vgl. unter anderem Barbara Oomen: *Cities of Refuge. Rights Culture and the Creation of Cosmopolitan Cityzenship*. In: Rosemarie Buikema et al. (Hg.) *Cultures, Citizenship and Human Right*. London, New York 2019: Routledge, S. 121-136, sowie zahlreich websites und Initiativen wie unter anderem <https://solidaritycities.eu/press/refuge-cities/>; <https://www.coe.int/en/web/interculturalcities/-/sabadell-refuge-city-> (24.11.2020).

75 H. Häußermann, D. Ipsen: *Die Produktivkraft kultureller Komplexität*, S. 4.

die eine politische Repräsentanz aufweist und sich durch die Basler Gewerbezüfte zieht, in dem vor allem das männliche Bürgertum vertreten ist. Die Fasnacht formiert sich aber auch über Familien, Schulklassen und vielfältige Interessengruppen. Ihre oft ganzjährige Vorbereitung schafft geschlechts-, schicht- und herkunftsübergreifende Kohäsionen, die im Alltag Gesprächsstoff bieten und als Orte der Gesellschaftskritik die Gestaltung von Masken und Wagen beeinflusst. Eine hoch integrative Basler Metakultur der späten Moderne ist das Rheinschwimmen, das an warmen Tagen das Geschehen an beiden, die ganze Stadt querenden, kilometerlangen Flusssufern bestimmt und stadtgestalterisch durch die Einrichtung von Stadtstränden, die Konzessionsvergabe an Imbissbuden und kleine Restaurants unterstützt wird. In fast allen Städten sind Parks ein Ort der Metakultur, an dem die gesamte Stadtbevölkerung in ihrer Breite und Vielfalt zusammenkommen und sich an Vielfalt »gewöhnen« kann. Eine vielseitige Öffentlichkeit wird durch Verbote behindert und durch Erlaubnisse gefördert und gepflegt: als Ort sportlicher Aktivitäten, des Spiels und Verweilens, des Picknicks und Cafés, der Musikveranstaltung. Das Beispiel eines Parks als metakulturellem Möglichkeitsraum, den die Stadtpolitik für eine bevölkerungsnahes Nutzungsscreening und planerisches Experimentierfeld bewusst geöffnet hat, ist das ehemalige Berliner innerstädtische Flughafengelände Tempelhof. Auf dem Tempelhofer Feld kann die Bevölkerung sich selbst in ihrer Verschiedenheit und ihrer interkulturellen und intergenerationellen Öffentlichkeit begegnen.⁷⁶

Für eine interkulturelle Urbanität

Das Thema Migration zeigt, wie sich in der Stadt der gesellschaftliche Strukturwandel zugespitzt und verdeutlicht zeigt. Aber er kann hier auch eingeholt, gestaltet und gesteuert werden. Städte sind stets »sozialräumlich gemischte Konfigurationen«, ihr »Erfolg«, so die Sozialanthropologen Dan Rabinowitz und Daniel Montereau, liegt in ihrer Durchmischung, dem Austausch von Gütern und Waren, von kulturellen Praktiken, politischen Ideen und sozialen Bewegungen.⁷⁷ Die israelische Stadt, insbesondere Jerusalem als biblischer Prototyp der durchmischten Stadt, kennzeichnet ein »urban mix«

76 Zu dem durch den Berliner Senat beschlossenen Tempelhofprojekt des als Ort vielfältiger Umnutzungen des ehemaligen Flughafengeländes Tempelhofer Feld und des Flughafengebäudes vgl. <https://www.thf-berlin.de/> (10.01.2021).

77 D. Rabinowitz, D. Montereau: Reconfiguring the »mixed town«, S. 196.

als agonistische, dynamische Kombination von Zusammenkommen, Diversität und Konflikt. Juden, Christen und Palästinenser_innen leben Seite an Seite, aber auch mit dem Rücken zueinander, mit dem Rücken zur Wand, und einander gegenüber. Gleichzeitig stellen sie sich als einander Verschiedene antagonistisch in asymmetrischen Machtbeziehungen her: »Historically and analytically, the Palestinian and the Jewish entities *oppose* each other but at the same time *create* each other in asymmetrical relations of power.«⁷⁸ Auf manchen Gebieten bekämpfen sie einander, auf dem Wohnungsmarkt, in der Arbeit, Kultur, dem Zusammenwohnen und -leben – kooperieren sie oder kämpfen sogar gemeinsam gegen »colonial and state power«. Die Autoren unterscheiden *mixed towns*, beziehungsweise *shared towns* in Israel als politische und kulturelle Stadtkategorie, so Haifa seit den 1930er Jahren, von politisch geteilten *divided towns* wie Jerusalem nach 1967. Die durchmischte Stadt ist eine »gemeinsam geteilte« Stadt. Zum einen lässt sie sich als soziodemographische Realität über Nachbarschaftsbeziehungen, Beziehungen unter statusähnlichen Gruppen wie etwa gemeinsamen Geselligkeiten beschreiben. Zum anderen stellt sie eine diskursive Einheit dar, »a consciousness of proximity whereby individuals and groups on both sides actually share elements of identity, symbolic traits, and cultural markers, signifying the mixed town as locus of joint memory, affiliation, and self-identification.«⁷⁹

Das Thema Migration in den Städten zeigt, dass Stadtregierungen auf historische und politische Dispositive bauen können, die sich Nationalstaaten verschließen. In der späten Moderne sind Städte zu aktiv(er)en Akteurinnen einer konstruktiven Migrationspolitik geworden als dies die Staatspolitiken sind oder überhaupt sein können.⁸⁰ Nahe an den Gemeinwesen schultern lokale Politiken zunehmend die Nebenwirkungen globaler Entwicklungen. Sie reagieren damit auf die demographische Tatsache und Notwendigkeit der Zuwanderung und ziehen die praktischen Schlüsse aus der Epochen diagnose, dass Nationalstaaten – in der Formulierung von James Holsten und Arjun Appadurai – keine »erfolgreichen Schiedsrichter« eines Staatsangehörigkeitsmodells mit einem alle Bürger_innen schützenden gesetzlichen Rahmen mehr sind. Im Zeitalter der Transnationalisierung, der Individualisierung und der multiplen Mobilitätsmöglichkeiten hat das die Nationalstaaten

78 Vgl. ebd., S. 198, S. 200.

79 Ebd., S. 198

80 Vgl. Benjamin Barber: *If Mayors ruled the world: Dysfunctional Nations, Rising Cities*. Yale 2013: University Press.

fundierende postfeudal-demokratische Modell an Bedeutung und Glaubwürdigkeit verloren.⁸¹ Der folgende und letzte Abschnitt dieses Bandes widmet sich daher Diskussionen und Perspektiven um Stadtbürger_innenschaft als einem zukunftsweisenden gesetzlichen Rahmen für Stadteinwohner_innen.

81 Vgl. James Holsten, Arjun Appadurai: Cities and Citizenship. In: Public Culture 8 (1996), S. 187-204, hier: S. 188.

›People make cities, but cities make citizens.‹ Ausblicke: Stadtbürger_innenschaft¹

In den vorherigen Kapiteln wurde die Rolle der Städte als Orte der Konstituierung von Gesellschaft geschildert. In konzertierenden wie konfliktuellen, wirtschaftlich und sozial motivierten Alltagspraktiken und Aushandlungsprozessen wird *citizenship*/Bürgerschaft produziert, ausgeübt und eingefordert: Manifestationen von Zugehörigkeit im Alltag, von Rechtsansprüchen, Handlungsethiken. Grundlegend aus einer akteurszentrierten kulturalanalytischen Perspektive erscheint hier die *social fabric* an der Basis des städtischen Alltags als Herstellung des Sozialen und damit – Hannah Arendt folgend – des Politischen.² Philippe Genestier schreibt, dass sich im städtischen Alltag »citoyenneté, cidadinité, civilité et urbanité« vermischen: das Staatsbürgerliche, das Städtische, das Zivilgesellschaftliche und das Urbane.³ Die Stadt ist der Ort der Emergenz von Stadtbürger_innenschaft: *cityzenship*.⁴

-
- 1 Richard Rogers, Chair of the Urban Task Force 1999, zitiert nach Joe Painter: Urban citizenship and rights to the city. Project Report. International Centre for Regional Regeneration and Development Studies, Durham 2005, S. 1-24.
 - 2 Vgl. Johanna Rolshoven: Dimensionen des Politischen. Ein Rückholaktion. In: Dies., Ingo Schneider (Hg.), Dimensionen des Politischen. Ansprüche und Herausforderungen der Empirischen Kulturwissenschaft. Berlin 2018, S. 15-34.
 - 3 Vgl. Philippe Genestier: L'expression ›lien social‹: un syntagme omniprésent, révélateur d'une évolution paradigmatique. In: *Espaces et Sociétés* 3 (2006), S. 19-34, zitiert nach David Gibaud, Corinne Siino: La citoyenneté urbaine pour penser les transformations de la ville? In *Annales de Géographie* 11-12 (2013), S. 644-661, hier: S. 652.
 - 4 Vgl. J. Holsten, A. Appadurai: *Cities and Citizenship*, S. 189.

Die Debatte

Die politischen Diskussionen über legitime und illegitime Zugehörigkeiten in Gesellschaft und Staat haben in den letzten Jahren eine sozial- und kulturwissenschaftliche Diskussion angestoßen, die sich mit gesellschaftlichen und rechtlichen Grundlagen für bürgerchaftliche Zugehörigkeiten *jenseits* des Nationalstaates auseinandersetzt. Welche Formen der Rechtssicherheit und Zugehörigkeit für Bewohner_innen eines Gemeinwesens sind unter den Bedingungen eines dynamischen und mobilisierten 21. Jahrhunderts zeitgemäß und denkbar?

Die Staatsbürgerschafts- beziehungsweise Citizenship-Debatte ist seit langem, in wechselnden Konjunkturen, ein vieldiskutiertes Feld⁵, in dem unterschiedliche Richtungen und Doktrinen vernehmbar wurden, die das Verhältnis zwischen Individuum und Staat einmal eher liberal, ein andermal republikanisch oder auch der Tendenz nach pluralistisch auslegen.⁶ Konzept und Rechtsform der modernen Staatsangehörigkeit, einer Errungenschaft der französischen Revolution, wurden während der Herausbildung der Nationalstaaten im 19. Jahrhundert ausformuliert. Die Staatsangehörigkeit, materialisiert und symbolisiert etwa über Ausweispapiere und Wohnsitznachweise, umfasst Rechte und Pflichten, deren Natur sich entlang der Zeiterscheinungen zwangsläufig verändert. Sie ist daher, wie Demokratie auch, ein evolutives Konzept,⁷ das der fortlaufenden Diskussion und Anpassung bedarf.

Die aktuelle Diskussion um *Citizenship* und *Cityzenship* argumentiert vor unterschiedlichen epistemischen und politischen Hintergründen, die in die vorliegenden Überlegungen einfließen. Politik- und Sozialwissenschaft, Geographie, Kulturanthropologie, Rechtswissenschaft beziehen sich in ihren Grundannahmen auf Demokratietheorien (John Dewey, Hannah Arendt, Ágnes Heller), die historische Konzeptualisierung von Kapitalismus und Marktwirtschaft (Max Weber), marxistische Gesellschaftstheorien und ein modernes »Recht auf Stadt« (Henri Lefebvre, David Harvey), aber auch auf

5 Gegen Ende der 1990er Jahre wurde sogar eine eigene Zeitschrift »Citizenship Studies« (1997) lanciert: List of issues Citizenship Studies (tandfonline.com).

6 Vgl. J. Painter: Urban Citizenship, S. 10–15.

7 Vgl. Jacques Donzelot: Vers une citoyenneté urbaine? La ville et l'égalité des chances. Paris 2009: Éditions Rue d'Ulm.

die Ausblicke der Menschenrechtswissenschaft, der postkolonialen Stadtentwicklung, der Migrationsforschung sowie eines feministischen Gesellschafts- und Menschenverständnisses.

Dem der Staatsbürger_in obliegen Verantwortlichkeiten und stehen – als Steuerzahler_innen – Rechte zu, die sich sowohl in formalen Strukturen realisieren als auch an die alltägliche Lebensweise geknüpft sind. Staats- oder Stadtbürgerschaft weisen damit über ihren Rechtscharakter hinaus eine anthropologische Dimension auf, die ihren Einbezug in die kulturalistische Stadtforschung nahelegen. Aus der Auffassung von der Stadt als Menschenwerkstatt heraus interessiert vor allem die Ebene der gesellschaftlichen Alltagspraxis und -erfahrung, die sich empirisch an den tatsächlichen Verhältnissen städtischer kultureller Vielfalt und ihrer ökonomischen Basis sowie – bezüglich ihrer theoretischen Grundlagen – am Desiderat der Gerechtigkeit orientieren. Diese Vielfalt als soziale Tatsache in der globalisierten, transnationalen und kosmopolitisierten Weltgesellschaft fordert auch, dass die Frage an den Nationalstaat nach der Beschaffenheit der Zugehörigkeit der Bewohner_innen politischer Gemeinwesen neu gestellt wird. Durch transnationale Ökonomien und Mobilitäten kommt es in der späten Moderne zu einer Aufweichung der nationalstaatlichen Grenzen und einer Vervielfältigung individueller Zugehörigkeiten: zu neuen Möglichkeiten und zugleich zu Zumutungen für die Einzelnen. Solche Grenzünschärfen werden durch supranationale Ordnungen, wie etwa der Europäischen Union und durch das weltweite Anwachsen von *diaspora communities* und digitalen Netzwerken bekräftigt. Alle diese Entwicklungen unterlaufen die Idee der national exklusiven Staatsangehörigkeit.⁸ Die Tatsache der durch Mobilitäten und Digitalisierung entstehenden Pluralisierung der Zugehörigkeiten benötigt eine spezifische, den/die Einzelnen schützende Rechtsform. Die aktuellen Verfassungen des auf einer Container-Idee der Einheit von Territorium, Identität und Kultur beruhenden Nationalstaates, der längst als »machtvolle Fiktion« dekonstruiert ist⁹, wird einer solchen nicht mehr gerecht.

Da sich Zuwanderung weltweit auf Städte richtet, hat sich auch die Frage nach der integrativen Kompetenz von Städten immer dringender gestellt. Das *ius solis* (Franzose/Französin ist, wer auf französischem Boden geboren wurde) oder das *ius sanguinis* (Deutscher/Deutsche ist, wer von Deutschen

8 Ebd., S. 5.

9 Vgl. M. Bojadžijev, R. Römhild: Was kommt nach dem »transnational turn«?, S. 11.

abstammt) könnte, so der Vorschlag, durch ein sogenanntes *ius domicile*¹⁰, ein Bürgerschaftsrecht, das an den Wohnort gebunden ist, abgelöst oder ergänzt werden. Dieser politisch umstrittene Vorschlag bedeutete einen weiteren Schritt in Richtung Entnationalisierung des Zivilrechts.

Interessant ist an dieser Stelle ein Blick zurück in die Geschichte. Zum einen wird in der wissenschaftlichen Cityzenship-Debatte mit der Herleitung aus der antiken Polis, des Stadtstaates mit ersten Konzepten demokratischer Regierung, argumentiert. Zum anderen wird auf den Bau- und Gesellschaftstypus der Europäischen Stadt im Mittelalter rekurriert, der für Schutz und Freiheit des Bürgers im Feudalwesen steht. Beide Formen: der antike Stadtstaat und die befestigte mittelalterliche Stadt sind die politischen Orte, wo erste Ideen von Freiheit, der Freiheit des (männlichen) Bürgers, als Vorformen eines modernen politischen Verständnisses von demokratischem Gemeinwesen in Erscheinung treten.¹¹

Der Politikwissenschaftler Rainer Bauböck schlägt zu Beginn der 2000er Jahre ein demokratiethoretisches Konzept von Stadtbürgerschaft vor, das sich vom Nationalstaat emanzipiert. Dieses sieht eine Repräsentanz aller städtischen Bevölkerungsgruppen in den politischen Körperschaften vor, die Stärkung der politischen Autonomie von Städten in Fragen der Zuwanderung, des Handels und der Außenbeziehungen und die rechtliche Fixierung der Stadtbürgerschaft für alle Stadtbewohner_innen unabhängig von ihrer Nationalität.¹² Bauböck argumentiert aus der Erfahrung heraus, dass die politischen, ökonomischen und sozialen Interessen, Affiliationen und Zugehörigkeitsempfindungen von einwandernden Menschen sich in erster Linie ortsbezogen gestalteten. Zuwanderer_innen werden vor allem von größeren Städten angezogen, da sich dort wissensbasierte, soziale und ökonomische, technologische und kulturelle Gelegenheitsstrukturen einer Niederlassung in weitaus höherem Masse bieten als in ländlichen Regionen, in Klein- oder Mittelstädten. Eine Identität als Stadtbewohner_in, so Bauböck, sei zudem mit der nationalen Zugehörigkeit ihres Herkunftslandes besser zu vereinbaren als die nationalstaatlich verstandene Affiliation einer formalen Binationalität.¹³ Mary G. Dietz in den 1980er und Arjun Appadurai und James Holsten in den 1990er Jahren haben die ambivalenten Dimensionen von

10 J. Painter: Urban Citizenship, S. 150

11 Rainer Bauböck: Reinventing Urban Citizenship. In: Citizenship Studies 7, 2 (2003), S. 139-158, hier: S. 139.

12 Ebd., S. 139f.

13 Vgl. ebd., S. 157.

Staatsangehörigkeit in der Moderne und späten Moderne diskutiert. Dietz, die feministische Konzepte für eine US-amerikanische Citizenship darlegt, beschreibt 1987 kritisch die Entpolitisierung des Konzeptes: »We seem hypnotized by a liberal conception of citizenship as rights, an unremitting consumerism that we confuse with freedom, and a capitalist ethic we take as our collective identity.«¹⁴ Das, was Citizenship ausmacht, Zugehörigkeiten und Rechte, wird nach Appadurai und Holsten zunehmend zu einem von der formalen Staatsangehörigkeit unabhängigen Schauplatz. Legale ebenso wie illegalisierte Nicht-Staatsbürger_innen besitzen häufig »virtually identical socio-economic and civil rights as citizens.«¹⁵ Gleichzeitig gewährleiste die formale nationale Staatsangehörigkeit de facto weder Rechtssicherheit noch Zugehörigkeit noch das verfassungsrechtlich fixierte liberale Prinzip der Gleichheit (der Geschlechter und Klassen) – und habe das auch nie getan. Auch bezüglich der Rolle des Wahlrechts als letzte Bastion der klassischen nationalstaatlichen Zugehörigkeit sind die beiden Autoren skeptisch angesichts des Neoliberalismus, der die Bürgerschaft eher bürokratisch verwalte als das Wahlrecht von den Bürger_innen selbst ausüben lasse.¹⁶ In einem ersten Schritt muss der Gedanke der Zugehörigkeit zu einem Staat durch den der Zugehörigkeit zu einer Gesellschaft ersetzt werden: Zugehörigkeit zu einer community in ihren moralischen und performativen Dimensionen. Dietz fordert dazu auf: to »rehumanize the way we think about political participation and recognize how, as interrelated ›selves‹, we can strive for a more human, relational, and shared community than our current political circumstances allow«.¹⁷

Kosmopolitische Demokratie

Wie kann die Tatsache der Bevölkerungspluralität und Multikulturalität, der »shared community« in den Städten der Gegenwart mit den theoretischen Überlegungen zur Staats- und Stadtbürgerschaftsforschung konzeptionell verknüpft werden? Rainer Bauböck begreift das Konzept der Stadtbürgerschaft als zentrales Element einer »kosmopolitischen Demokratie«, jedoch

14 Mary G. Dietz: Context Is All: Feminism and Theories of Citizenship. In: *Daedalus* 116, 4 (1987), S. 1-24, hier: S. 16.

15 Vgl. A. Appadurai, J. Holsten: *Cities and Citizenship*, S. 190.

16 Vgl. ebd., S. 193.

17 M. G. Dietz: *Context Is All*, S. 12.

keineswegs als Alternative zum Nationalstaat, sondern, im Sinne einer Stärkung der Autonomie der Städte, als eine Möglichkeit, nationale Identitäten und nationalistische Ideologien von unten zu verändern. Ein Zugehörigkeitsmodell auf mittlerer Ebene, das vermehrt der Kategorie der Differenz Rechnung trägt,¹⁸ habe, so der britische Geograph Joe Painter, das Potenzial, das exkludierende Verständnis von Staatsangehörigkeit von innen heraus kosmopolitischer denken zu können.¹⁹ Zudem ließe sich eine solches Konzept von Stadtbürger_innenschaft als eine Art »federal upgrading on cities«²⁰ über bereits bestehende Strukturen einrichten:

»Instead of adding local government as a fully developed third level, one could selectively upgrade the constitutional status of big cities by turning them from municipalities into federal provinces. This is not a utopian idea but already present reality in Germany and Austria where Berlin, Hamburg, Bremen and Vienna are not only municipalities but also Länder with their own provincial governments and with representation in the federal chamber.«²¹

In der politisch selbständigen Stadt müssen Nachbarschaften und Wohnquartiere als communities und politische Einheiten gestärkt werden, um auf Mitwirkung aufbauen zu können. Diese Überlegungen treffen sich mit dem bereits skizzierten Konzept einer Offenen Stadt, die John Friedmann auf eine Stadtbürger_innenschaft aufgestellt sieht. Sie macht nicht nur soziale Rechte und Pflichten, sondern auch den in den meisten Citizenship-Diskussionen vernachlässigten ökologischen Fußabdruck zu zentralen Momenten ihrer politischen und lebensweltlichen Bestimmung.²²

Rainer Bauböck, James Holsten²³ und Arjun Appadurai betonen in dieser Diskussion die Notwendigkeit der bewussten Auseinandersetzung mit Differenz, Dissens, Konflikt und auch Gewalt. Das Zusammenleben von bereits Ansässigen (ungeachtet ihrer Herkunft) und Zuwandernden entwickelt sich sowohl in Friktionen, »Ellenbogen an Ellenbogen«, wie Ramesh Kumar Biswas

18 Vgl. J. Painter: Urban Citizenship, S. 7.

19 Vgl. ebd. sowie R. Bauböck: Reinventing Urban Citizenship, S. 140, S. 157.

20 Ebd., S. 148.

21 Ebd., S. 147f.

22 Vgl. J. Friedmann: City of Fear or Open City?.

23 Vgl. auch James Holsten (Hg.): Cities and Citizenship. Durham NC 1998: Duke University Press.

in Bezug auf die Industrialisierung in Marseille schrieb²⁴, als auch über ein »Schulter an Schulter«, so Henk Driessen²⁵, über Handreichung und Nachbarschaft. Während die Leitideen für ein gelingendes Zusammenleben vom ausgehenden 19. bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts in Form politischer und sozialer Solidarität von Seiten der Arbeiter_innen-nahen Gewerkschaften, Parteien und Vereine getragen wurden, finden sie sich in den spätmodernen politischen Strukturen vernachlässigt und unterrepräsentiert.

Kosmopolitisch und multikulturell: zwischen Alltagsrealitäten und charismatischer Erzählung

Stadtbürger_innenschaft/Cityzenship stärkt die kosmopolitische Realität von Städten,²⁶ da sie der Kategorie der Differenz Rechnung trägt. Schule und historisches Modell einer pluralen Stadtbürger_innenschaft ist hier weniger die klassische Referenz des antiken Stadtstaates oder der mittelalterlichen Europäischen Stadt, sondern die historisch durch Handel markierten und internationalisierten Städte. In Marseille und Genua, in Istanbul und Izmir, in Triest und Kotor, in Valencia und Tanger, Oran, Algier, Alexandria, Jaffa, Tripoli, Damaskus und vielen anderen dieser alten Städte lebten Armenier, Griechen, Juden, arabische Bevölkerungsgruppen aus dem Osmanischen Reich, später in der Geschichte dann Christen und weitere sich unterscheidende Religionsgruppen. Sie bewohnten bestimmte Quartiere, trieben Handel und machten mit ihren Fertigkeiten das komplexe Stadtleben erst möglich. In den meisten Städten sind diese Strukturen noch erkennbar und ablesbar am gebauten Raum, am gesellschaftlichen Raum der Repräsentationen und am gelebten Raum des städtischen Alltags mit seinen Gepflogenheiten und Gesten. Nicht nur in die Mittelmeerhafenstädte schreiben sich Geschichte und Gedächtnis einer kulturellen und linguistischen Vielsprachigkeit ein, sondern auch in die alten europäischen Hansestädte, in die städtischen Zentren der Vielvölkerstaaten und in die Kolonialstädte.

Die Hafenstädte entwickeln ihre Kultur und Lebensweise auf Grundlage ihrer wirtschaftlichen und sozialen (Überlebens-)Interessen vor dem Hintergrund schwacher politischer Regulierungen und Sonderverordnungen wie

24 Vgl. R. Kumar Biswas: Metropolis, S. 117.

25 Vgl. H. Driessen: Mediterranean Port Cities, S. 133.

26 Vgl. B. Oomen: Cities of Refuge, S. 122.

Toleranzedikte oder Freihäfen, während die anderen Städte politisch stärker zentral gesteuert wurden. Beiden gemeinsam ist die multikulturelle Zusammensetzung ihrer Bevölkerung, die lebensweltlichen Arrangements des räumlichen, wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Zusammenlebens in der längeren Dauer sowie ideologische Strategien der Kohäsion, die sich in gebauten und symbolischen Repräsentationen und in Narrationen äußern.

Am Beispiel Marseille wurde skizziert, inwieweit spätmoderne Stadtpolitiken historisch gewachsene multikulturelle Lebenswirklichkeiten der postindustriellen Gegenwart als symbolische Ökonomie und kosmopolitisches Flair zur Marke erheben. Die Begriffe »kosmopolitisch« und »Multikultur« sind in der Tat zu Schlagworten der westlichen Moderne geworden, die die Anziehungskraft von Städten in Selbstbild und Außenbild als touristische Orte, als Lebens- und Investitionsorte unterstreichen und die Ambivalenzen von Sehnsucht und Abwehr von Vielfalt illustrieren. Die kosmopolitische »Multikulturstadt« fusst sowohl auf den historischen Realitäten der Zuwanderung, Durchmischung und Segregation als auch auf der Repräsentation, dem Selbstbild. Diese Fama weist eine schillernde gentrifizierte Variante auf und eine banalisierte Variante, die zum einen in (ehemaligen) fordistisch geprägten Armutsmilieus Familiengedächtnis und Alltagskommunikation durchdringt, zum anderen als »Kosmopolitismus von unten«²⁷ die multinationalen Stadtmilieus kennzeichnet. Beide Formen des Alltagsdiskurs erfüllen die wichtige Funktion eines diskursiven Kitts, einer »Metakultur«, die Bild und Selbstbild der Stadt mitbestimmt.

Sarajevo ist ein interessantes Beispiel für den schwierigen Übergang, den die Stadt von der historischen Fama und dem Habitus einer multikulturellen Stadt unter feudaler Herrschaft über die sozialistische Kommune und deren gewaltvolle Zerschlagung bis zur demokratischen Wegfindung im 20. und 21. Jahrhundert zu meistern sucht. Das literarische Werk des Architekten, Schriftstellers und Politikers Bogdan Bogdanović veranschaulicht Dimensionen einer Metakultur an dieser alten multiethnischen Vielvölkerstadt im Osmanischen Reich (1463-1788), im Habsburger Kaiserreich (1788-1918) sowie

27 Vgl. Ulrich Beck, Edgar Grande: Europas letzte Chance: Kosmopolitismus von unten. In: Blätter für deutsche und internationale Politik 9 (2005), S. 1083-1097; Regina Römhild: No Integration?! Aus der Perspektive der Migration. Die Kosmopolitisierung Europas. In: Sabine Hess, Jana Binder, Johannes Moser (Hg.), No Integration?! Kulturwissenschaftliche Beiträge zur Integrationsdebatte in Europa. Bielefeld 2009, S. 225-239, sowie auch Arjun Appadurai: Grassroots Globalization and the Research Imagination. In: Ders. (Hg.), Globalization. Durham, London 2001: Duke University Press, S. 1-21.

(zwischen dem Ersten und dem Zweiten Weltkrieg) im Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen. Im Selbstbild der Bewohner_innen wie auch in den literarischen Repräsentationen der Stadt liefe das einst friedliche Zusammenleben der unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen in eins und man beschwöre gerne die »goldene«, harmonische Vergangenheit der Kohabitation der Verschiedenen herauf.

Bogdanović bezeichnet Sarajevo als »ein großartiges urbanologisches, architektonisches, anthropologisches Denkmal«; »eine paradigmatische Stadt, ein lebendiger Beweis, daß man gemeinsam leben, denken, fühlen kann und konnte, und das in sehr ineinander verschränkten kulturellen Codes.«²⁸ Diese »Stadt der bedrohten Einmaligkeit kultureller Koexistenz«, beschreibt Igor Štikl in seinem Roman »Elijahs Stuhl«²⁹:

»In der Nachmittagssonne schimmerte der goldene Davidstern (...). In der Nachbarschaft der Synagoge lag die Medresa mit ihren Dachspitzen wie nach oben zielenden Geschossen und etwas weiter die Beg-Moschee. Nun fehlen nur noch die Glocken der Sarajevoer Kirchen, damit Augen und Ohren das erleben, worüber die Sarajlije mit Stolz, auf die Vergangenheit ihrer Stadtweisend – das kleine Balkan-Jerusalem – wie zum Trost sprechen, während dieses Bild jeden Tag in kleine Stücke zerfällt.«

Das Pathos des Bildes eines Nebeneinander von Moschee, Kirche und Synagoge ist von der »ästhetischen Spannung« begleitet, die von »Verwicklungen« ausgehe, welche sich in gegenläufigen Momenten der »Anziehung und Abstossung«, von Autonomie und Durchdringung³⁰ äußere:

»Diese Formel war wie ein alchemistischer Weisheitsalgorithmus in die Psychosomatik der Stadt eingewebt, in die urbanen Räume, in die Erinnerungen, in die menschlichen Schicksale, in die menschlichen Charaktere, in die Sprache der Strasse, in spezifische Tropen, in den Humor. Der Algorithmus der Toleranz und Harmonie verband auch die Architektur der vier Zivilisationskreise zu einem in Jahrhunderten geformten kohärenten Stilrezitativ.«³¹

28 Bogdan Bogdanović: Architektur der Erinnerung. Klagenfurt 1994, S. 120, S. 108.

29 Vgl. Igor Štikl: Elijahova stolica. Zagreb 2006, S. 125, zitiert nach Renate Lachmann: Bogdan Bogdanović und seine Zerstörungsphilosophie. In: Davor Beganović, Peter Braun (Hg.), Krieg sichten. Zur medialen Darstellung der Kriege in Jugoslawien. München 2007, S. 105-127, hier: S. 108f.

30 Zit. n. ebd., S. 111, S. 113.

31 Ebd.

Das Bild entfaltet seine Wirkung: Es wird ersehnt, ist charismatischer Teil von Selbsterzählungen, von Stadtführungen und Stadtführern sowie vielen weiteren Momenten sowohl des Werbewirksamen, des Politischen und des Biographisch-Emotionalen. Die poetische Verklärung des verlorenen Landes der Gemeinsamkeiten, einer Einheit in der Vielfalt, so die Literaturwissenschaftlerin Renate Lachmann, hält zwar dem konkreten Blick auf die Alltagsverhältnisse kaum Stand, denn »Das Poly-, Syn-, Pluri-, Multi- bedarf einer Konturierung«.³² Es betrifft nie alle Orte und Zeiten und auch die ganze Stadt und ihre Teile nicht in gleicher Weise und zu jeder Zeit. Aber es ist eben nicht nur Vergoldung, sondern entfaltet als Sprechen und Tun eine Wirkkraft, die Wirklichkeiten tatsächlich gestaltet, Meinungen, Haltungen und Handlungen beeinflusst und rahmt.

Der Tatsache der Antagonismen bei gleichzeitiger Interdependenz einer kulturell und sozial pluralen Bevölkerung mit einer Dialektik zwischen »Abschottung und Berührung«³³ ist dabei ebenso Teil des Narrativs. Multikulturelle Gesellschaft als Synkretismus zu lesen, wie Lachmann es in Anlehnung an Nirman Moranjak-Bamburać vorschlägt, erlaubt es, Segregation und Gemeinschaft nicht als Gegensätze zu denken, sondern im Sinne einer Durchlässigkeit der Semantik von Alltagshandlungen.³⁴

Plurale Gesellschaften und ihre Gleichgewichtssysteme

Der multikulturelle Synkretismus eröffnet vor dem Hintergrund historischer Prozesse und im Alltag verwurzelter Traditionen und politischer Kulturen, »die sowohl aus fernerer als auch der näheren Vergangenheit« stammen, »eine beeindruckende Vielfalt an Gestaltungsmöglichkeiten« von Gesellschaft.³⁵

32 Ebd., S. 109

33 Ebd., S. 110.

34 Vgl. Nirman Moranjak-Bamburać: On the Problem of Cultural Syncretism in Bosnia and Herzegovina. In: Wiener Slawistischer Almanach, Sonderband 52: Bosnien-Herzegovina. Interkultureller Synkretismus. Wien, München 2001, S. 5-42, hier: S. 13, zit. n. R. Lachmann: Bogdan Bogdanović, S. 110.

35 Vgl. Christian Giordano: Zwischen Riga und Penang. Zwei Wege, mit der Differenz zu leben. In: Rainer Alsheimer, Alois Moosmüller, Klaus Roth (Hg.), Lokale Kulturen in einer globalisierenden Welt. Perspektiven auf interkulturelle Spannungsfelder. Münster unter anderem 2000, S. 105-125, hier: S. 107; ders.: Between Riga and Penang. Citizenship and Recognition of Cultural Difference in Latvia and Malaysia. In: Sociologija. Mintis ir veiksmas 2 (2003), S. 61-76.

Christian Giordano, einer der wichtigsten Theoretiker der deutschsprachigen Kultur- und Sozialanthropologie, hat sich mit diesem Feld befasst. Für die litauische Hafenstadt und ehemalige Hansestadt Riga beschreibt er die »segregierte Koexistenz« der multikulturellen Wohnbevölkerung aus Russ_innen, Deutschen, Lett_innen als ein »Laboratorium der Moderne«³⁶, wie wir es auch in Istanbul, Izmir, Beirut, Odessa oder Marseille antreffen. Unterschiede seien eher als ständisch oder berufsgruppenspezifisch denn als »ethnisch« wahrgenommen worden. In manchen Epochen spitz(t)en sich Konflikte zu, in anderen, etwa der Zwischenkriegszeit, ließe sich von einer offenen Gesellschaft sprechen. In wieder anderen Zeiten – wie nach 1989 – wurde hier durch die »Durchsetzung des monoethnischen Nationalstaatsprinzips (...) eine einzigartige soziale Kategorie von Staatenlosen geschaffen (...), die immerhin bis heute noch mehr als ein Drittel der Gesamtbevölkerung ausmachen«³⁷.

Im Zusammenhang einer historisch gewachsenen multikulturellen Gesellschaft von der Problematik »ethnischer« Unterschiede zu sprechen, erweist sich als heuristische Sackgasse, die eher Stigmatisierungen Vorschub leistet als soziale Wirklichkeiten adäquat beschreibt. Norbert Elias hat in seiner klassischen Studie über »Etablierte und Außenseiter« am Zusammentreffen von Menschen unterschiedlicher geographischer Provenienz die grundlegenden strukturellen Dimensionen von sozialer Differenzbildung aufgezeigt.³⁸ Die Einen und die Anderen stehen in einer dynamischen, das heißt veränderbaren Konstellation zueinander; sie bilden eine Figuration, deren wechselnde Akteur_innen Strukturen unterliegen, in diesem Fall Machtkonstellationen, die in hohem Maße aus der Ansässigkeitsdauer resultieren, und die sich in ihren Unterschieden nicht kulturell essenzialisieren lassen. Für die anthropologische Forschungserfahrung erweist sich das »Ethnische« ungeachtet seiner kulturalisierten ethnologischen Neudefinitionen als Repräsentation einer unbedingten Alterität. Diese ist häufig eine verstörende Kategorie, die eher in der politischen Rede konstruiert wird, als dass sie einer Lebenswirklichkeit entspreche. Die »segregierte Koexistenz« in Beirut etwa, entsprach dem pluralen Zusammenleben in Beirut vor dem sogenannten Bürgerkrieg. Mit den jüdischen, sunnitischen, schiitischen, palästinensischen,

36 Ders.: Zwischen Riga und Penang, S. 109, S. 114f.

37 Ebd.; zur Staatenlosigkeit als postsozialistischer Seiteneffekt nationalstaatlicher Politiken nach 1989 vgl. Sara Pistotnik: People Without a State. Cases from the Area of Former Yugoslavia. In press [2022].

38 Vgl. Norbert Elias, John L. Scotson: Etablierte und Außenseiter. Frankfurt/M. 2002 [1965].

christlichen, armenischen, orthodoxen unter anderen Communities in unterschiedlichen Straßenzügen oder Stadtquartieren mit ihrem eigenen Gepräge von Architektur, Handelsstrukturen und Berufsgruppen konnte man Geschäftsbeziehungen aufnehmen, man konnte hineinheiraten, hinzuziehen und sich den örtlichen Gepflogenheiten anpassen, ohne seine Religion und seine biographisch-kulturellen Prägungen aufzugeben.³⁹ Die Religionszugehörigkeit wird emisch nicht als ›Ethnos‹ aufgefasst, sondern als ›Kultur‹, die nicht segregiert, sondern kooperativ gelebt wird. Solche Narrative können wir in ethnographischen Untersuchungen nicht idealtypisch als gelebte Wirklichkeiten analysieren, sondern als Assemblage oder Gemengelage aus Tradition, Erfahrung, charismatischer Selbsterzählung und »dramaturgischem Weg«, wie Hermann Bausinger die Konstruktion eines harmonischen Selbstbildes als Alltagsüberlebenstechnik bezeichnet hatte.⁴⁰

Solche Konstellationen können sich im Verlauf gewaltsamer Konflikte – Smyrna, Saloniki, Beirut, Teheran und Algier sind Beispiele dafür – dramatisch wenden. Der Mittelmeeranthropologe Christian Bromberger sieht den Kosmopolitismus des Mittelmeerraumes vor allem als Ort der »komplementären Differenz«, an dem Begegnung, Austausch und Drama bisweilen sehr nahe beieinanderliegen: Wie kann es sein, dass der freundliche Gastgeber von gestern morgen zum Folterer wird? Bromberger rekurriert hier auf den Begriff der Kaskade⁴¹, der, nicht unähnlich dem von Moritz Ege aufgearbeiteten Konstellationsbegriff, die Verknüpfung von Mikro- und Makrogeschehnissen und -politiken berücksichtigt. Im Ineinander »strategischer Interaktionen von Nationalstaaten, sozialer Krisen, imperialistischer und ökonomischer Ziele sowie Manipulationen populistischer Politiken« werden punktuelle Anlässe mit generalisierten Bedeutungen aufgeladen und lassen nicht selten Konflikte und Gräueltaten der Vergangenheit an die Oberfläche dringen und entsprechende Bilder und Gerüchte kursieren.⁴²

Am Beispiel von Penang veranschaulicht Giordano das historisch-sozioökonomische Dispositiv einer multikulturellen Gesellschaft. Die malayische Hafenstadt expandierte während der britischen Kolonialzeit im Wirtschaftsboom des ausgehenden 19. Jahrhunderts aufgrund der günstigen geographi-

39 Vgl. Interview mit Familie B. am 23.02.2019 in Beirut.

40 Vgl. Hermann Bausinger: *Volkskultur in der technischen Welt*. Stuttgart 1961, S. 56.

41 A. Appadurai: *Modernity at Large*, S. 149-157.

42 Vgl. Christian Bromberger: *Towards an Anthropology of the Mediterranean*. In: *History and Anthropology* 17, 2 (2006), S. 91-107, hier: S. 102.

schen Lage für Handel und wurde zu einer Einwanderungsgesellschaft.⁴³ Bis heute stelle sie sich als interkulturelles System und plurale Gesellschaft dar, in der jede Herkunftsgruppe »eine räumlich separate Existenz mit eigenen Institutionen und Infrastrukturen führt«. Diese Wirtschaftsstruktur beruhe auf einer »ethnisch definierte(n) Arbeitsteilung«, aus der sich soziale Disparitäten ergäben. Auch die Sozialbeziehungen zwischen den Gruppen seien v.a. wirtschaftlicher Natur gewesen und *intermarriages* keine Seltenheit.⁴⁴

Die postkolonialen Stadtgesellschaften, die aus diesen Alltagswelten und aus kolonialen Rechtsordnungen hervorgingen, stützen sich auf einen kulturellen Pluralismus, der über »identity bargaining« und »accommodation« funktioniert, das heißt einer »alltäglichen Praxis der interkulturellen Kommunikation«⁴⁵. Giordano bezeichnet sie als »dynamische Gleichgewichtssysteme«⁴⁶, die durch eine »sozial bedingte, aber ethnisch konstruierte Schichtungsstruktur« sowie durch »allgegenwärtige Konfliktpotenziale« geprägt sind⁴⁷. Die Grenzen zwischen den Gruppen sind mobil und durchlässig, es gibt Zwischen- und Grauzonen.⁴⁸ Diese Formationen bedürfen zur Konfliktregulierung eines metapolitischen Rahmens: »Das dynamische und schwierige Gleichgewicht zwischen den Komponenten eines interethnischen Systems innerhalb eines nationalen Staatsverbandes kann nur durch eine sowohl institutionelle als auch alltägliche »politische Mediationsarbeit« gewährleistet werden, die das ständige »Verhandeln um die Anerkennung« garantiert.«⁴⁹ Stadtgesellschaften wie Smyrna, Triest oder Tanger haben kollektive Biographien mit *conjunctures*⁵⁰, Phasen von Blüte und Niedergang der politischen Metakultur ihrer Pluralität. Henk Driessen nennt als Beispiel Alexandria, dessen plurale, kulturell und sprachlich vielseitige Bevölkerung zwischen 1890 und 1930 durch eine Stadtregierung getragen wurde, die sich aus Vertreter_innen aller »ethno-religiösen« Gruppen zusammensetzte, die über die jeweilige Autonomie der unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen

43 Vgl. C. Giordano: Zwischen Riga und Penang, S. 116: Briten, Holländer, Portugiesen, Tamilen, Armenier, Araber, Chinesen, Malaien, Burmesen, Siamesen, Javaner, Bugis (sulawesi).

44 Ebd., S. 118.

45 Ebd., S. 123.

46 Ebd., S. 105f.

47 Ebd., S. 106.

48 Ebd., S. 106.

49 Ebd., S. 107.

50 Vgl. Moritz Ege: Cultural Studies als Konjunktur- und Konstellationsanalyse. Eine Einleitung. In: Zeitschrift für Kulturwissenschaft 2 (2019), S. 101-104.

wachte.⁵¹ Auch die bereits erwähnte Institution *Marseille Espérance*, die bei als religionsbedingt postulierten Konflikten vermittelt, ist hier ein Beispiel auf lokaler stadtpolitischer Ebene. Auf nationaler Ebene ist die kanadische Verfassung prominent, in der 1988 auf Grundlage der wissenschaftlichen Pionierarbeit der politischen Philosophie von Charles Taylor⁵² in einem langen parlamentarischen Verhandlungsprozess der Canadian Multiculturalism Act verankert wurde.⁵³

Abb. 45 Kosmopolitismus als unsichtbare Verbindungslinie der Mittelmeerhafenstädte



Foto: Johanna Rolshoven, Beirut 2019

51 Vgl. H. Driessen: *Mediterranean Port Cities*, S. 136.

52 Vgl. Charles Taylor: *Multikulturalismus und die Politik der Anerkennung*. Frankfurt/M. 2009 [1992].

53 Vgl. unter anderem Laurence Brosseau, Michael Dewing: *Canadian Multiculturalism* (2009). In: *Background Paper of the Library of Parliament*. Ottawa 2018. »As a sociological fact, multiculturalism refers to the presence of people from diverse racial and ethnic backgrounds. Ideologically, multiculturalism consists of a relatively coherent set of ideas and ideals pertaining to the celebration of Canada's cultural diversity. At the policy level, multiculturalism refers to the management of diversity through formal initiatives in the federal, provincial, territorial and municipal domains.«: https://lop.parl.ca/sites/PublicWebsite/default/en_CA/ResearchPublications/200920E (10.01.2021).

Die Beispiele zeigen die Bedeutung und Wirksamkeit von Institutionen einer politischen Metakultur auf der Grundlage von demokratischen Diskursen mit Verfassungsrang. Sie bereiten vielfältigen medialen und mentalen Habitualisierungen von Toleranz und gegenseitigem Respekt den Weg.⁵⁴ Die historischen Beispiele pluraler städtischer Lebenswirklichkeiten zeigen überdies auf, dass Realitäten und Diskurse von »Multikultur« (des neueren politischen Konzepts in der westlichen Moderne und Spätmoderne) oder »Kosmopolitismus« (der Repräsentation im Kontext vormoderner und moderner, vor allem östlicher und südlicher Hafen- und Handelsstädte) historische und begriffliche Orte haben. Nur so können sie als spezifische Stadtsituationen erkannt und als Exempla einer an Differenz orientierten Stadtbürger_innenschaft diskutiert werden. Und die westlichen Städte werden in Zukunft dieser Diskussion vermehrt bedürfen.

54 Vgl. unter anderem <https://www.marseille.fr/social/marseille-esperance>; Joseph Downing: Von der Hoffnung zur Brüderlichkeit: Marseille Espérance: https://citiesofmigration.ca/good_idea/from-hope-to-fraternity-marseille-esperance/?lang=de (31.01.2021).

Bibliographie

A

- Abu-Lughod, Janet: The Islamic City – Historic Myth, Islamic Essence, and Contemporary Relevance. In: *International Journal of Middle East Studies* 19 (1987), S. 155-176.
- Albrow, Martin: Auf Reisen jenseits der Heimat. Soziale Landschaften in einer globalen Stadt. In: Ulrich Beck (Hg.), *Kinder der Freiheit*. Frankfurt/M. 1997, S. 288-314.
- Amiot, Michel: Contre l'État, les sociologues. Éléments pour une histoire de la sociologie urbaine en France (1900-1980). Paris 1986: Édition de l'École des Hautes Études en Sciences Sociales.
- Appadurai, Arjun: Deep Democracy: Urban Governmentality and the Horizon of Politics. In: *Environment and Urbanization* 13, 2 (2001), S. 23-43.
- Appadurai, Arjun: Disjuncture and Difference in the Global Economy. In: *Theory, Culture & Society* 7 (1990), S. 295-310.
- Appadurai, Arjun: Globale ethnische Räume. In: Ulrich Beck (Hg.), *Perspektiven der Weltgesellschaft*. Frankfurt/M. 1998, S. 11-40.
- Appadurai, Arjun: Grassroots Globalization and the Research Imagination. In: Ders. (Hg.), *Globalization*. Durham, London: Duke University Press 2001, 1-21.
- Appadurai, Arjun: *Modernity at Large: Cultural Dimensions of Globalization*. Minneapolis 1996: University of Minnesota Press.
- Assmann, Aleida: *Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*. München 1999.
- Assmann, Aleida: *Formen des Vergessens*. Göttingen 2016.
- Assmann, Jan: Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität. In: Jan Assmann, Tonio Hölscher (Hg.): *Kultur und Gedächtnis*, Frankfurt/M. 1988, S. 9-19.
- Augé, Marc: *Ein Ethnologe in der Metro*. Frankfurt/M. 1988.

- Augé, Marc: *Le métro revisité*. Paris 2008: Seuil.
- Augé, Marc: *Les formes de l'oubli*. Paris 1998: Payot.
- Augé, Marc: *Pour une anthropologie des mondes contemporaines*. Paris 1994: Flammarion.
- Augoyard, Jean-François: Eine Bewohnerrhetorik: Gehfiguren. In: Justin Winkler (Hg.), »Gehen in der Stadt«. Ein Lesebuch zur Poetik und Rhetorik des städtischen Gehens. Weimar 2017, S. 26-60.
- Augoyard, Jean-François: *Pas à Pas. Essai sur le cheminement quotidien en milieu urbain*. Paris 1979: Seuil.
- Azaryahu, Maoz: *Tel Aviv. Mythography of a City*. New York 2007: Syracuse University Press.

B

- Bagus, Anita: *Volkskultur in der bildungsbürgerlichen Welt*. Gießen 2005.
- Bahrdrdt, Hans Paul: *Grundformen sozialer Situationen. Eine kleine Grammatik des Alltagslebens*. München 1996.
- Barber, Benjamin: *If Mayors ruled the world: Dysfunctional Nations, Rising Cities*. Yale 2013: University Press.
- Barthes, Roland: *Semiologie und Stadtplanung*. In: Ders., *Das semiologische Abenteuer*. Frankfurt/M. 1988, S. 199-209.
- Barthes, Roland: *Semiotik und Urbanismus* (1967). In: Susanne Hauser, Christa Kamleithner, Roland Meyer (Hg.), *Architekturwissen*. Bielefeld 2011, S. 287-294.
- Barz, Petra et al. (Hg.): *metroZones. Schule für städtisches Handeln: School Book*. Hamburg 2017.
- Bauböck, Rainer: *Reinventing Urban Citizenship*. In: *Citizenship Studies* 7, 2 (2003), S. 139-158.
- Bauriedl, Sibylle: *Androzentrische Leerstellen der Stadtforschung. Geschlechtliche Arbeitsteilung, heteronormative Geschlechterkonstruktion und deren sozialräumliche Organisation*. In: *sub/urban. Zeitschrift für kritische Stadtforschung* 1 (2013), S. 119-123.
- Bausinger, Hermann: *Alltag und Utopie*. In: Wolfgang Kaschuba et al (Hg.), *Alltagskultur im Umbruch*. Weimar u.a. 1996, S. 31-48.
- Bausinger, Hermann: *Volkskultur in der technischen Welt*. Stuttgart 1961.
- Bausinger, Hermann: *Volkskundliche Anmerkungen zum Bildungsbürger*. In: Werner Conze, Jürgen Kocka (Hg.), *Bildungsbürgertum im 19. Jahrhun-*

- dert. Bd. 4: Politischer Einfluss und gesellschaftliche Formation. Stuttgart 1989, S. 206-214.
- Bausinger, Hermann; Korff Gottfried; Jeggler Utz; Scharfe Martin: Grundzüge der Volkskunde. Stuttgart 1978.
- Baykan, Aysegül: The Performative Vernacular: An Approach to City and Gender. In: Ilse Lenz et al. (Hg.), *Crossing Borders and Shifting Boundaries*. Vol. II: Gender, Identities and Networks. Opladen 2002, S. 105-112.
- Beck, Ulrich: Ortspolygamie: Mit mehreren Orten verheiratet zu sein, ist das Einfallstor der Globalisierung in das eigene Leben. In: Ders. (Hg.), *Was ist Globalisierung? Irrtümer des Globalismus – Antworten auf Globalisierung*. Frankfurt/M. 1997, S. 127-135.
- Beck, Ulrich; Grande, Edgar: Europas letzte Chance: Kosmopolitismus von unten. In: *Blätter für deutsche und internationale Politik* 9 (2005), S. 1083-1097.
- Bell-Krannhals, Ingrid: Haben um zu geben: Eigentum und Besitz auf den Trobriand-Inseln Papua New Guinea. Basel 1990.
- Bendix, Regina: Sense, Scent and (Urban) Sensibility. In: Madalina Diaconu et al. (Hg.), *Senses and the City. An interdisciplinary approach to urban senses*. Berlin 2011, S. 211-229.
- Benl, Andreas: Eine Situation schaffen, die jede Umkehr unmöglich macht. Guy Debord und die Situationistische Internationale. In: Jochen Baumann et al. (Hg.), *Kritische Theorie und Poststrukturalismus. Theoretische Lockerungsübungen. (=Argument Sonderband NF AS 271)* Berlin, Hamburg 1999, S. 63-77.
- Berg, Eberhard; Fuchs, Martin (Hg.): *Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation*. Frankfurt/M. 2016 [1993].
- Berking, Helmuth; Löw, Martina (Hg.): *Die Eigenlogik der Städte. Neue Wege für die Stadtforschung*. Wiesbaden 2008.
- Binder, Beate: Die Anderen der Stadt. Überlegungen zu Forschungsperspektiven im Grenzgebiet von Europäischer Ethnologie und Geschlechterstudien. In: *Zeitschrift für Volkskunde* II (2009), S. 233-254.
- Binder, Beate: *Elektrifizierung als Vision. Zur Symbolgeschichte einer Technik im Alltag*. Tübingen 1999.
- Binder, Beate: *Streitfall Stadtmitte. Der Berliner Schlossplatz*. Wien u.a. 2009.
- Binder, Beate: Vom Preußischen Stadtschloss zum Humboldt-Forum: Der Berliner Schlossplatz als neuer nationaler Identifikationsort. In: Yves Bi-

- zeul (Hg.), *Rekonstruktion des Nationalmythos. Frankreich, Deutschland und die Ukraine im Vergleich*. Göttingen 2013, S. 99-120.
- Bischoff, Christine; Oehme-Jüngling, Karolin; Leimgruber, Walter (Hg.): *Methoden der Kulturanthropologie*. Wien u.a. 2014.
- Biswas, Ramesh Kumar (Hg.): *Metropolis now!* Wien, NY 2000: Springer.
- Blanchard, Pascal; Gilles Boëtsch: *Marseille Porte-Sud. Un siècle d'histoire coloniale et d'immigration*. Paris 2005: La Découverte, Jeanne Laffitte.
- Blotevogel, Heinrich: *Zentrale Orte. Zur Karriere und Krise eines Konzepts in der Regionalforschung und Raumordnungspraxis*. In: *Informationen zur Raumentwicklung* 10 (1996), S. 617-629.
- Blumesberger, Susanne: *Verlorenes Wissen. Ein gewaltsam abgebrochener Lebenslauf am Beispiel von Marianne Schmidl*. In: Helmut W. Lang (Hg.), *Mirabilia artium librorum recreant te tuosque ebriant*. Wien 2001, S. 9-19.
- Boas, Franz: *Race, Language, and Culture*. Chicago 1940.
- Boer, Theo de: *Desire, Distance, and Insight*. In: Mieke Bal, Bryan Gonzales (Hg.), *The Practise of Cultural Analysis. Exposing Interdisciplinary Interpretation*. Stanford 1999: University Press, S. 268-286.
- Bogdanović, Bogdan: *Architektur der Erinnerung*. Klagenfurt 1994.
- Böhme, Gernot: *Atmosphären* (2001). In: Susanne Hauser et al. (Hg.), *Architekturwissen. Grundlagentexte aus den Kulturwissenschaften*. Bd. 1: *Zur Ästhetik des sozialen Raumes*. Bielefeld 2011, S. 236-246.
- Bojadžijev, Manuela; Römhild, Regina: *Was kommt nach dem «transnational turn»? Perspektiven für eine kritische Migrationsforschung*. In: *Labor Migration* (Hg.): *Vom Rand ins Zentrum. Perspektiven einer kritischen Migrationsforschung* (=Berliner Blätter. Ethnographische und ethnologische Beiträge 65). Berlin 2014, S. 10-24, S. 25-44.
- Bookchin, Murray: *The limits of the city*. New York u.a. 1986 [1974]: Harper & Row.
- Bormann, Regina: *Stadt und Identität*. In: *Multikultur Journal: Weltstadt Frankfurt am Main?* Tübingen 1992, S. 49-55.
- Bottà, Giacomo: *Berlin as Urban Palimpsest*. In: Aurélie Choné (Hg.), *Villes invisibles et écritures de la modernité*. Mulhouse 2012: Œrizons, S. 43-54.
- Bourdieu, Pierre (Hg.): *La misère du monde*. Paris 1993: Seuil.
- Bourdieu, Pierre: *Anthropologie économique. Cours au Collège de France 1992-1993*. Paris 2017: Seuil.
- Bourdieu, Pierre: *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt/M. 1982.

- Bourdieu, Pierre: *La distinction. Critique sociale du jugement*. Paris 1979: Minuit.
- Bourdieu, Pierre: *Sociologie de l'Algérie*. Alger: Tafat o.J. [Paris 1958].
- Bourdieu, Pierre; Steinrück, Margarethe: *Der Einzige und sein Eigenheim*. Bielefeld 2002.
- Braidotti, Rosi: *Nomadic Subjects. Embodiment and Sexual Difference in Contemporary Feminist Theory*. New York 1994: Columbia University Press.
- Brand, Stefan: *Open City, Closed Space: Metropolitan Aesthetics in American Literature from Brown to DeLillo*. In: Tobias Döring et al. (Hg.): *Real. Yearbook of Research in English and American Literature* 26 (2010): Transcultural Spaces: Challenges of Urbanity, Ecology, and the Environment, S. 121-144.
- Braunfels, Stephan: *Die europäische Stadt und die moderne Architektur. Kurzbeschreibung des Vortrags im Rahmen der Vorlesungsreihe »Iconic Turn« an der Ludwig-Maximilians-Universität München*: <http://netzspannung.org/cat/servlet/CatServlet?cmd=netzkollektor&subCommand=showEntry&entryId=104805&lang=de> (20.02.2021).
- Breckner, Ingrid: *Stadt und Geschlecht*. In: Helmut Berking, Martina Löw (Hg.), *Die Wirklichkeit der Städte*. Baden-Baden 2005 (=Soziale Welt, Sonderband 16), S. 241-256.
- Breckner, Ingrid; Bricocoli, Massimo: *Un-Sicherheiten in urbanen Räumen: Wirklichkeiten und Handlungsstrategien in europäischen Großstädten*. In: Klaus Sessar et al. (Hg.), *Großstadtängste. Untersuchungen zu Unsicherheitsgefühlen und Sicherheitspolitiken in europäischen Kommunen*. Münster 2007, S. 21-43.
- Bromberger, Christian: *Towards an Anthropology of the Mediterranean*. In: *History and Anthropology* 17, 2 (2006), S. 91-107.
- Brosch, Renate: *Moving Images – Mobile Viewers. Conceptualising ways of seeing in the context of mobility*. In: Dies. (Hg.), *Moving Images – Mobile Viewers. 20th Century Visuality*. Berlin 2011, S. 7-25.
- Brückner, Wolfgang (Hg.): *Falkensteiner Protokolle*. Frankfurt/M. 1971.
- Buch, Hans Christoph: *Rimbauds Tochter? Mutmaßungen über Isabelle Eberhart*. In: Isabelle Eberhart: *Tagwerke*. Berlin 1981, S. 5-37.
- Bude, Heinz: *Die Rekonstruktion kultureller Sinnsysteme*. In: Uwe Flick u.a. (Hg.), *Handbuch qualitative Forschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen*. München 1991, S. 101-112.

- Budraß, Lutz; Kalinowska-Wojcik, Barbara; Michalczyk, Andrzej (Hg.): Industrialisierung und Nationalisierung. Fallstudien zur Geschichte des ober-schlesischen Industriereviers im 19. und 20. Jahrhundert (=Veröffentli-chungen zur Kultur und Geschichte im östlichen Europa, Band 40). Essen 2013.
- Bulmer, Martin et al. (Hg.): The Social Survey in Historical Perspective, 1880–1940. Cambridge 2011: Cambridge University Press.
- Bürkle, Stefanie (Hg.): Migration von Räumen | Migrating Spaces. Architek-tur und Identität im Kontext türkischer Remigration | Architecture and Identity in the Context of Turkish Remigration. Berlin 2016.
- Butler, Judith: Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt/M. 2003.
- C
- Castel, Robert: Diskriminierung. Jugendrevolte in den Pariser Banlieues. Hamburg 2009.
- Certeau, Michel de: Kunst des Handelns. Aus dem Französischen übersetzt von Ronald Voullié. Berlin 1988.
- Certeau, Michel de: L'Absent de l'histoire. Paris 1973: Mame.
- Certeau, Michel de: L'invention du quotidien. 1. Arts de faire. Hg. par Luce Girard. Paris: Gallimard 1990.
- Cesarani, David (Hg.): Port Jews: Jewish Communities in Cosmopolitan Mar-itime Trading Centres, 1550-1950. London, New York 2013: Routledge.
- Chakrabarty, Dipesh: Europa provinzialisieren: Postkolonialität und die Kri-tik der Geschichte. In: Sebastian Conrad, Shalini Randeria, Regina Röm-hild (Hg.), Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften. Frankfurt/M., New York u.a. 2013, 134-161.
- Chalon, Jean: David-Néel Alexandra. Das Wagnis eines ungewöhnlichen Le-bens. München 1987.
- Chevalier, Sophie; Lallement, Emanuelle, Corbillé, Sophie: Paris, résidence secondaire. Enquête chez les habitants d'un nouveau genre. Paris: Belin 2013.
- Cole, Teju: Open City. Frankfurt/M. 2011.
- Conze, Werner; Kocka, Jürgen (Hg.): Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert. 4 Bde. Stuttgart 1985-1989.

- Cöster, Anna Caroline: Frauen in Duisburg-Marxloh: Eine ethnographische Studie über die Bewohnerinnen eines deutschen Problemviertels. Bielefeld 2016.
- Crawford, Margaret: Introduction. In: John Leighton Case, Margaret Crawford, John Kaliski (Hg.), *Everyday Urbanism*. New York 2003: The Monacelli Press, S. 6-11.
- Crawford, Margaret: The current state of everyday urbanism. In: John Leighton Case, Margaret Crawford, John Kaliski (Hg.), *Everyday Urbanism*. New York 2003: The Monacelli Press, S. 12-15.

D

- Debord, Guy: Einführung in eine Kritik der städtischen Geographie (1955) sowie Theorie des Umherschweifens (1958). In: *Situationistische Internationale. Der Beginn einer Epoche*. Hamburg 2008 [1995], S. 17-20, S. 64-67.
- Deegan, Mary Joe: A Twisted Path: Park, Gender and Praxis. In: Peter Kivisto (Hg.), *The Anthem Companion of Robert Park*. London et al. 2017: Anthem Press, S. 17-36.
- Deegan, Mary Joe: Jane Addams and the Men of the Chicago School 1892-1918. New Brunswick, London 2005 [1988]: Transaction Books.
- Deegan, Mary Joe: The Chicago School of Ethnography. In: Amanda Coffey et al. (Hg.), *Handbook of Ethnography*. London 2001: Sage, S. 11-25.
- Deegan, Mary Joe: The Human Drama Behind the Study of People as Potatoe Bag. The Curious Marriage of Robert E. Park and Clara Cahill Park. In: *Journal of Classical Sociology* 6,1 (2006), S. 1-22.
- Deleuze, Gilles; Guattari, Félix: *Thousand Plateaus: Capitalism and Schizophrenia*. Minneapolis 1984: University of Minnesota Press.
- Dietz, Mary G.: Context Is All: Feminism and Theories of Citizenship. In: *Dædalus* 116, 4 (1987), S. 1-24.
- Donzelot, Jacques: *Vers une citoyenneté urbaine? La ville et l'égalité des chances*. Paris 2009: Éditions Rue d'Ulm.
- Driessen, Henk: Mediterranean Port Cities Cosmopolitanism reconsidered. In: *History and Anthropology* 16, 1 (2005), S. 129-141.
- Dündar, Özlem Özgül et al.: *Flexen. Flâneusen* schreiben Städte*. Berlin 2019.
- Duras, Marguerite: *Das tägliche Leben*. Frankfurt/M. 1988 [frz. *La vie matérielle*. Paris 1987].

E

- Eco, Umberto: Der ewige Faschismus. München 2020 [Milano 2018].
- Ege, Moritz: »Ein Proll mit Klasse«. Mode, Popkultur und soziale Ungleichheiten unter jungen Männern in Berlin. Frankfurt/M. 2013.
- Ege, Moritz: Cultural Studies als Konjunktur- und Konstellationsanalyse. Eine Einleitung. In: Zeitschrift für Kulturwissenschaft 2 (2019), S. 101-104.
- Ege, Moritz: Urbane Ethiken und das Normative der Urbanität – ein Diskussionsbeitrag. In: Brigitta Schmidt-Lauber (Hg.), Andere Urbanitäten. Zur Pluralität des Städtischen. Wien u.a. 2018, S. 169-192.
- Eggel, Ruth: Am Rande des Zentrums. Das Grazer Billa-Eck als Nische in einer offenen Stadt. In: Johanna Rolshoven, Robin Klengel (Hg.), Offene Stadt. Nischen. Perspektiven, Möglichkeitsräume. Graz 2014, S. 39-60.
- Eggel, Ruth: Online-Räume und Cyberspaces. Ms. Masterarbeit am Institut für Kulturanthropologie der Karl-Franzens-Universität Graz. Graz 2015.
- Eisch-Angus, Katharina: Wozu Feldnotizen? Die Forschungsniederschrift im ethnographischen Prozess. In: kuckuck. Notizen zur Alltagskultur 2 (2017): Forschen, S. 6-10.
- Eisch-Angus, Katharina; Hamm, Marion (Hg.): Die Poesie des Feldes. Tübingen 2011.
- Elias, Norbert: Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. Bd. 1: Wandlungen des Verhaltens in den weltlichen Oberschichten des Abendlandes. Bd. 2: Wandlungen der Gesellschaft. Entwurf zu einer Theorie der Zivilisation. Frankfurt/M. 1976 [Basel 1939].
- Elias, Norbert: Zum Begriff des Alltags. In: Kurt Hammerich, Michael Klein (Hg.), Materialien zur Soziologie des Alltags (=Sonderheft der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, H. 20). Opladen 1978, S. 22-29.
- Elias, Norbert; Scotson, John L.: Etablierte und Außenseiter. Frankfurt/M. 2002 [1965].
- Elkin, Lauren: Flâneuse. Frauen erobern die Stadt – in Paris, New York, Tokio, Venedig und London. München 2020.
- Engels, Friedrich: Die Lage der arbeitenden Klasse in England. Leipzig 1845. In: Marx-Engels-Werke. Berlin 1972: Dietz, S. 225-506.
- Ennen, Edith: Die europäische Stadt des Mittelalters. Göttingen 1972.
- Erkurt, Melisa: Generation haram. Warum Schule lernen muss, allen eine Stimme zu geben. Wien 2020.

F

- Fanon, Frantz: Die Verdammten dieser Erde. Paris 1962.
- Färber, Alexa: Anthropologie der Stadt und/oder Akteurnetzwerkforschung? Zur Greifbarkeit der Stadt und ihrer Naturwissenschaftlichen Erforschbarkeit. In: Johanna Rolshoven, Manfred Omahna (Hg.), Reziproke Räume. Texte zu Kulturanthropologie und Architektur. Marburg 2013, S. 50-64.
- Färber, Alexa: Competing Desires for Mobility. Low-Cost Airlines and the Transformation of European Cities. In: 도시연구: 역사·사회·문화 5호 6 (2011), S. 147-170.
- Färber, Alexa: Was wir über Urbanitäten wissen wollen. Ein Kommentar zur kognitiven Identität kulturwissenschaftlicher Stadtforschung. In: Brigitta Schmidt-Lauber (Hg.), Andere Urbanitäten. Zur Pluralität des Städtischen. Wien 2018, S. 197-212.
- Fassin, Didier: Die moralische Arbeit der Polizei. In: WestEnd. Neue Zeitschrift für Sozialforschung 10, 1 (2013), S. 102-110.
- Fassin, Didier: La force de l'ordre. Une anthropologie de la police des quartiers. Paris 2011: Seuil.
- Fawaz, Leïla: The changing Balance of forces between Beirut and Damascus in the nineteenth and twentieth centuries. In: Revue du monde musulman et de la Méditerranée 55-56 (1990): Villes au Levant, S. 208-214.
- Fawaz, Mona; Bou Akar, Hiba: Practising (In)Security in the City. In: City & Society 24, 2 (2012), S. 105-109.
- Featherstone, Mike: Auf dem Weg zu einer Soziologie der postmodernen Kultur. In: Hans Haferkamp (Hg.), Sozialstruktur und Kultur. Frankfurt/M. 1990, S. 209-248.
- Felfer, Thomas: Klangerinnerungen. Versuch einer Ethnographie des »Hörens«. Diplomarbeit Graz Institut für Volkskunde und Kulturanthropologie. Graz 2011.
- Fiedler, Johannes: broadacre city 2.0 – postfossil. Ein urbanistisches Szenario für 2050. Graz 2019.
- Fiedler, Johannes: Urbanisierung, globale. Wien 2004.
- Fittko, Lisa: Mein Weg über die Pyrenäen. Erinnerungen 1940/41. München 1989.
- Förster, Till: Envisioning the City in Africa: Anthropology, Creativity and Urban Culture. In: Vlad Glăveanu (Hg.), The Palgrave Handbook of Creativity and Culture Research. London 2016: Palgrave Macmillan, S. 449-471.

- Fournier, Philippe; Mazella, Sylvie: Marseille, entre ville et port. Les destins de la rue de la République. Paris 2004: Découverte.
- Friedmann, John: City of Fear or Open City? *Journal of the American Planning Association* 68,3 (2002), S. 237-243.
- Friedmann, John: Stadt in Angst oder Offene Stadt? 2002, <http://www.sozialestadt.de/veroeffentlichungen/zwischenbilanz/pdf/DF5689-3.pdf> (24.09.2020)
- Fry, Varian: Surrender on demand. New York 1945: Random house (frz. »Livrer sur demande...«. Quand les artistes, les dissidents et les Juifs fuyaient les nazis (Marseille, 1940-41). Marseille 2008: Agone; dtsh. Auslieferung auf Verlangen. Die Rettung deutscher Emigranten in Marseille 1940/41. München 1986).
- Frykman, Jonas; Löfgren, Orvar: Culture Builders: A Historical Anthropology of Middle Class Life. New Brunswick, London 1987: Rutgers University Press.

G

- Gallmetzer, Lorenz: Extra Muros – Die Krise der französischen Vorstädte. In: Birgit Brandner et al. (Hg.), *Kulturerlebnis Stadt: theoretische und praktische Aspekte der Stadtkultur*. Wien 1994, S. 179-204.
- Gates, Carolyn: The Merchant Republic of Lebanon: Rise of an Open Economy. Oxford 1998: Centre for Lebanese Studies, I.B. Tauris & Co.
- Geertz, Clifford: Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. Frankfurt/M. 2003 [1973].
- Gehlen, Arnold: Zeit-Bilder. Zur Soziologie und Ästhetik der modernen Malerei. Frankfurt/M., Bonn 1965.
- Geiselberger, Heinrich (Hg.) Die große Regression. Eine internationale Debatte zur geistigen Situation der Zeit. Berlin 2017.
- Genestier, Philippe: L'expression »lien social«: un syntagme omniprésent, révélateur d'une évolution paradigmatique. In: *Espaces et Sociétés* 3 (2006), S. 19-34.
- Geramb, Viktor: Von Volkstum und Heimat. Gedanken zum Neuaufbau. Graz 1919.
- Gerholm, Lena: The Dynamics of Culture. In: *Ethnologia Scandinavica* 23 (1993), S. 13-24.

- Gerndt, Helge: Großstadtvolkskunde – Möglichkeiten und Probleme. In: Hermann Bausinger, Theodor Kohlmann (Hg.), Großstadtvolkskunde. Berlin 1985, S. 11-19.
- Gibaud, David; Siino, Corinne: La citoyenneté urbaine pour penser les transformations de la ville? In: *Annales de Géographie* 11-12 (2013), S. 644-661.
- Gidwani, Vinay: The work of waste: inside India's infra-economy. In: *Transactions of the Institute of British Geographers* 40, 4 (2015), S. 575-595.
- Gilbert, Jeremy: Das Kulturelle in politischen Konjunkturen. In: *Zeitschrift für Kulturwissenschaften* 2 (2019): Kultur und Bildung – kulturelle Bildung?, S. 104-114.
- Giordano, Christian: Between Riga and Penang. Citizenship and Recognition of Cultural Difference in Latvia and Malaysia. In: *Sociologija. Mintis ir veiksmas* 2 (2003), S. 61-76.
- Giordano, Christian: Die Betrogenen der Geschichte. Überlagerungsmentalität und Überlagerungsrationalität in mediterranen Gesellschaften. Frankfurt/M. 1992.
- Giordano, Christian: Zwischen Riga und Penang. Zwei Wege, mit der Differenz zu leben. In: Rainer Alsheimer, Alois Moosmüller, Klaus Roth (Hg.), *Lokale Kulturen in einer globalisierenden Welt. Perspektiven auf interkulturelle Spannungsfelder*. Münster u.a. 2000, S. 105-125.
- Giordano, Christian; Boscoboinik, Andrea: Society: A Key Concept in Anthropology, in ethnology ethnography and cultural anthropology (Hg. Paolo Barbaro). In: *Encyclopedia of Life Support Systems (EOLSS)*, developed under the Auspices of the UNESCO. Oxford, UK 2018: EOLS Publishers, <http://www.eolss.net>.
- Glasauer, Herbert: Stadt und Unsicherheit. Entschlüsselungsversuche eines vertrauten Themas in stets neuen Facetten. In: Georg Glasze et al. (Hg.), *Diskurs – Stadt – Kriminalität. Städtische Unsicherheiten aus der Perspektive von Stadtforschung und Kritischer Kriminalgeographie*. Bielefeld 2005, S. 203-222.
- Godenzi, Alberto: *Gewalt im sozialen Nahraum*. Basel 1993.
- Gräfe, Sebastian: *Rechtsterrorismus in der Bundesrepublik Deutschland. Zwischen erlebnisorientierten Jugendlichen »Feierabendterroristen« und klandestinen Untergrundzellen*. Baden-Baden 2017.
- Granach, Alexander: *Da geht ein Mensch* (1943). Augsburg 2003.
- Gretter, Susanne: *Europa erlesen: Triest*. Klagenfurt 1997.
- Greverus, Ina-Maria et al. (Hg.): *STADTgedanken aus und über Frankfurt am Main*. Frankfurt/M. 1994 (=Notizen Bd. 48).

- Greverus, Ina-Maria: *Kultur und Alltagswelt. Eine Einführung in Fragen der Kulturanthropologie*. Frankfurt/M. 1978.
- Greverus, Ina-Maria: *Vagabondage und Anthropologisches Reisen*. In: Johanna Rolshoven, Maria Maierhofer (Hg.), *Das Figurativ der Vagabondage. Kulturanalysen mobiler Lebensweisen*. Bielefeld 2012, S. 215-234.
- Grieshofer, Franz et al.: *Ur-Ethnographie. Auf der Suche nach dem Elementaren in der Kultur. Die Sammlung Eugenie Goldstern. Ausstellungskatalog*. Österreichisches Museum für Volkskunde, Wien 2004.
- Gyr, Ueli: *Richard Weiss – Standorte und Werk einer volkskundlichen Symbolfigur*. In: *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* 106 (2009), S. 65-80.

H

- Habermas, Jürgen: *Vorbereitende Bemerkungen zu einer Theorie der kommunikativen Kompetenz*. In: Ders., Niklas Luhmann, *Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie. Was leistet die Systemforschung?* Frankfurt/M. 1971.
- Hage, Ghassan: *Alter-Politics: Critical anthropology and the Radical Imagination*. Carlton 2015: Melbourne University Press.
- Hain, Mathilde: *Die Volkskunde und ihre Methoden*. In: Wolfgang Stämmler (Hg.), *Deutsche Philologie im Aufriss*. Berlin 1962, S. 2547-2570.
- Halbwachs, Maurice: *Das kollektive Gedächtnis*. Frankfurt/M. 1991 [Paris 1939].
- Halbwachs, Maurice: *La politique foncière des municipalités* (1908). Paris 2013: Hachette.
- Halbwachs, Maurice: *Les expropriations et le prix des terrains à Paris (1860-1900)*. Thèse de doctorat en droit. Paris 1909.
- Hall, Stuart: *Das theoretische Vermächtnis der Cultural Studies*. In: Ders., *Cultural Studies. Ein politisches Theorieprojekt. Ausgewählte Schriften*, Bd. 3, hg. von Nora Räthzel. Hamburg 2000 [1992]), S. 34-51.
- Hamilton, Peter: *Representing the social. France and Frenchness in post-war humanist photography*. In: Stuart Hall (Hg.), *Representation. Cultural Representation and Signifying Practises*. London 1997: Sage, S. 75-150.
- Handman, Marie-Élisabeth: *Marcel Mauss et la division par sexes des sociétés. Un programme inaccompli*. In: Danielle Chabaud-Rychter et al.: *Sous les sciences sociales, le genre*. Paris 2010: La Découverte, S. 52-63.

- Hannerz, Ulf: »Kultur« in einer vernetzten Welt. Zur Revision eines ethnologischen Begriffes. In: Wolfgang Kaschuba (Hg.): Kulturen-Identitäten-Diskurse. Berlin 1994, S. 64-84.
- Hannerz, Ulf: Cultural Complexity. Studies in the Social Organization of Meaning. New York 1991: Columbia University Press.
- Hannerz, Ulf: Exploring the City. Inquiries toward an Urban Anthropology. New York 1980: Columbia University Press.
- Hannerz, Ulf: Transnational Connections. Culture People Places. London, New York 1996: Routledge.
- Harb, Mona: On Religiosity and Spatiality. Learning from Hezbollah in Beirut. In: Nezar Al Sayyad, Meïgan Massoumi (Hg.), The Fundamentalist City. Religiosity and the remaking of urban space. London, New York 2011: Routledge, S. 125-154.
- Harvey, David: Paris, Capital of Modernity. New York, London 2003: Routledge.
- Harvey, David: The Condition of Postmodernity. An Enquiry into the Origins of Cultural Change. Oxford, Cambridge Mass. 1990: Blackwell.
- Hasse, Jürgen: »Stadt« als schwimmender Terminus. In: Helmuth Berking, Martina Löw (Hg.), Die Eigenlogik der Städte. Frankfurt/M. 2011, S. 313-334.
- Häußermann, Hartmut: Sozialräumliche Polarisierung und Exklusion in der »europäischen Stadt«. Politische Chancen für eine »soziale Stadt«? In: Friedrich Lenger, Friedrich Tenfelde (Hg.), Die europäische Stadt im 20. Jahrhundert. Köln u.a. 2006, S. 511-522.
- Häußermann, Hartmut: Urbanität. In: Birgit Brandner et al. (Hg.), Kulturerlebnis Stadt. Wien 1994, S. 67-80.
- Häußermann, Hartmut; Ipsen, Detlev: Die Produktivkraft kultureller Komplexität. Migration und die Perspektiven der Städte. In: Kommune. Politik, Ökonomie, Kultur 5, 4 (2004), S. 11-13.
- Hawking, Stephen: Eine kurze Geschichte der Zeit. Die Suche nach der Urkraft des Universums. Reinbek bei Hamburg 1992 [1988], S. 171-175.
- Hayot, Alain: Pour une anthropologie de la ville et dans la ville: questions de méthodes. In: Revue européenne des migrations internationales 18, 3 (2002), S. 2-11.
- Heller, Ágnes: Das Alltagsleben. Versuch einer Erklärung der individuellen Reproduktion. Frankfurt/M. 1978 [Budapest 1970].
- Heller, Ágnes: Paradox Europa. Wien 2019.
- Hellpach, Willy: Nervosität und Kultur. Berlin 1902.

- Hénaff, Marcel: Toward the Global City: Monument, Machine, and Network. In: Journal of the Institute for the Humanities at Simon Fraser University IV (2009), S. 22-33: <http://journals.sfu.ca/humanitas/index.php/humanities/article/view/4/6> (10.06.2020).
- Hengartner, Thomas: Forschungsfeld Stadt. Zur Geschichte der volkswissenschaftlichen Erforschung städtischer Lebensformen. Berlin u.a. 1999.
- Hengartner, Thomas: Zur Kulturanalyse der Stadtforschung. In: Beate Binder et al. (Hg.), Ort. Arbeit. Körper. Ethnografie Europäischer Modernen. Berlin 2005, S. 67-80.
- Herrberg, Heike; Wagner, Heidi: Wiener Melange. Frauen zwischen Salon und Kaffeehaus. Berlin 2002.
- Hess, Sabine: Stadt ist Migration. Ethnographisch-genealogische Perspektiven auf den städtischen Raum. In: Judith Laister, Margarete Makovec, Anton Lederer (Hg.), The Art of Urban Intervention. Die Kunst des urbanen Handelns. Wien 2014, S. 238-249.
- Hettlage, Andrea; Hettlage-Varjas, Andrea: Kulturelle Zwischenwelten: Fremdarbeiter, eine Ethnie? In: Schweizerische Zeitschrift für Soziologie 10, 2 (1984), S. 357-403.
- Hilti, Nicola: Lebenswelten multilokal Wohnender. Eine Betrachtung des Spannungsfeldes von Bewegung und Verankerung. Berlin 2013.
- Hitzler, Ronald; Eisewicht, Paul: Lebensweltanalytische Ethnographie im Anschluss an Anne Hohner. Wiesbaden 2016.
- Hohner, Anne: Kleine Leiblichkeiten. Erkundungen in Lebenswelten. Wiesbaden 2011.
- Højrup, Thomas: Det glemte folk. Livsformer og centraldirigering. Kopenhagen: Institut for Europæisk Folkelivsforskning, Statens Byggeforskningsinstitut 1983.
- Holsten, James; Appadurai, Arjun: Cities and Citizenship. In: Public Culture 8 (1996), S. 187-204.
- Honegger, Claudia; Arni, Caroline (Hg.): Gender. Die Tücken einer Kategorie. Zürich 2001.
- Honegger, Claudia; Rychner, Marianne (Hg.): Das Ende der Gemütlichkeit. Strukturelles Unglück und mentales Leid in der Schweiz. Zürich 1998.
- Hörz, Peter F. N.: Kunde vom Volk. Forschungen zur Wiener Volkskultur im 20. Jahrhundert. Wien o. Jg. [2004].
- Hourani, Albert H.; Stern, Samuel Miklós (Hg.): The Islamic City: A Colloquium. Philadelphia: University of Pennsylvania Press 1970.

- Hourani, Najib: Transnational Pathways and Politico-economic Power: Globalisation and the Lebanese Civil War. In: *Geopolitics* 15, 2 (2010), S. 290-311.
- Hunholz, Sebastian: Kulturalisierung des Terrors. In: *Zeitschrift für Kulturwissenschaft* 1 (2010), S. 69-80.
- Huybrechts, Éric; Verdeil, Éric: Beyrouth entre reconstruction et métropolisation. In: *Villes en parallèle: Gouverner les métropoles* 30-31 (2000), S. 62-87.

I

- Ilbert, Robert: De Beyrouth à Alger: la fin d'un ordre urbain. In: *Vingtième Siècle. Revue d'Histoire* 32 (1991): La Méditerranée. Affrontements et dialogues, S. 15-24.
- Ipsen, Detlev: Die sozialräumlichen Bedingungen der offenen Stadt – eine theoretische Skizze. In: Renate Bornberg, Klaus Habermann-Nieß, Barbara Zibell (Hg.), *Gestaltungsraum Europäische StadtRegion*. Frankfurt/M. 2009, S. 97-110.
- Ipsen, Detlev: Migration und Vielfalt der Kulturen als Ressource der Stadtentwicklung. In: Heinrich-Böll-Stiftung (Hg.), *Das neue Gesicht der Stadt. Strategien für eine urbane Zukunft im 21. Jahrhundert*. Berlin 2006, S. 105-120.
- Ipsen, Detlev; Häußermann, Hartmut: Die Produktivität kultureller Komplexität. Migration und die Perspektive der Städte, In: *Kommune. Politik, Ökonomie, Kultur* 5, 4 (2004), S. 11-13.
- Irving, Andrew: *The Art of Life and Death. Radical Aesthetics and Ethnographic Practice*. Chicago 2017: HAU books.
- Irving, Andrew: The Lives of Other Citizens. In: *Anthrovision* 4, 2 (2016), S. 1-15.
- Irving, Andrew: The Skin of the City. In: *Anthropological Yearbook of European Cultures* 15 (2006), S. 9-36.

J

- Jacobeit, Sigrid und Wolfgang: *Illustrierte Alltagsgeschichte des deutschen Volkes*. 2 Bde. Band 1: 1550-1810. Köln 1986, Bd. 2: 1800-1860. Köln 1991.
- Jacobeit, Wolfgang; Bockhorn, Olaf; Lixfeld, Hannjost (Hg.): *Völkische Wissenschaft. Gestalten und Tendenzen der deutschen und österreichischen Volkskunde in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts*. Wien 1994.

- Jacobeit, Wolfgang; Mohrmann, Ute (Hg.): Kultur und Lebensweise des Proletariats. Kulturhistorisch-volkskundliche Studien und Materialien. Berlin 1974.
- Jacobs, Jane: The Death and Life of the Great American Cities. New York 1961: Random House.
- Jagose, Annamarie: Queer Theory. Eine Einführung. Berlin 2001.
- Jeggle, Utz: Alltag. In: Hermann Bausinger et al., Grundzüge der Volkskunde. Darmstadt 1978, S. 81-203.
- Jeggle, Utz: Memorie und Historie. Zur Arbeit des Erinnerns. In: Christian Giordano (Hg.), Kultur anthropologisch. Frankfurt/M. 1998, S. 343-360.
- Jeinić, Ana; Wagner, Anselm (Hg.): Is there (Anti-)Neoliberal Architecture? Berlin 2013.
- Jordi, Jean-Jacques; Témime, Emile (Hg.): Marseille et le choc des décolonisations. Aix 1996: Édisud.
- Joseph, Isaac: Le passant considerable. Essai sur la dispersion de l'espace public. Paris 1984: Méridiens.
- Joseph, Isaac: Les compétences du rassemblement. Une ethnographie des lieux publics. In: enquête. Anthropologie histoire sociologie 4 (1997): La ville des sciences sociales, S. 107-122.
- Jouenne, Noël: La vie collective des habitants du Corbusier. Paris 2005: L'Harmattan.

K

- Kamleithner, Christa: »Regieren durch Community«. Neoliberale Formen der Stadtplanung. In: Matthias Drilling, Olaf Schnur (Hg.), Governance der Quartiersentwicklung. Theoretische und praktische Zugänge zu neuen Steuerungsformen. Wiesbaden 2011, S. 29-47.
- Kaschuba, Wolfgang: Offene Städte! In: Nils Grosch, Sabine Zinn-Thomas (Hg.): Fremdheit – Migration – Musik. Kulturwissenschaftliche Essays für Max Matter. Münster u.a. 2010, S. 23-34.
- Kaschuba, Wolfgang: Urbane Identität: Einheit der Widersprüche? In: Vittorio Magnago Lampugnani (Hg.), Urbanität und Identität zeitgenössischer europäischer Städte. Ludwigsburg 2005, S. 8-28.
- Kaschuba, Wolfgang: Urbanität und Identität zeitgenössischer europäischer Städte. Dokumentation der Fachtagung vom 1.11.03, ETHZ, Wüstenrot Stiftung 2005, S. 10-28.

- Kaschuba, Wolfgang; Krebs, Melanie; Pilz, Madlen (Hg.): Die postsowjetische Stadt. Urbane Aushandlungsprozesse im Südkaukasus. Berliner Blätter Sonderheft 59 (2012).
- Kaschuba, Wolfgang; Tsypylma, Darieva; Krebs, Melanie (Hg.): Urban Spaces after Socialism. Ethnographies of Public Spaces in Eurasian Cities. Frankfurt/M., New York 2011.
- Katschnig-Fasch, Elisabeth (Hg.): Das ganz alltägliche Elend. Begegnungen im Schatten des Neoliberalismus. Wien 2003.
- Katschnig-Fasch, Elisabeth: Im Wirbel städtischer Raumzeiten. In: Karin Wilhelm, Gregor Langenbrinck (Hg.), City-Lights. Zentren Peripherien, Regionen. Interdisziplinäre Positionen für eine urbane Kultur. Wien 2002, S. 120-139.
- Katschnig-Fasch, Elisabeth: Möblierter Sinn. Städtische Wohn- und Lebensstile. Wien 1998, S. 94-108.
- Katschnig-Fasch, Elisabeth: Wege zum Selben. In: Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde: Frauenforschung. Hg. von Adelheid Schrutka-Rechtenstamm, 29 (1991-92), S. 51-60.
- Kazig, Rainer; Masson, Daniel; Thomas, Rachel (Hg.): Atmospheres and Mobilities. Mobile Culture Studies. The Journal 3 (2017): <https://unipub.unigraz.at/mcsj/periodical/titleinfo/2497765>.
- Kimminich, Eva et al. (Hg.): expressyourself! Europas kulturelle Identität zwischen Markt und Underground. Bielefeld 2007, S. 1-19.
- Kirshenblatt-Gimblett, Barbara: Performing the City. Reflections on the Urban Vernacular. In: John Leighton Case, Margaret Crawford, John Kaliski (Hg.), Everyday Urbanism. New York 2003: The Monacelli Press, S. 19-21.
- Klein, Naomi: No Logo! Der Kampf der Global Players um Marktmacht: ein Spiel mit vielen Verlierern und wenigen Gewinnern. München 2001.
- Knecht, Michi: Die andere Seite der Stadt. Armut und Ausgrenzung in Berlin. Köln 1999.
- Knecht, Michi; Niedermüller, Péter: Stadtethnologie und die Transformationen des Städtischen. Eine Einleitung. In: Berliner Blätter 17 (1998): Transformationen des Städtischen. Stadtethnologie in Europa, S. 3-13.
- Koch, Maria: Frauen erleben Stadt. Die Konstruktion der Geschlechterverhältnisse im öffentlichen Raum. Marburg 2013.
- Kocka, Jürgen (Hg.): Bürger und Bürgerlichkeit im 19. Jahrhundert. Bielefeld 1987.
- Kohl, Karl-Heinz: Abwehr und Verlangen. Frankfurt/M. 1987.

- Kokot, Waltraud (Hg.): Kultur der Obdachlosigkeit in der Hamburger Innenstadt. Eine Ethnologische Felduntersuchung. Münster u.a. 2004.
- Konau, Elisabeth: Raum und soziales Handeln. Studien zu einer vernachlässigten Dimension soziologischer Theoriebildung. Göttingen 1977.
- König, Fritz: Die europäische Stadt und die Kultur des Bürgertums im Mittelalter. Göttingen 1955.
- König, Gudrun M.: Ein Phänomen des Übergangs? Zur Feminisierung der Stadt in der Frauengeschichtsschreibung. In: Beiträge zur Volkskunde in Baden-Württemberg. Bd. 6. Stuttgart 1995, S. 235-245;
- König, Gudrun M.: Konsumkultur. Inszenierte Warenwelt um 1900. Wien u.a. 2009.
- König, Gudrun M.: Stadtgeschichte und Konstruktion der Geschlechter. Eine Forschungsskizze am Beispiel des Tübinger Marktplatzes. In: Tübinger Korrespondenzblatt 47, 9 (1996), S. 55-70.
- Koren, Hanns: Volksbrauch und Kirchenjahr. Salzburg, Leipzig 1934.
- Korff, Gottfried: Materialität und Kommunikation in der Großstadt. Berliner Notizen zur »inneren Urbanisierung«. In: Theodor Kohlmann, Hermann Bausinger (Hg.), Großstadt. Aspekte empirischer Kulturforschung. Berlin 1985, S. 343-361.
- Korff, Gottfried: S-Bahn-Ethnologie. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 93 (1990), S. 5-26.
- Korte, Hermann: Über Norbert Elias. Das Werden eines Menschenwissenschaftlers. Frankfurt/M. 1988.
- Koselleck, Reinhart: »Erfahrungsraum« und »Erwartungshorizont« – zwei historische Kategorien. In: Ders., Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten. Frankfurt/M. 1979, S. 349-375.
- Koselleck, Reinhart: »Krise«, in: Historisches Wörterbuch der Philosophie. Hg. von Joachim Ritter, Karlfried Gründer. Bd. 4. Darmstadt 1976, Sp. 1236-1241.
- Koselleck, Reinhart: Kritik und Krise. Eine Studie zur Pathogenese der bürgerlichen Welt. Frankfurt/M. 1979.
- Köstlin, Konrad: Der Alltag als Thema der Europäischen Ethnologie. In: Olaf Bockhorn et al. (Hg.), Alltagskulturen. Forschungen und Dokumentationen zu österreichischen Alltagen seit 1945. Wien 2006, S. 19-33.
- Krag, Helen Liesl: Man hat nicht gebraucht eine Reisegesellschaft. Wien 1992.
- Kramer, Dieter: Wem nützt Volkskunde? In: Zeitschrift für Volkskunde 1 (1970), S. 1-16.

Kraushaar, Wolfgang (Hg.): Die RAF und der linke Terrorismus. 2 Bde. Hamburg 2006.

Krzyżanowski, Ireneusz; Oberhuber, Florian: (Un)Doing Europe: Discourse and Practices in Negotiating the EU Constitution. Brüssel u.a. 2007.

L

Labor Migration (Hg.): Vom Rand ins Zentrum. Perspektiven einer kritischen Migrationsforschung (=Berliner Blätter 65). Berlin 2014.

Lachmann, Renate: Bogdan Bogdanović und seine Zerstörungsphilosophie. In: Davor Beganović, Peter Braun (Hg.), Krieg sichten. Zur medialen Darstellung der Kriege in Jugoslawien. München 2007, S. 105-127.

Laister, Judith; Lederer, Anton; Makovec, Margarethe (Hg.): Die Kunst des urbanen Handelns / The Art of Urban Intervention. Wien 2014.

Lampert, Regina: Die Schwabengängerin. Erinnerungen einer jungen Magd aus Vorarlberg (1864-1874). Hg. von Bernhard Tschöfen. Zürich 2000.

Lang, Barbara: Mythos Kreuzberg. Ethnographie eines Stadtteils (1961-1995). Frankfurt/M. 1998.

Latour, Bruno: Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie. Berlin 1995.

Latour, Bruno; Hermant, Emilie: Paris ville invisible. Paris 1998: La Découverte.

Lawson, Julie: The Problem of Poverty and the Picturesque. Thomas Annan's Old Closes and Streets of Glasgow (1868-1871). In: Scottish Photography Bulletin 2 (1990), S. 40-46.

Lefebvre, Henri: Die Revolution der Städte. Frankfurt/M. 1990 [Paris 1970].

Lefebvre, Henri: *Eléments de rythmanalyse*. Introduction à la connaissance des rythmes. Paris 1992: Syllepse.

Lefebvre, Henri: Kritik des Alltagslebens. Bd. 2. München 1974 [Paris 1947, 1958, 1961].

Lefebvre, Henri: La production de l'espace. Paris 2000 [1988]: Anthropos.

Lenz, Ramona: Mobilitäten in Europa. Migration und Tourismus auf Kreta und Zypern im Kontext des europäischen Grenzregimes. Wiesbaden 2010.

Levet, Natacha: Le polar marseillais: de l'identité textuelle au phénomène éditorial. In: Jacques Migozzi, Philippe Le Guern: *Productions du Populaire*. Limoges 2004: Presses Université de Limoges, S. 388-410.

Lewis, Oskar (und Ruth): Five Families; Mexican Case Studies in the Culture of Poverty. New York 1959: Basic Books 1959.

- Liehr, Günter: Marseille. Porträt einer widerspenstigen Stadt. Zürich 2013.
- Lindner, Rolf: Berlin, absolute Stadt. Eine kleine Anthropologie der großen Stadt. Berlin 2016.
- Lindner, Rolf: Das andere Ufer. Zwei-Kulturen-Metapher und Großstadtforschung. In: Theodor Kohlmann, Hermann Bausinger (Hg.), Großstadtvolkskunde. Aspekte empirischer Kulturforschung. Berlin 1985, S. 297-304.
- Lindner, Rolf: Der Habitus der Stadt – ein kulturgeographischer Versuch. In: Petermanns Geographische Mitteilung 147, 2 (2003), S. 46-53.
- Lindner, Rolf: Die Entdeckung der Stadtkultur. Soziologie aus der Erfahrung der Reportage. Frankfurt/M. 1990.
- Lindner, Rolf: Die kulturelle Textur der Stadt. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 104 (2008), S. 137-147.
- Lindner, Rolf: Die U-Bahn als paradigmatischer Ort. In: kuckuck. Notizen zu Alltagskultur 1 (1994), S. 20-22.
- Lindner, Rolf: Offenheit – Vielfalt – Gestalt. Die Stadt als kultureller Raum. In: Friedrich Jaeger, Jörn Rüsen (Hg.), Handbuch der Kulturwissenschaften. Themen und Tendenzen. 3 Bde. Stuttgart, Weimar 2004, Bd. 3: S. 385-398.
- Lindner, Rolf: Serendipity und andere Merkwürdigkeiten. In: Vokus 22 (2012), S. 5-12.
- Lindner, Rolf: Spür-Sinn. Oder: Die Rückgewinnung der »Andacht zum Unbedeutenden«. In: Zeitschrift für Volkskunde 2 (2011), S. 155-169.
- Lindner, Rolf: Stranger than Fiction. Die Entdeckung der Stadtkultur. In: Birgit Brandner et al. (Hg.), Kulturerlebnis Stadt. Theoretische und praktische Aspekte der Stadtkultur. Wien 1994, S. 51-66.
- Lindner, Rolf: Textur, *imaginaire*, Habitus – Schlüsselbegriffe der kulturanalytischen Stadtforschung. In: Helmuth Berking, Martina Löw, (Hg.), Die Eigenlogik der Städte. Frankfurt/M. 2008, S. 83-94.
- Lindner, Rolf: Vorüberlegungen zu einer Anthropologie der Stadt. In: Volkskunde in Sachsen 16 (2004), S. 177-188.
- Lindner, Rolf: Walks on the wild side. Eine Geschichte der Stadtforschung. Frankfurt/ M. 2004.
- Lipp, Carola: Alltagsforschung im Grenzbereich von Volkskunde, Soziologie und Geschichte. In: Zeitschrift für Volkskunde 1 (1993), S. 1-33.
- List, Elisabeth: Ethik des Lebendigen. Weilerswist-Metternich 2009.
- Livingstone, David: The tradition of geography. Episode in the history of a contested enterprise. Oxford, Cambridge Mass. 2001: Blackwell.

- Löfgren, Orvar: On the Anatomy of Culture. In: *Ethnologia Europaea* XII, 1 (1981), S. 26-46.
- Löfgren, Orvar; Ehn, Billy: *Nichtstun. Eine Kulturanalyse des Ereignislosen und Flüchtigen*. Hamburg 2012.
- Löw, Martina: *Eigenlogische Strukturen – Differenzen zwischen Städten als konzeptuelle Herausforderung*. In: Helmuth Berking, Dies. (Hg.), *Die Eigenlogik der Städte*. Frankfurt/M. 2011.
- Low, Setha M.: *The Anthropology of Cities. Imagining and Theorizing the City*. In: *Annual Review of Anthropology*, Bd. 25 (1996), S. 383-409.
- Lowenthal, David: *The past is a foreign country – revisited*. Cambridge 2015.
- Luggauer, Elisabeth: *»An die Leine!« Hunde in städtischen Ordnungsdiskursen*. Weimar 2017.
- Lutz, Helma; Amelina, Anna: *Gender, Migration, Transnationalisierung. Eine intersektionelle Einführung*. Bielefeld 2017.
- Lynch, Kevin: *The image of the city*. Cambridge Mass. 1960: MIT Press.

M

- Maderthaner, Wolfgang: *Anspruchsvolle Schäbigkeit. Zur Wiener Unterschicht um 1900*. In: Rolf Lindner, Lutz Musner (Hg.), *Unterschicht. Kulturwissenschaftliche Erkundungen der »Armen« in Geschichte und Gegenwart*. Berlin, Wien 2008, S. 123-141.
- Makdisi, Saree: *Beirut, A City without History?* In: Ussama Makdisi, Paul A. Silverstein (Hg.), *Memory and Violence in the Middle East and North Africa*. Bloomington 2006: Indiana University Press, S. 201-214.
- Makdisi, Saree: *Laying Claim to Beirut: Urban Narrative and Spatial Identity in the Age of Solidere*. In: *Critical Inquiry* 23 (1997), S. 661-705.
- Malaquais, Jean: *Planète sans Visa*. Marseille 1999 [1942]: Phébus.
- Malli, Gerlinde; Reckinger, Gilles; Reiners, Diana: *Bürgerschreck Punk. Lebenswelten einer unerwünschten Randgruppe*. Wien 2006.
- Mann, Heinrich: *Berlin*. In: Christian Jäger, Erhard Schütz (Hg.), *Glänzender Asphalt. Berlin im Feuilleton der Weimarer Republik*. Berlin 1994 [1921], S. 13-19.
- Marcus, George: *Ethnography in/of the World System: The Emergence of Multi-Sited Ethnography*. In: *Annual Review of Anthropology* 24 (1995), S. 95-117.

- Marcuse, Peter: Die »Stadt« – Begriff und Bedeutung. In: Helmuth Berking (Hg.), *Die Macht des Lokalen in einer Welt ohne Grenzen*. Frankfurt/M., New York 2006, S. 201-215.
- Marx, Karl: Theorien über den Mehrwert. Erster Teil. In: Ders., *Friedrich Engels, Werke*, Bd. 26, 1. Berlin 1985.
- Maus, Heinz: Zur Vorgeschichte der empirischen Sozialforschung. In: Stephan Möbius, Andrea Ploder (Hg.), *Handbuch Geschichte der deutschsprachigen Soziologie*. Wiesbaden 2016, S. 1-24.
- Mayhew, Henry: *Die Costermonger. Ethnographie einer Subkultur im Viktorianischen London*. Berlin 2003 (engl. *The Street Folk. London Labour and the London Poor*. London 1850-52).
- Mc Guigan, Jim: *Cultural Analysis*. London 2010.
- Menhard, Johanna: Entanglements on and with the street. Ethnographical explorations on intra-actions of smartphones and bodies in motion. In: J. Rolshoven, Judith Laister (Hg.): *Die Straße – Ein Stadtraum in Bewegung (=Mobile Culture Studies. The Journal (mcsj). Sonderband 1: mcs_lab, S. 25-42: <https://unipub.uni-graz.at/mcsj/periodical/titleinfo/5351584>*.
- Merkel, Ina: Außerhalb von Mittendrin. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 98. Jg. (2002), S. 229-256.
- Michel, Boris: *Stadt und Gouvernamentalität*, Münster 2005.
- Michel, Boris: Städtische Gouvernamentalität. In: *Linksnet* 2009, <https://www.linksnet.de/artikel/24356> (10.08.2020).
- Miles, Malcolm; Hall Tim, Borden Iain (Hg.), *The City Cultures Reader*. London 2000: Routledge.
- Miller, Daniel (Hg.): *Car Cultures*. Oxford 2001: Berg.
- Moebius, Stephan: Marcel Mauss. Konstanz 2006.
- Moranjak-Bamburać, Nirman: On the Problem of Cultural Syncretism in Bosnia and Herzegovina. In: *Wiener Slawistischer Almanach, Sonderband 52: Bosnien-Herzegovina. Interkultureller Synkretismus*. Wien, München 2001, S. 5-42.
- Muhammad, Asima; Adila Batoob, Syeda; Nawaz Chaudhry, Muhammad: Scavengers and their role in the recycling of waste in Southwestern Lahore. In: *Resources, Conservation and Recycling* 58 (2012), S. 152-162.
- Müller, Lothar: Modernität, Nervosität und Sachlichkeit. Das Berlin der Jahrhundertwende als Hauptstadt der »neuen Zeit«. In: *Mythos Berlin. Zur Wahrnehmungsgeschichte einer industriellen Metropole (Katalog zur Ausstellung)*, Berlin 1987, S. 79-92.

Mumford, Lewis: *The City in History*. San Diego 1961 [1938]: Harcourt, Brace & World.

Musil, Robert: *Der Mann ohne Eigenschaften*. Reinbek bei Hamburg 2002 [1930].

N

Neckel, Sighard: Zwischen Robert E. Park und Pierre Bourdieu: Eine dritte »Chicago School«? In: *Soziale Welt* 47, 1 (1997), S. 71-84.

Néel, Alexandra David: *Wanderer mit dem Wind*. Reisetagebücher in Briefen 1904-1917. Wiesbaden 1979.

Niedermüller, Péter: *Ethnographie Osteuropas: Wissen, Repräsentation, Imagination*. In: Konrad Köstlin, Herbert Nikitsch (Hg.), *Ethnographisches Wissen. Zu einer Kulturtechnik der Moderne*, Wien 1999, S. 42-67.

Niedermüller, Péter: *Europäische Ethnologie. Deutungen, Optionen, Alternativen*. In: Konrad Köstlin et al. (Hg.), *Die Wende als Wende? Orientierungen europäischer Ethnologien nach 1989*. Wien 2002, S. 27-62.

Niedermüller, Péter: *Stadt, Kultur(en), Macht. Zu einigen Aspekten »spätmoderner« Stadte ethnologie*. In: *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* LII (1988), S. 279-301.

Nikitsch, Herbert: Adelgard Perkmann – eine fachgeschichtliche Notiz. In: *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* 102/53 (1999), S. 359-369.

Nikitsch, Herbert: *Wie es den Volkskundlern bei den Stadtleuten erging. Anmerkungen zur österreichischen Stadtvölkskunde*. In: Olaf Bockhorn u.a. (Hg.), *Urbane Welten. Referate der österreichischen Völkskundetagung 1998 in Linz*. Wien 1999, S. 59-75.

Nikitsch, Herbert: *Zur Geschichte des Instituts*. In: Ders., Brigitta Schmid-Laubert (Hg.), *Hanuschgasse 3. 50 Jahre Institut für Europäische Ethnologie*. Wien 2014, S. 19-39.

Nipperdey, Thomas: *Deutsche Geschichte 1800-1866. Bürgerwelt und starker Staat*. München 1983.

Nussbaum, Martha C.: *Cultivating Humanity: A Classical Defense of Reform in Liberal Education*. Cambridge, Mass. 1997: Harvard University Press.

Nussbaum, Martha C.: *Not for Profit. Why Democracy needs the Humanities*. Princeton, Oxford 2016: Princeton University Press.

O

- Oberhuber, Florian: Europa als Friedensprojekt. In: Europa der Vielfalt. Arbeitsmaterialien des Demokratiezentrum Wien. Wien 2009, <https://www.demokratiezentrum.org>.
- Olive, Marcel: Marseille au cœur. Souvenirs des vieux quartiers. Marseille 2015: Gaussen.
- Oomen, Barbara: Cities of Refuge. Rights Culture and the Creation of Cosmopolitan Cityzenship. In: Rosematie Buikema et al. (Hg.), Cultures, Citizenship and Human Right. London, New York 2019: Routledge, S. 121-136.
- Oong, Aihwa: Flexible Citizenship: The Cultural Logics of Transnationality. Durham NC 1999: Duke University Press.
- Oong, Aihwa: Flexible Staatsbürgerschaften. Die kulturelle Logik von Transnationalität. Frankfurt/M. 2005.
- Ortner, Sherry B.: Dark anthropology and its others. Theory since the eighties. In: Journal of Ethnographic Theory 6, 1 (2016), S. 47-73.
- Ottenbacher, Albert: Eugenie Goldstern. Eine Biographie. Wien 1999.

P

- Painter, Joe: Urban citizenship and rights to the city. Project Report. International Centre for Regional Regeneration and Development Studies, Durham 2005, S. 1-24.
- Pamuk, Orhan: Istanbul. Erinnerungen an eine Stadt. Frankfurt/M. 2013 [2003].
- Park, Robert E.: Die Stadt als räumliche Struktur und als sittliche Ordnung. In: Peter Atteslander, Bernd Hamm (Hg.), Materialien zur Siedlungssociologie. Köln 1974, S. 90-100.
- Park, Robert E.: Human Migration and the Marginal Man. In: American Journal of Sociology 33 (1928), S. 881-893.
- Park, Robert E.: The City: Suggestions for the Study of Human Nature in the Urban Environment. In: The American Journal of Sociology 20, 5 (1915), S. 577-612.
- Park, Robert E.; Tristram Thompson, Edgar: Race relations and the Race Problem. A Definition and an Analysis. Durham, NC 1939: Duke University Press.
- Park, Robert Ezra: La ville. Propositions de recherche sur le comportement humain en milieu urbain. In: Yves Grafmeyer, Isaac Joseph (Hg.), L'école

- de Chicago. Naissance de l'écologie urbaine. Paris 1990: Flammarion, S. 83-130.
- Parsons, Deborah: *Streetwalking the Metropolis: Women, the City, and Modernity*. Oxford 2000: Oxford University Press.
- Payer, Peter: In den »Schlammvierteln« moderner Großstädte. Die Journalistin Else Spiller und ihr Buch »Slums« (1911). In: *Wiener Geschichtsblätter* 1 (2008), S. 1-24.
- Peesch, Reinhard: *Die Fischerkommunen auf Rügen und Hiddensee*. Berlin 1961.
- Péraldi, Michel et al.: *Sociologie de Marseille*. Paris 2015: La Découverte.
- Perec, Georges: *Versuch, einen Platz in Paris zu erfassen*. Regensburg 2010 [Paris 1975].
- Pétonnet, Colette: *Ces gens-là*. Paris 2017 [1968]: CNRS Éditions.
- Pétonnet, Colette: Freischwebende Beobachtungen auf einem Pariser Friedhof. In: Johanna Rolshoven (Hg.), »Hexen, Wiedergänger, Sans-Papiers...« *Kulturtheoretische Reflexionen zu den Rändern des sozialen Raumes*. Marburg 2003, S. 91-103.
- Pétonnet, Colette: L'anonymat ou la pellicule protectrice. In: *Le temps de la réflexion* VIII (1987): *La ville inquiète*, S. 247-261.
- Pétonnet, Colette: *L'Observation flottante. L'exemple d'un cimetière Parisien*. In: *L'Homme* 22, 4 (1982), S. 27-46.
- Pétonnet, Colette: *Variations sur le bruit sourd d'un mouvement continu*. In: Jacques Gutwirth, Dies. (Hg.), *Chemins de la ville*. Paris 1987: CTHS, S. 247-261.
- Pierce, Charles Sanders: Trichotomic. In: *The Essential Peirce. Selected Philosophical Writings*, Vol. 1 (1867-1893). Hg. Nathan Houser, Christian Kloesel. Bloomington: Indiana University Press 1992, S. 280-294.
- Pink, Sarah: An urban tour: The sensory sociality of ethnographic place-making. In: *Ethnography* 9, 2 (2008), S. 175-196.
- Pollack, Martin: *Kaiser von Amerika. Die große Flucht aus Galizien*. Wien 2010.
- Popper, Karl: *Die offene Gesellschaft und ihre Feinde*. 2 Bde. Frankfurt/M. 2003 [1945].
- Prisching, Manfred: *Krisen. Eine soziologische Untersuchung*. Wien, Köln, Graz 1986.
- Puzon, Katarzyna: *Memory and Artistic production in a Post-War Arab City*. In: Des O'Rawa, Mark Phelan (Hg.), *Post-Conflict Performance. Film and*

Visual Arts, Contemporary Performance Interactions. London 2016: Palgrave, S. 265-283.

Puzon, Katarzyna: Saving Beirut. Heritage and the City. In: *International Journal for Heritage Studies* 25, 9 (2019), S. 914-925.

R

Rabinowitz, Dan; Monterescu, Daniel: Reconfiguring the »Mixed Town«. Urban Transformations of ethnonational Relations in Palestine and Israel. In: *International Journal of Middle East Studies* 40 (2008), S. 195-226.

Ragusa, Ilma: Mehr Meer. Erinnerungspassagen. Graz, Wien 2009.

Raibaud, Yves: Durable, mais inégalitaire: la ville. In: Nicole Mosconi, Marion Paoletti, Yves Raibaud (Hg.): *le genre, la ville (=Travail, Genre, et Sociétés* 33 (2015)), S. 29-47.

Rassem, Mohammed; Stagl, Justin (Hg.): Statistik und Staatsbeschreibung in der Neuzeit vornehmlich im 16.-18. Jahrhundert. Paderborn 1980.

Raulin, Anne: Anthropologie urbaine. Paris 2014: Armand Colin.

Reckwitz, Andreas: Die Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne. Berlin 2017.

Reckwitz, Andreas: Die Selbstkulturalisierung der Stadt. Zur Transformation moderner Urbanität in der »creative city«. In: *Mittelweg* 18, 2 (2009), S. 2-34.

Reulecke, Jürgen (Hg.): Geschichte des Wohnens. 1800-1918. Das bürgerliche Zeitalter, Bd. 3, Stuttgart 1997.

Ricoeur, Paul: *La mémoire, l'histoire et l'oubli*. Paris 2000: Seuil.

Riehl, Wilhelm Heinrich: Land und Leute. Die Naturgeschichte des deutschen Volkes als einer deutschen Social-Politik. Bd. 1. Stuttgart, Tübingen 2012 [1854], S. 63-102.

Riehl, Wilhelm Heinrich: Volkskunde als Wissenschaft. In: *Culturstudien aus drei Jahrhunderten*. Berlin 1935 [1859], S. 205-229.

Rienits, Tim: Open City. In: *workbook. Workshop 4th International Architecture Biennale Rotterdam* 17./18. July 2008. [Zürich 2008], S. 25-34.

Rienits, Tim; Sigler, Jennifer; Christiaanse, Kees (Hg.): *Open City: Designing Coexistence*. Catalogue Architecture Biennale Rotterdam 2009: Sun.

Rilke, Rainer Maria: *Duineser Elegien*. Leipzig 1923.

Roberts, Marion; Sánchez de Madariaga, Inés (Hg.): *Fair Shared Cities. The Impact of Gender Planning in Europe*. London, New York 2016: Routledge.

- Rodt, Cäcilie von: Reise einer Schweizerin um die Welt. Neuenburg o. Jg. (1903/4).
- Rothe, Conni: »...und raus bist Du!« Wie soziale Probleme in der Berliner Innenstadt ausgeblendet werden. In: Michi Knecht (Hg.), Die andere Seite der Stadt. Köln u.a. 1999, S. 30-41.
- Rolshoven, Johanna et al. (Hg.): Mobilitäten! (=Voyage. Jahrbuch für Reise- und Tourismusforschung). Berlin 2014.
- Rolshoven, Johanna: Cleanness, Order, and Security: The Re-Emergence of Restrictive Definitions of Urbanity in Europe. In: Eveline Dürr, Rifke Jaffe (Hg.), Urban Pollution. Cultural Meanings, Social Practises. New York, Oxford 2009: Berghan, S. 163-177.
- Rolshoven, Johanna: Das Figurativ der Vagabondage. In: Dies., Maria Maierhofer (Hg.), Das Figurativ der Vagabondage. Kulturanalysen mobiler Lebensweisen. Bielefeld 2012, S. 15-29.
- Rolshoven, Johanna: Der Rand des Raumes. Kulturwissenschaftliche Überlegungen zum Thema Übergang. In: Dies. (Hg.), Hexen Wiedergänger, Sans-Papiers... Kulturtheoretische Reflexionen zu den Rändern des sozialen Raumes. Marburg 2003, S. 7-17.
- Rolshoven, Johanna: Die Stadt und das Städtische sind eine Welt, die mehr ist als die Summe ihrer Teile. Zu einigen Vergesslichkeiten der Stadtforschung. In: Konrad J. Kuhn, Katrin Sontag, Walter Leimgruber (Hg.), Lebenskunst. Erkundungen zu Biographie, Lebenswelt und Erinnerung. Festschrift für Jacques Picard. Köln u.a. 2017, S. 96-107.
- Rolshoven, Johanna: Die Straßen dieser Welt. Ein Essay zu Stadtbewegungen im Frühling 2019. In: Nicole Pruckermayr (Hg.), Demokratie und Frieden auf der Straße. Comrade Conrade – Kunst-, Forschungs- und Friedensprojekt in Graz 2016-2019. Graz 2019, S. 226-243.
- Rolshoven, Johanna: Die Straßenbahn als technischer und sozialer Raum. Eine Skizze am Beispiel der Basler »Trambevölkerung«. In: Dies.; Thomas Hengartner (Hg.), Technik-Kultur. Formen der Veralltäglichung von Technik – Technisches als Alltag. Zürich 1998, S. 217-241.
- Rolshoven, Johanna: Dimensionen des Politischen. Ein Rückholaktion. In: Johanna Rolshoven, Ingo Schneider (Hg.), Dimensionen des Politischen. Ansprüche und Herausforderungen der Empirischen Kulturwissenschaft. Berlin 2018, S. 15-34.
- Rolshoven, Johanna: Europäische Ethnologie – Diagnose oder Prognose der kulturwissenschaftlichen »Volkskunde«. In: Reinhard Jöhler, Bernhard

- Tschofen (Hg.), Europäische Ethnologie (=Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 15, 4 (2004)), S. 73-87.
- Rolshoven, Johanna: Feldforschung als Interaktion. In: Basler Zeitschrift für Geographie. Regio Basiliensis 1 (1995), S. 5-10.
- Rolshoven, Johanna: Französische Ethnologinnen im Widerstand. Kulturanalytische Zugänge zu einer europäischen Fachgeschichte. In: Burkhart Pöttler et al. (Hg.): Fundstücke europäisch ethnologischen Forschens. Münster u.a. 2018, S. 21-40.
- Rolshoven, Johanna: Gehen in der Stadt (2001). In: Justin Winkler (Hg.), »Gehen in der Stadt«. Ein Lesebuch zur Poetik und Rhetorik des städtischen Gehens. Marburg 2017, S. 95-111.
- Rolshoven, Johanna: Innenstadt. Ein kulturanalytischer Ansatz. In: Deutsche Akademie für Landes- Und Raumplanung (Hg.), Die Zukunft der Innenstadt. (=Almanach 2011/12). Darmstadt 2012, S. 53-64.
- Rolshoven, Johanna: Kultur, ein Theater der Komplikationen. Unfertige Gedanken zum Selbstmordattentat. In: MAKUFEE. Online-Schriften aus der Marburger Kulturwissenschaftlichen Forschung und Europäischen Ethnologie, Bd. 7 (2016), S. 1-22.
- Rolshoven, Johanna: Kultur, Handlung und Gesellschaft. Ein Vogelflug über Denkgrundlagen und Haltungen des 20. Jahrhunderts. In: Kuckuck. Notizen zur Alltagskultur 1 (2020): Handeln, S. 6-11.
- Rolshoven, Johanna: Mediterranität als Lebensstil. In: Karlheinz Wöhler (Hg.), Erlebniswelten. Herstellung und Nutzung touristischer Welten. Münster 2005, S. 59-69.
- Rolshoven, Johanna: Mobile Culture Studies. Kulturwissenschaftliche Mobilitätsforschung als Beitrag zu einer bewegungsorientierten Ethnographie der Gegenwart. In: Sonja Windmüller et al. (Hg.), Kultur-Forschung. Berlin 2009, S. 91-101.
- Rolshoven, Johanna: Mobile Culture Studies. Reflecting moving culture and cultural movements. In: Jussi Lehtonen, Sala Tenkanen (Hg.), Ethnology in the 21st Century. Transnational reflections on past, present, and future. Turku 2010, S. 192-202.
- Rolshoven, Johanna: Mobilitätskulturen im Parkour. Überlegungen zu einer kulturwissenschaftlichen Mobilitätsforschung. In: Reinhard Johler et al. (Hg.), Mobilitäten. Europa in Bewegung als Herausforderung kulturanalytischer Forschung. Göttingen 2011, S. 52-60.
- Rolshoven, Johanna: Multilokalität als Lebensweise in der Spätmoderne. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde II (2007), S. 157-179.

- Rolshoven, Johanna: Multilokalität als Theorem der Kulturanalyse. Akteurzen- trierte Perspektiven der Kulturanthropologie. In: Rainer Danielzyk et al. (Hg.), *Multilokale Lebensführungen und räumliche Entwicklungen: ein Kompendium*. Hannover 2020, S. 35-41.
- Rolshoven, Johanna: *Provencebild mit Lavendel. Die Geschichte eines Geru- ches in seiner Region*. Bremen 1991.
- Rolshoven, Johanna: Stadtsicherheit 2.0. Camouflage der Widersprüche. In: Jürgen Krusche (Hg.), *Die ambivalente Stadt. Gegenwart und Zukunft des öffentlichen Raums*. Zürich 2017, S. 34-47.
- Rolshoven, Johanna: The Temptations of the Provisional. Multilocality as a Way of Life. In: *Ethnologia Europaea* 37, 1-2 (2008), S. 17-25.
- Rolshoven, Johanna: Town-Country-Flow / Stadt-Land-Fluss. Second Home- Scapes as New Social Spaces and Strongholds of Urban Rurality. In: *Eth- nologia Fennica* 30 (2003), S. 5-13.
- Rolshoven, Johanna: Übergänge und Zwischenräume. Eine Phänomenolo- gie von Stadtraum und »sozialer Bewegung«. In: Waltraud Kokot, Tho- mas Hengartner, Kathrin Wildner (Hg.), *Kulturwissenschaftliche Stadt- forschung*. Berlin 2000, S. 107-122.
- Rolshoven, Johanna: What about Cultural Studies in Architecture? In: Dies., Manfred Omahna (Hg.), *Reziproke Räume. Texte zu Kulturanthropologie und Architektur*. Marburg 2013, S. 14-24.
- Rolshoven, Johanna; Laister, Judith (Hg.): *Die Straße – Ein Stadtraum in Be- wegung (= Mobile Culture Studies. The Journal (mcsj) 1 (2020): Sonderband 1: mcs_lab*: <https://unipub.uni-graz.at/mcsj/periodical/titleinfo/5351584>.
- Rolshoven, Johanna; Winkler, Justin: *Übergänge im Stadtraum. Texte von Wahrnehmungsübungen*. Basel 1996.
- Römhild, Regina: No Integration?! Aus der Perspektive der Migration. Die Kosmopolitisierung Europas. In: Sabine Hess, Jana Binder, Johannes Mo- ser (Hg.), *No Integration?! Kulturwissenschaftliche Beiträge zur Integra- tionsdebatte in Europa*. Bielefeld 2009, S. 225-239.
- Rosenberg, Harriet G.: *A negotiated world. Three centuries of change in a French Alpine community*. Toronto 1988: University of Toronto Press.
- Roth, Joseph: *Juden auf Wanderschaft* (1927). München 2013.
- Rumpf, Max: Die Großstadt als Lebensform und in ihrer sozialen Prägestkraft. In: *Kölner Vierteljahreshefte für Soziologie* 10 (1931/32), S. 200-219.
- Rumpf, Max: Vergangenheits- und Gegenwartsvolkskunde – Volkskunde und Soziologie. In: *Kölner Vierteljahreshefte für Soziologie* 9 (1930/31), S. 407-429.

Rüsen, Jörn: *Zerbrechende Zeit. Über den Sinn der Geschichte*. Köln u.a. 2001.

S

S5-Stadt. Agglomeration im Zentrum, <https://www.s5-stadt.ch/> (10.12.2020).

Salazar, Noel B.: Towards an anthropology of cultural mobilities. In: *Crossings. Journal of Migration and Culture* 1, 1 (2010), S. 53-68.

Saldern, Adelheid: *Häuserleben. Zur Geschichte städtischen Arbeiterwohnens vom Kaiserreich bis heute*. Bonn 1995.

Sassen, Saskia: The urbanizing of global challenges. Can cities reinvent their civic capacities? In: *Dérive: Understanding Stadtforschung* 40-41 (2010), S. 16-19.

Schaefer, Kerstin: *Zwischen Departure und Arrival. Eine Ethnographie des aeromobilien Unterwegsseins*. Göttingen 2017.

Scharfe, Martin: Geschichtlichkeit. In: Hermann Bausinger, Utz Jeggle, Gottfried Korff, Martin Scharfe: *Grundzüge der Volkskunde*. Darmstadt 1999 [1978], S. 127-203. 4

Scharfe, Martin: *Menschenwerk. Erkundungen über Kultur*. Köln 2002.

Scharfe, Martin: *Signaturen der Kultur. Studien zum Alltag und zu seiner Erforschung*. Marburg 2011.

Schlögel, Karl: *Heisse Orte, kalte Orte*. In: Ders., *Im Raume lesen wir die Zeit. Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik*. München 2003, S. 292-303.

Schlör, Joachim: *Das Ich der Stadt. Debatten über Judentum und Urbanität, 1822-1938*. Göttingen 2005.

Schlör, Joachim: Marlene Dietrich auf dem Schiff von New York nach Southampton. In: Beate Binder, Moritz Ege, Anja Schwanhäuser, Jens Wieteschorke (Hg.), *Orte. Situationen. Atmosphären: Kulturanalytische Skizzen*. Für Rolf Lindner. Frankfurt, New York 2010, S. 77-86.

Schlör, Joachim: *Nachts in der großen Stadt. Paris, Berlin, London, 1840-1930*. München 1991.

Schlör, Joachim: *Tel Aviv. Vom Traum zu Stadt*. Gerlingen 1996.

Schlör, Joachim: Towards Jewish Maritime Studies. In: *Jewish Culture and History* 13, 1 (2012), S. 1-6.

Schmidt, Gunnar: *Flüchtige Abbilder*. In: *Medienästhetik o.O., o. Jg.*, <https://www.medienaesthetik.de/fotografie/fluechtige.html> (15.12.2020).

Schmidt-Lauber, Brigitta (Hg.): *Andere Urbanitäten. Zur Pluralität des Städtischen*. Wien 2018.

- Schmidt-Lauber, Brigitta (Hg.): *Mittelstadt. Urbanes Leben jenseits der Metropole*. Frankfurt/M. 2010.
- Schmidt-Lauber, Brigitta: *Der Alltag und die Alltagskulturwissenschaft. Einige Gedanken über einen Begriff und ein Fach*. In: Michaela Fenske (Hg.), *Alltag als Politik – Politik im Alltag. Dimensionen des Politischen in Vergangenheit und Gegenwart. Ein Lesebuch für Carola Lipp*. Berlin 2010, S. 45-61.
- Scholze, Thomas: *Im Lichte der Großstadt. Volkskundliche Erforschung metropolitaner Lebensformen*. Wien 1990.
- Schopenhauer, Johanna: *Reise von Paris durch das südliche Frankreich bis Chamouny*. Wien 1826.
- Schriewer, Klaus: *Die strukturelle Lebensformanalyse. Ein Beitrag zur volkskundlichen Theoriediskussion*. Marburg 1993.
- Schulze, Gerhard: *Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart*. Frankfurt/M. 1992.
- Schütz, Alfred: *Strukturen der Lebenswelt*. In: Ders., *Gesammelte Aufsätze*. Bd. 3: *Studien zur phänomenologischen Philosophie*. Den Haag 1971, S. 153-170.
- Sennett, Richard: *Die offene Stadt. Eine Ethik des Bauens und Bewohnens*. München 2018.
- Sheller, Mimi; Urry, John: *The New Mobilities Paradigm*. In: *Environment and Planning* 38, 2 (2006), S. 207-226.
- Siebel, Walter (Hg.): *Die europäische Stadt*. Frankfurt/M. 2004.
- Siebel, Walter: *Die Kultur der Stadt*. Berlin 2015.
- Siebel, Walter: *Was macht eine Stadt urban?* (1994), S. 5-20: <https://docplayer.org/15208386-Walter-siebel-was-macht-eine-stadt-urban.html> (14.10.2020).
- Siegfried, Walter: *Mensch – Bewegung – Raum*. Zürich 1977.
- Sieverts, Thomas: *Zwischenstadt, zwischen Ort und Welt, Raum und Zeit, Stadt und Land*. Braunschweig, Wiesbaden 1999.
- Simmel, Georg: *Die Gross-Städte und das Geistesleben* (1903). In: Ders.: *Das Individuum und die Freiheit*. Frankfurt/M. 1993 [1957], S. 192-204.
- Simmel, Georg: *Die Großstädte und das Geistesleben*. In: Theodor Petermann (Hg.), *Die Großstadt. Vorträge und Aufsätze zur Städteausstellung. Dresden 1903*, S. 185-206.
- Singelstein, Tobias; Stolle, Peer: *Die Sicherheitsgesellschaft. Soziale Kontrolle im 21. Jahrhundert*. Wiesbaden 2008.

- Soeffner, Hans-Georg: *Auslegung des Alltags – der Alltag der Auslegung. Zur wissenschaftssoziologischen Hermeneutik.* Frankfurt/M. 1989.
- Spiller, Else: *Slums. Erlebnisse in den Schlammtvierteln moderner Großstädte* (1911). Hg. Peter Payer. Wien 2008.
- Spindler, Susanne: *Feminisierung von Migration – Formen und Folgen weiblicher Wanderungsprozesse.* In: Gudrun Hentges, Hans-Wolfgang Platzer (Hg.), *Europa quo vadis? Ausgewählte Problemfelder europäischer Migrationspolitik.* Wiesbaden 2011, S. 171-186.
- Spring, Ian: *Midnight Scenes and Social Photographs. Thomas Annan's Glasgow.* In: Debra N. Mankoff, D.J. Trela (Hg.), *Victorian Urban Settings. Essays on the Nineteen Century Cities and Its Contexts.* New York, London: Garland 1996, S. 195-213.
- Stagl, Justin: *Die empirischen Grundlagen der Bevölkerungstheorie von Thomas Robert Malthus. Ein Beitrag zur Geschichte der Sozialforschung im ausgehenden 18. Jahrhundert.* In: *Zeitschrift für Politik* NF 28, 2 (1981), S. 69-180.
- Štiks, Igor: *Elijahova stolica.* Zagreb 2006.
- Stratigakos, Despina: *Women in the Modern Metropolis.* In: Dorothee Brantz et al. (Hg.), *Thick Space. Approaches to Metropolitanism.* Bielefeld 2012, S. 279-306.
- Strauss, Anselm; Corbin, Juliet: *Grounded Theory. Grundlagen Qualitativer Sozialforschung.* Weinheim 1996.
- Ströker, Elisabeth: *Philosophische Untersuchungen zum Raum.* Frankfurt/M. 2011 [1965].
- Stumberger, Rudolf: *Klassen-Bilder. Sozialdokumentarische Fotografie.* Konstanz 2007.

T

- Talve, Ilmar: *Finnish Folk Culture.* Helsinki 1997.
- Talve, Ilmar: *Suomen kansakulttuuri. Historiallisia päälinjoja.* Helsinki 1979.
- Taylor, Charles: *Multikulturalismus und die Politik der Anerkennung.* Frankfurt/M. 2009 [1992].
- Thibaud, Jean-Paul: *Commented City Walks.* In: *Journal of Mobile Culture* 7, 1 (2013), S. 1-32.
- Thibaud, Jean-Paul: *Le baladeur dans l'espace public urbain. Essai sur l'instrumentation sensorielle de l'interaction sociale.* Grenoble 1992: CRESSON, Institut d'Urbanisme de Grenoble.

- Thomas, Rachel (Hg.): *Marcher en ville: faire corps, prendre corps, donner corps aux ambiances urbaines*. Paris 2020: eac.
- Tillion, Germaine: *Frauenkonzentrationslager Ravensbrück*. Lüneburg 1998.
- Tillion, Germaine: *Il était une fois l'ethnographie*. Paris 2000: Seuil.
- Tillion, Germaine: *Le Harem et les cousins*. Paris 1966: Seuil.
- Tillion, Germaine: *Ravensbrück*. Paris 1973, 1988 [1946]: Seuil.
- Topalov, Christian: *Maurice Halbwachs et les villes (1908-1912). Une enquête d'histoire sociale des sciences sociales*. In: *Annales. Histoire, Sciences Sociales* 5 (1997), S. 1057-1083.
- Tornatore, Jean-Louis: *L'invention de la Lorraine industrielle. Quêtes de reconnaissance, politiques de la mémoire*. Paris 2010: Riveneuve.
- Treinen, Heiner: *Symbolische Ortsbezogenheit. Eine soziologische Untersuchung zum Heimatproblem*. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 17 (1965), S. 73-95; S. 254-297.
- Trummer, Manuel; Decker, Anja (Hg.): *Das Ländliche als kulturelle Kategorie. Aktuelle kulturwissenschaftliche Perspektiven auf Stadt-Land-Beziehungen*. Bielefeld 2020.
- Tschofen, Bernhard: *Vom Alltag. Schicksale des Selbstverständlichen in der Europäischen Ethnologie*. In: Olaf Bockhorn et al (Hg.), *Alltagskulturen. Forschungen und Dokumentationen zu österreichischen Alltagen seit 1945*. Wien 2006, S. 91-102.
- Tusch, Roland: *Städtebauliche Strukturen in Warschau. Ein Bild der polnischen Hauptstadt am Beginn des 21. Jahrhunderts*. In: *dérive* 43, 4-6 (2011), S. 9-14.

V

- Viard, Jean: *Éloge de la mobilité. Essai sur le capital temps libre et la valeur travail*. La Tour d'Aigues 2006: Edition de l'Aube.
- Villa, Paula-Irene: *Mobilität, Heterotopie, Dezentrierung*. Rosi Braidotti: »Nomadic Subjects«. In: Julia Reuter, Alexandra Kalentzos (Hg.), *Schlüsselwerke der Postcolonial Studies*. Köln 2012, S. 143-152.
- Virtanen, Timo J.: *Northern Voices: Ilmar Talve*. In: *Ethnologie française* 33, 2 (2003), S. 213-220, <https://www.cairn.info/revue-ethnologie-francaise-2003-2-page-213.htm>.
- Vonderau, Asta: *Geographie sozialer Beziehungen. Ortserfahrungen in der mobilen Welt*. Münster u.a. 2003.

W

- Waal, Edmund de: Der Hase mit den Bernsteinaugen. Berlin 2010.
- Wacquant, Loïc: Eine kurze Genealogie und Anatomie des Habitusbegriffs. In: Berliner Debatte Initial 4 (2016), S. 103-109.
- Wacquant, Loïc: Entzivilisierung und Dämonisierung. Die Neuauflage des Ghettos des schwarzen Amerika. In: *dérive* 28 (2007), S. 20-29.
- Wagner, Anselm: Kann Architektur neoliberal sein? In: Johanna Rolshoven, Manfred Omahna (Hg.), *Reziproke Räume. Texte zu Kulturanthropologie und Architektur*. Marburg 2013, S. 98-115.
- Wahlhütter, Isabella: Trieste – Trst – Triest – Erkundungsfragmente aus der Stadt. In: Johanna Rolshoven (Hg.), *Exploring Trieste. Reader zur Exkursion*. O.O., o. Jg. (Graz 2011), S. 9-18.
- Waldenfels, Bernhard: In den Netzen der Lebenswelt. Frankfurt/M. 1994.
- Walsh, Edmund A.: An essay on geopolitics. In: *The political economy of Total War* (School of Foreign Service, Washington D.C., 1942), S. 93-115.
- Warneken, Bernd Jürgen (Hg.): *Der aufrechte Gang. Zur Symbolik einer Körperhaltung*. Tübingen 1990.
- Warneken, Bernd Jürgen: »Völkisch nicht beschränkte Volkskunde«. Eine Erinnerung an die Gründungsphase des Fachs vor 100 Jahren. In: *Zeitschrift für Volkskunde* 95, 1 (1999), S. 169-196.
- Weber, Max: *Die nichtlegitime Herrschaft (Typologie der Städte)*. In: Ders.: *Wirtschaft und Gesellschaft*. Zweiter Halbband. Tübingen 1958, S. 735-822.
- Weber-Kellermann, Ingeborg: *Der Berliner. Versuch einer Stammes- und Großstadtvolkskunde* (1963). In: Andreas C. Bimmer, Gitta Böth (Hg.), *Brauch – Familie – Arbeitsleben. Schriften von Ingeborg Weber-Kellermann*. Marburg 1978, S. 1-20.
- Weber-Kellermann, Ingeborg: *Menschen in der Großstadt*. 1969, http://www.filmarchives-online.eu/viewDetailForm?FilmworkID=7e67dbe3160005c80a2213e49898fd51&mf_tab=IWF.
- Weber-Kellermann, Ingeborg; Bimmer, Andreas C.: *Einführung in die Volkskunde/Europäische Ethnologie*. Stuttgart 1985².
- Weingand, Hans-Peter: Viktor Geramb 1938 – 1945. Biographie als Inszenierung. In: *Jahrbuch der steirischen Volkskultur* 2015. Graz: Volkskultur Steiermark 2016, S. 240-255.
- Weiss, Richard: *Volkskunde der Schweiz*. Erlenbach-Zürich 1946.

- Weißel, Bernhard; Strobach, Hermann; Jacobeit, Wolfgang (Hg): Zur Geschichte der Kultur und Lebensweise der werktätigen Klassen und Schichten des deutschen Volkes vom 11. Jahrhundert bis 1945. Ein Abriß. Berlin 1972.
- Welz, Gisela: Moving Targets. Feldforschung unter Mobilitätsdruck. In: Zeitschrift für Volkskunde 94, II (1998), S. 177-194.
- Whatmore, Sarah: On doing rural research (or breaking the boundaries). In: Environment and Planning A 25, 5 (1993), S. 605-607.
- Williams, Raymond: Culture is ordinary. In: Resources of Hope: Culture, Democracy, Socialism. London: Verso 1986 [1958], S. 3-14.
- Williams, Raymond: The Analysis of Culture. In: Ders., The Long Revolution. London 1961, S. 57-70, reprint in: John Storey: Cultural Theory and Popular Culture. Athens 1994: The University of Georgia Press, S. 48-56.
- Williams, Raymond: The Country and the City. London: Chatto 2011 [1973].
- Willis, Paul: Learning to Labour. How working-class kids get working class jobs. New York 1981 [1977]: Columbia University Press.
- Wilson, Elisabeth: Begegnung mit der Sphinx. Stadt, Chaos und Frauen. Basel 1993.
- Wilson, Elisabeth: Leben im Labyrinth Stadt. Begegnungen mit dem Chaos. In: Barbara Zibell, Theresia Gürtler Berger (Hg.), Stadt im Umbruch. Chaos Stadt? Zürich 1997, S. 215-229.
- Wilson, Elisabeth: The Sphinx in the City. Urban Life, the Control of Disorder, and Women. Berkeley et al. 1992: University of California Press.
- Winkler, Justin (Hg.), »Gehen in der Stadt«. Ein Lesebuch zur Poetik und Rhetorik des städtischen Gehens. Marburg 2017.
- Winter, Max: Soziales Wandern. Wien 1911.
- Wirth, Louis: Urbanism as a Way of Life. In: American Journal of Sociology 44, 1 (1938), S. 1-24.
- Wolfmayr, Georg: Lebensort Wels. Alltägliche Aushandlungen von Ort, Größe und Maßstab in der symbolisch schrumpfenden Stadt. Wien 2019.

Y

- Yildiz, Erol: Die weltoffene Stadt. Wie Migration Globalisierung zum urbanen Alltag macht. Bielefeld 2013.
- Yildiz, Erol: Stadt ist Migration. In: Malte Bergmann, Bastian Lange (Hg.), Eigensinnige Geographien: Städtische Raumaneignungen als Ausdruck gesellschaftlicher Teilhabe. Wiesbaden 2011, S. 71-80.

Yildiz, Erol; Mattausch, Birgit (Hg.): Urban Recycling. Migration als Großstadtresource. Bielefeld 2009.

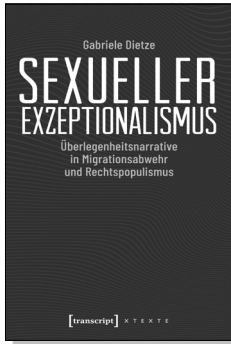
Z

Zinganel, Michael: Real Crime. Architektur, Stadt und Verbrechen. Zur Produktivkraft des Verbrechens für die Entwicklung von Sicherheitstechnik, Architektur und Stadtplanung. Wien 2003.

Zinn-Thomas, Sabine: Fremde vor Ort. Selbstbild und regionale Identität in Integrationsprozessen. Eine Studie im Hunsrück. Bielefeld 2010.

Zopfi, Emil: Die Fabrikglocke. Der Aufstand der Glarner Stoffdrucker gegen die Zeit. Zürich 1988.

Kulturwissenschaft



Gabriele Dietze

Sexueller Exzeptionalismus

Überlegenheitsnarrative in Migrationsabwehr und Rechtspopulismus

2019, 222 S., kart., Dispersionsbindung, 32 SW-Abbildungen
19,99 € (DE), 978-3-8376-4708-2

E-Book: 17,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4708-6



Michael Thompson

Mülltheorie

Über die Schaffung und Vernichtung von Werten

April 2021, 324 S., kart., Dispersionsbindung,
57 SW-Abbildungen

27,00 € (DE), 978-3-8376-5224-6

E-Book:

PDF: 23,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-5224-0

EPUB: 23,99 € (DE), ISBN 978-3-7328-5224-6



Erika Fischer-Lichte

Performativität

Eine kulturwissenschaftliche Einführung

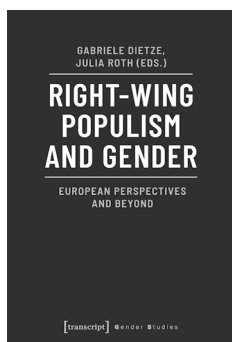
April 2021, 274 S., kart., Dispersionsbindung, 3 SW-Abbildungen
22,00 € (DE), 978-3-8376-5377-9

E-Book:

PDF: 20,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-5377-3

**Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten
finden Sie unter www.transcript-verlag.de**

Kulturwissenschaft



Gabriele Dietze, Julia Roth (eds.)

Right-Wing Populism and Gender European Perspectives and Beyond

2020, 286 p., pb., ill.

35,00 € (DE), 978-3-8376-4980-2

E-Book:

PDF: 34,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4980-6



Thomas Hecken, Moritz Baßler, Elena Beregow, Robin Curtis,
Heinz Drügh, Mascha Jacobs, Annekathrin Kohout, Nicolas
Pethes, Miriam Zeh (Hg.)

POP

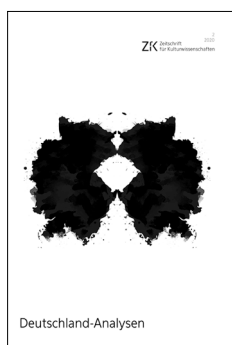
Kultur und Kritik (Jg. 10, 1/2021)

April 2021, 178 S., kart.

16,80 € (DE), 978-3-8376-5393-9

E-Book:

PDF: 16,80 € (DE), ISBN 978-3-8394-5393-3



Marcus Hahn, Frederic Ponten (Hg.)

Deutschland-Analysen

Zeitschrift für Kulturwissenschaften, Heft 2/2020

2020, 240 S., kart., Dispersionsbindung, 23 Farbabbildungen

14,99 € (DE), 978-3-8376-4954-3

E-Book:

PDF: 14,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4954-7

**Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten
finden Sie unter www.transcript-verlag.de**